Österreichs Blutweg.

Ein Vierteljahrtausend Kampf um Großdeutschland.

Anton Graf Bossi Fedrigotti.

Österreich, das ist das südöstlich von Deutschland gelegene Land... Bald nur noch als solches kennen wir es heute! Doch bis 1919 verband mehr als ein Vierteljahrtausend gemeinsamer Heeresgeschichte die deutsche "Ostmark" mit dem "Altreich". In diesem Buch aus dem Jahre 1939 stellt der Verfasser die großen Taten ostmarkdeutschen Soldatentums ins Blickfeld gesamtdeutscher Geschichte hinein und zeigt in erster Linie den Einsatz dieses Soldatentums in jenen Kriegen auf, die dem Schutze des Reiches gegolten haben. Gleichzeitig erkennen wir jedoch erschüttert, was die sprichwörtliche deutsche Uneinigkeit unserem Volk durch die Jahrhunderte alles gekostet hat!

Österreichs Blutweg. Ein Vierteljahrtausend Kampf um Großdeutschland. Anton Graf Bossi Fedrigotti.

Anton Graf Bossi Fedrigotti.
Österreichs Blutweg. Ein Vierteljahrtausend Kampf um Großdeutschland.
Anton Graf Bossi Fedrigotti.

Verlag "Die Wehrmacht" Berlin © 1939.
Diese digitalisierte Version © 2012 by The Scriptorium. Alle Illustrationen stammen aus dem Original.

15. März 1938
Aufbruch zur Türkenabwehr: St. Gotthard
Wien 1683
Eugenio von Savoy
Siege des Reichsfeldmarschalls
Ruhm und Tragik
Aus den Kriegen Friedrichs des Großen gegen Maria Theresia
Kaiser Josef und seine Reformen
Zwanzig Jahre Deutschlands Schild gegen Frankreich
Erzherzog Carl und Napoleon
Aspern
Die Freiheitskriege
Blut für Habsburgs Hausmacht
Klein-Deutschland
Fels im Chaos
Vom Blutopfer der Deutschen Österreich-Ungarns im Weltkrieg
Ostmark und Sudetenland kehren heim
Literaturverzeichnis

[7]

15. März 1938

Über den Heldenplatz, von den Fronten des stilüberlasteten Quadernkolosses der neuen und des ehrwürdigen Barockbaues der alten Hofburg in Wien bis hinaus vor das äußere Burgtor, dann an der Ringstraße entlang, vor dem Parlament, dem Burgtheater und der Universität, ja zuletzt noch an der Roßauer Kaserne, wo die Deutschmeister liegen, erschallt ein einziges, scharfes Kommando:

"Präsentiert das - Gewehr!"

Und in dem nämlichen Augenblicke, da jetzt Tausende von Soldatenfäusten im altpreußischen Präsentiergriff an die Gewehrschäfte fassen oder im österreichischen Griff den Stutzen aus dem "Schultert!" vor sich reißen, schmettern vor dem äußeren Burgtor die Klänge des Präsentiermarsches auf, senken sich hunderte von Degen zur Ehrenbezeugung aus der Linie der Fronten, und nun fährt das Sonnenlicht über eine zur Unbeweglichkeit erstarrte Soldatenmauer dahin, die unter präsentiertem Gewehr den Schöpfer des Großdeutschen Reiches erwartet.

Adolf Hitler grüßt zum ersten Male die Waffenträger der großdeutschen Wehrmacht!

Dort, wo vor dem Denkmal der großen Kaiserin das leuchtende Rot der Fahnen des Dritten Reiches mit dem Grau der Generalsuniformen und dem Braun der Freiheitskämpfer der Ostmark zusammenfließt, steht der Führer und nimmt mit dem Gruße der Deutschen die Meldung von der ersten Parade der großdeutschen Wehrmacht entgegen.

Knapp, mit klarer deutlicher Stimme meldet der Generaloberst von Bock dem Führer die Stärke der angetretenen Truppen. Adolf Hitler dankt, hebt wiederum die Hand zum feierlichen Gruße der Deutschen und schreitet nun langsam die Fronten der Ehrenkompanien vor dem äußeren Burgtor ab. Dann wendet er sich, gefolgt von den Generalen des neuen großdeutschen Heeres, dem Grabmal der Gefallenen Österreichs zu, und während nun vier Offiziere den mächtigen Lorbeerkranz hinauf zu dem Ehrenmal tragen, betritt der Führer mit seinem Gefolge die Gruft und grüßt dort die Toten des Weltkrieges jener einstigen [8] kaiserlich und königlichen Armee, deren Rückgrat und Mark durch Jahrhunderte die Deutschen der Ostmark gewesen sind.

Feierlich und ergreifend hallen inzwischen die Klänge des Liedes vom guten Kameraden über den Heldenplatz hin. "Ich hatt' einen Kameraden!" - In dieser Stunde, da durch die Befreiungstat eines Sohnes der Ostmark ein Volk

von fünfundsiebzig Millionen wieder zueinander gefunden hat, erscheinen die Geschehnisse der Gegenwart so eindringlich als der große geschichtliche Abschluß eines Zwangslaufes historischer Epochen, daß man auch hier wiederum von der Fügung des deutschen Schicksals überwältigt sein muß, die es geschehen läßt, daß der Schöpfer der großdeutschen Wehrmacht die Ehrung der toten Soldaten der Ostmark gerade am äußeren Burgtor und vor dem Heldenplatz der Wiener Hofburg vollzieht.

Denn während Adolf Hitler dem deutschen Soldatentum Österreichs an dieser Stelle den Dank der Nation überbringt, zieht er damit den ehernen Schlußstrich unter das letzte Kapitel einer Soldatengeschichte, deren Träger einmal aus der Verpflichtung des Waffenträgers zum Schutze des Reiches im Osten geboren, sich ebensooft in Erfüllung dieser Verpflichtung im Osten und Westen zum leuchtenden Vorbild deutscher Wehrkraft erhob, wie er auch oftmals zum Werkzeug von Hausmachtsinteressen mißbraucht und damit zum Kämpfer für die deutsche Zwiespalt bestellt werden mußte.

Auf dem Burghof zu Wien, dort wo sich über dem efeudurchrankten Schweizertor die lange Fassade der alten Hofburg erhebt, zog einst jenes Kürassierregiment von Krems her vor den geöffneten Fenstern der Kaiserburg auf, dessen Einzug Ferdinand II. zu dem verhängnisvollen "Nein!" gegenüber den protestantischen Ständen bestimmte, das mit dem Prager Fenstersturz den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges hervorrief.

Und weil es der Dreißigjährige Krieg ist, auf dessen brudermörderische Schlachten die ehemalige österreichische Armee ihren Ursprung zurückführt, trägt diese Stunde, da Adolf Hitler die Wehrkraft der Ostmark dem deutschen Volke beinahe an der nämlichen Stelle zurückgibt, an der sie sich zum Auszug in den blutigsten deutschen Zwiespalt anschickte, den Sinn einer Wiedergutmachung in sich, in der jedes Erbe eines Willküreinsatzes deutschen Soldatentums für die Erfüllung von Hausmachtinteressen erlischt, das nicht nur für die Ostmark, sondern für alle deutschen Stämme so oft die Wurzel unsäglichen Unheils gewesen ist.

Doch nicht allein aus der Tragik der Kämpfe und aus der Erinnerung an die bittere Schicksalsgemeinschaft gegenseitiger und damit gemeinsam erlittener Opfer um die innerdeutsche Vormachtgestaltung entspringt für [9] uns der Gruß an den toten Kameraden der Ostmark, dessen wir beim Erklingen jenes alten Soldatenliedes gedenken. Um vieles leuchtender und darum unvergeßlicher steht heute jenes deutsche Soldatentum Österreichs vor uns, das sich seit seiner Gründung als stehendes Heer so oft zum Schutze des Reiches und in der Erfüllung gesamtdeutscher Aufgaben den Siegeslorbeer geholt hat. Und auch hier ist wiederum Adolf Hitler zu danken, daß er gerade den Heldenplatz von Wien zum Schauplatz der ersten Heerschau der großdeutschen Wehrmacht erhebt. Denn dort, wo die Denkmäler des Prinzen

Eugen und des Siegers von Aspern als Wächter des Totenmales der Weltkriegsgefallenen stehen, erklingt ebenso stolz, wie vor dem Zeughaus Berlins oder an der Feldherrnhalle zu München das Lied:

"Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht!"

Trompetengeschmetter, das Aufklingen neuer Märsche, scharfe Kommandoworte und der dröhnende Rhythmus gleichmäßig durchgeführter Massenbewegungen tragen die Gedanken noch einmal zu den Augenblicksbildern zurück. Der Führer ist wieder vor dem äußeren Burgtor erschienen. Und während sich Adolf Hitler nun mit seinem Gefolge zur Begrüßung der Ehrengäste begibt, beginnen sich die Truppenmassen neu zu formieren - der Anmarsch zum ersten Vorbeimarsch der großdeutschen Wehrmacht beginnt.

Da fügt sich das Erleben dieser unvergeßlichen Heerschau, da schließen sich die Bilder von dem Herandröhnen preußischer, bayrischer und österreichischer Regimenter unter dem Eindruck der Tradition, die aus ihren Reihen heranzieht, zu einem einzigen Gemälde deutscher Soldatengeschichte zusammen. Und wie nun von der Spitze des ersten vorbeimarschierenden österreichischen Infanterieregiments der Hoch- und Deutschmeistermarsch erklingt, gewinnt wiederum die Erinnerung an die deutsche Vergangenheit der alten Ostmarkheere vor unseren Augen Gestalt, und angesichts vorüberziehender alter Fahnen blicken wir auf die ruhmreichsten Taten der Führer und Soldaten der deutschen Ostmark zurück.

[10]

Aufbruch zur Türkenabwehr: St. Gotthard

Zweihundertachtzig Jahre deutscher Geschichte sinken vor unseren Augen in den Schoß der Vergangenheit zurück, da am 15. März 1938 auf der Ringstraße zu Wien die Bataillone aus dem Altreich neben den Deutschösterreichern heranmarschieren. Mahnend, voll von ahnender, für das deutsche Schicksal bangender Eindringlichkeit tritt uns das Jahr 1658 aus der altersgrauen Reihe seiner Zeitraumskameraden entgegen. Wie kein anderes nach dem Dreißigjährigen Krieg trägt dieses Jahr die ersten Merkmale eines wiedererwachenden deutschen Heldenzeitalters in sich, das nicht in der Selbstzerfleischung deutscher Zwietracht erstickt, sondern dem die Waffen gemeinsam marschierender deutscher Soldaten ihrer verpflichtenden Runen eingeprägt haben.

"Wir haben unser Blut, wir haben unser Ehr und Namen hingegeben und nichts ausgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten gemacht haben. Sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anderes als fremder Nationen Gefangene? Wer nun kein fremd Brot essen will, soll daran denken, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigen Blut und sein für alle Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen: Bedenke, daß Du ein Teutscher bist!" - Solche Worte ruft der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm Anno 1658 den Deutschen Schleswig-Holsteins und damit dem ganzen deutschen Volke entgegen. Er erläßt diesen Aufruf angesichts brandenburgischer und kaiserlicher Soldaten und gibt damit den Kämpfern des Schwedenkrieges in Jütland und Pommern zum ersten Male wieder seit den großen Zeiten mittelalterlicher deutscher Einigung eine Losung auf die Schlachtfelder mit, die seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Bewußtsein des deutschen Volkes gestorben zu sein schien.
"Bedenke, daß Du ein Teutscher bist!" - unter dieser Parole haben im Jahre 1658 zum ersten Male stehende deutsche Heere ihre Schlachten gegen Feinde des Reiches geschlagen. So trägt die deutsche Heeresgeschichte beinahe seit ihrem Ursprung jene verpflichtende Mahnung in sich, der wir in den großen Zei- [11] ten preußisch-deutschen und ostmarkdeutschen Soldatentums, besonders nach den Epochen gegenseitigen Ringens, immer wieder begegnen.

Vierzig Jahre waren Anno 1658 seit dem Westfälischen Frieden vergangen. Auf diese vier Jahrzehnte blickte die deutsche Ostmark als den Zeitpunkt der Gründung ihres stehenden Heeres zurück. Wohl hatte schon vor und während des Dreißigjährigen Krieges in den habsburgischen Heeren das eine oder andere Regiment als stehende Truppe des Kaisers bestanden. Ja, das österreichische Dragonerregiment Graf Montecuccoli führte als ältestes Regiment Europas seine Entstehungsgeschichte bis zu diesem Zeitraum zurück, doch ein eigentliches stehendes Heer wurde erst unter Ferdinand III. ein Jahr nach dem Frieden von Münster und Osnabrück aus den Beständen der ehemaligen Wallensteinschen Armee geschaffen. Ferdinand befahl, daß neun Regimenter zu Fuß und zehn Regimenter zu Roß auf dem Fuße stehenbleiben sollten.

Dieses Heer führte nun als Kern einer inzwischen durch neue Regimenter erweiterten Kriegsmacht im Jahre 1658 in Holstein und Jütland zusammen mit den Brandenburgern den Schwedischen Krieg. Blutig war soeben das Jahr 1657 sowohl für Habsburg als auch für Hohenzollern zu Ende gegangen. Tobte doch seit 1655 zwischen Polen und Schweden ein erbitterter Erbfolgekrieg. Habsburg, das sich durch den Verbündeten Schwedens, Georg Rakoczy II. von Siebenbürgen, in Oberungarn und durch den Sieg der Schweden auch im Reiche bedroht fühlte, hatte sich als Verbündeter Polens geschlagen. Hohenzollern führte in der Absicht, die

Anerkennung der Unabhängigkeit Preußens als Bündnisdank von den Schweden zu holen, auf Seite König Karl Gustavs X. von Schweden den Krieg. Da zwang das Eingreifen Dänemarks die Schweden zum Schutze des Herzogtums Bremen von den Toren Warschaus zurück. Siegreich drangen kaiserliche Generale, voran Hatzfeld, Montecuccoli und Spork, von Oberschlesien aus in Polen vor. Krakau, Thorn und andere von den Schweden eroberte Plätze wurden mit stürmender Hand von den Kaiserlichen genommen, und während in der Hofburg zu Wien der dritte Ferdinand starb, trugen kaiserliche Soldaten die Fahnen des Reiches bis an die Ostseeküste heran und legten damit dem jungen Thronfolger Leopold ein Waffenerbe zu Füßen, das für diesen siebzehnjährigen, unkriegerisch und von Jesuiten erzogenen Prinzen zur Grundlage jener späteren, ihm vom Zwang der Ereignisse geradezu abgerungenen "glorreichen" Regierungszeit wurde, deren "Glorie" ihm die herrlichsten deutschen Waffensiege erfochten.

Aber auch ein anderer, durch seine eigene Tatkraft Großer der deutschen Geschichte wurde gerade im Jahre 1658 an die Seite der leopol- [12] dinischen Heere gestellt. Der staatsmännische Weitblick des Großen Kurfürsten hatte diesen Anno achtundfünfzig zur Abkehr von dem schwedischen Bündnis gezwungen. Auch in Brandenburg war erst seit fünf Jahren mit der Errichtung eines stehenden Heeres begonnen worden. Wie nun, dank Derfflingers und Montecuccolis Kriegskunst, ganz Jütland in die Hände der Verbündeten fiel, konnte Friedrich Wilhelm endlich an die Verwirklichung seiner größten Aufgaben schreiten und in weiterer Verfolgung des Feldzuges von dem jetzt auch verbündeten Polen die Aufhebung der Lehnsherrschaft über das Herzogtum Preußen verlangen, die damit den Begriff dieses Namens zum großen Vorbild der deutschen Soldatengeschichte erhob.

So hatten in diesem Jahre 1658 kaiserliche und brandenburgische Truppen durch den im gleichen Jahre geschlossenen Bund ihrer Fürsten mit der Waffe die Voraussetzung für den Frieden von Oliva geschaffen. Als dann 1659 auch noch der größte Teil des schwedischen Pommern für Karl Gustav X. verlorenging, mußten die Schweden die Friedensbedingungen Habsburgs und Hohenzollerns annehmen, und nun stand am Beginn der preußisch-deutschen und ostmarkdeutschen Heeresentwicklung eine vom Schicksal den Deutschen zum ersten Male nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder mahnend ins Bewußtsein gebrachte Einigkeit der Waffen, die bald darauf eine noch stärkere Feuerprobe im Türkenfeldzug von 1664 erlebte.

"Gerührt durch die Bitten der Christen, gewährt der Sultan ihnen den Frieden...!" - so hatte seit 1568, dem Zeitpunkte des Friedens von Adrianopel, oder auch später im Jahre 1606, beim Vertrage von Szitva-Torok, der Wortlaut des Friedensvertrages zwischen der kaiserlichen Majestät des Römischen Reiches Deutscher Nation und der Hohen Pforte gelautet. Nichts

vermochte sinnfälliger die äußere Ohnmacht des Reiches und die durch die Selbstzerfleischung des Dreißigjährigen Krieges hervorgerufene geringschätzige Wertung seiner Waffen zum Ausdruck bringen, als diese demütigende Einleitung der Friedensverträge, die neben einem, vom Kaiser bis zum Jahre 1606 jährlich zu leistenden "Ehrengeschenk" von 30 000 Dukaten an den Sultan, den durch die türkischen Waffen in Ungarn und Siebenbürgen noch vor dem Dreißigjährigen Kriege geschaffenen Zustand zu gewährleisten hatten.

Dennoch waren es weder der Kaiser noch die Türken, die siebenundfünfzig Jahre nach dem Friedensschluß von Szitva-Torok den Funken in dem ewig geladenen Pulverfaß Ungarn-Siebenbürgen zur Entzündung brachten. Zum Glück für das Reich hatten die Türken, durch innere Schwierigkeiten gezwungen, während des ganzen Dreißigjährigen Krieges Frieden gehalten. Da war es jener schwedisch-polnische [13] Erbfolgestreit, der die Ursache zum ersten großen deutschen Feldzug gegen die türkische Bedrohung des Abendlandes hergab.

Georg Rakoczy II. von Siebenbürgen hatte sich trotz der Abmachung des Kaisers und gegen das Verbot seines Lehensherrn, des Sultans, in den Krieg gegen Polen als Verbündeter Schwedens hineinziehen lassen. Die Ursache dieser seiner Einmischung in den Krieg war die Hoffnung eines sicheren Erfolges der Schweden und einer damit verbundenen Stärkung seiner eigenen Macht gegenüber Wien und Stambul gewesen. Nun hatte aber die vereinigte Kraft kaiserlicher und brandenburgischer Waffen die Wünsche Rakoczys im fernen Norden zerschlagen. Er selbst kehrte schon 1657, von Montecuccoli beinahe vernichtet, mit den Resten seines Heeres nach Siebenbürgen zurück. Doch nun überzog auch der türkische Großwesir Achmed Köprülü, der in einem nach außen geführten Feldzuge eine willkommene Ablenkung sich gegenseitig bekämpfender innerosmanischer Machtgruppen erblickte, Siebenbürgen zur Strafe für den Ungehorsam seiner Fürsten mit einem Kriege. Rakoczy wurde bei Gyula geschlagen, und da er an den Folgen einer in dieser Schlacht erlittenen Verwundung bald darauf starb, erhielt Johann Kemeny von den siebenbürgischen Ständen den Fürstenhut. Aber die Türken hatten schon Michael Apassi in Maros-Vasarhely zum Fürsten erhoben. Da Kemeny ein Schützling Kaiser Leopolds war, kam es nach einem zweijährigen wechselvollen Kampfe der beiden siebenbürgischen Thronprätendenten, der Sultan und Kaiser zur Entsendung militärischer Hilfskräfte zwang, als Folge der endgültigen Niederlage Kemenys und dessen bei Megyes erfolgten Tode im Jahre 1663 nun auch zwischen den zwei an den Machtverhältnissen in Siebenbürgen interessierten Mächten, Österreich und der Pforte, zum offenen Krieg.

Der Oberbefehl für diesen Feldzug wurde dem Präsidenten des Hofkriegsrates, dem kaiserlichen Feldmarschall Raimund Graf Montecuccoli,

übertragen. Montecuccoli, der aus dem italienischen Herzogtum Modena stammte, hatte sich schon während des Dreißigjährigen Krieges ausgezeichnet. 1627 war er als gewöhnlicher Musketier des Regimentes Colalto in kaiserliche Dienste getreten. Und nun begann für ihn bald eine glänzende militärische Laufbahn. Er wurde Hauptmann in einem Reiterregiment, rückte dann zum Obristleutnant im Regiment Vitzthum vor und zeichnete sich verschiedentlich unter Wallenstein aus. Im Gefecht bei Melnik wurde er von Truppen Banérs gefangengenommen und nach Stettin gebracht. Unter dem Zwang der unfreiwilligen Beschäftigungslosigkeit fing er an, sich mit dem Studium der verschiedensten Wissenschaften zu beschäftigen. Hier entstanden auch die Entwürfe für seine später so berühmt gewordenen Betrachtungen "Von der Kriegskunst".

[14] Wieder freigelassen, erklomm Montecuccoli bald die höchsten Stufen des militärischen Ranges. Für den Sieg bei Troppau zum Generalfeldwachtmeister ernannt, wurde er schon 1644 Feldmarschalleutnant und nach der Beendigung des nordischen Krieges Feldmarschall.

Der Kampf, den nun Graf Montecuccoli in Oberungarn begann, trug von Anfang an die Merkmale einer vorsichtigen, durch meisterhaftes Manövrieren gekennzeichneten Taktik. Montecuccoli war durch die ewige Ebbe in den kaiserlichen Kassen, die sich in der Bereitstellung einer viel zu geringen Truppenzahl ausgewirkt hatte, zu dieser hinhaltenden Kriegführung gezwungen. Und auch hier mutet es wie ein dem Deutschtum der Ostmark unter den Fahnen Habsburgs durch Jahrhunderte vorgezeichnetes Verhängnis seines soldatischen Schicksals an, daß schon am Beginn seines Einsatzes im Rahmen eines stehenden Heeres die bittere Notwendigkeit stand, ohne Bereitstellung der nötigen Mittel für eine erfolgreiche Kriegsführung zu kämpfen. Was dem Großen Kurfürsten, dem Soldatenkönig, Friedrich dem Großen und fast allen preußischen Herrschern und später den Kaisern und Feldherren des Zweiten Reiches gelang, durch Erfassung aller Kräfte des Staates die militärische Macht ihrer Reiche zu stärken, blieb den Feldherren der Ostmark, von Montecuccoli über Prinz Eugen, dann Erzherzog Karl, Radetzky, Benedek, Conrad von Hötzendorf und der letzten deutschösterreichischen Wehrmacht, dem Bundesheer der Nachkriegszeit, versagt. Mit um so unvergänglicheren Lettern haben diese Feldherren und ihre Soldaten dafür ihre Taten in das Buch der deutschen Soldatengeschichte eingetragen. Denn wenn trotz der oft furchtbaren Ebbe in der Wiener Kriegskasse es dennoch gelang, gegen eine halbe Welt und durch Jahrhunderte zum Schutze des Reiches nicht nur im Felde zu bestehen, sondern auch zu siegen, dann hat das deutsche Soldatentum der Ostmark damit den Beweis erbracht, daß es heute voller Stolz in den Reihen der großdeutschen Wehrmacht auf seine Geschichte zurückblicken kann. Aber zugleich mit der Not an Mannschaften, Kriegsmaterial und Waffen ist in allen

Kriegen des Soldaten der Ostmark die Sehnsucht nach einem starken Reich, das dem Soldaten gab, was dem Soldaten gebührte, entstanden. Von den Feldzügen Montecuccolis bis zu den Kämpfen des Weltkrieges herab hat sich dieser Wunsch, diese Hoffnung im Herzen der Soldaten des österreichischen Heeres erhalten. So war es auch für die letzten Soldaten des Staates Österreich wie eine Befreiung aus einem vielhundertjährigen Zwang des Verzichtens und Sparens, als Adolf Hitler am 15. März 1938 der deutschen Ostmark endlich wieder die Möglichkeit gab, die in ihrem Volkstum ruhenden soldatischen Kräfte voll zu entfalten.

[15] So trat auch an Montecuccoli die bittere Notwendigkeit heran, sich anfänglich nur mit sechstausend Mann einer türkischen Übermacht von nahezu hunderttausend Kämpfern entgegenzustellen. Aber dank seiner Geschicklichkeit im Täuschen des Gegners vermochte er den Großwesir Achmed Köprülü zur Zersplitterung seiner Kräfte zu bringen.

Während er den Türken vor der kleinen Festung Neuheusel in Oberungarn band, gelang es ihm, die niederösterreichische Grenze zu decken. Doch als seine Vorstellungen in Wien um Verstärkungen noch immer erfolglos blieben und selbst der Großwesir dem Sultan auf dessen Vorwurf, warum er Wien nicht angegriffen habe, zur Antwort gab: "Er habe nicht voraussetzen können, daß ein so wichtiger Platz in solcher Weise vernachlässigt sei", legte Montecuccoli sein Amt als Oberbefehlshaber nieder. Er habe keine Lust, so erklärte er: "Ein kleines tapferes Heer für ein Reich auf die sichere Schlachtbank zu führen, dessen Regierung trotz des Kriegslärmes eingeschlafen sei!"

Die Schuld an diesen Versäumnissen in der Ausrüstung des Heeres traf allerdings in erster Linie mehr die vom französischen König bestochenen Räte Portia und Lobkowitz als den Kaiser. Auch der Regensburger Reichstag hatte sein gewichtiges Teil Verschulden daran. Als dann aber die Hilferufe aus Wien immer dringlicher wurden, und für das Jahr 1664 wirklich die Besetzung Wiens durch die Türken zu fürchten war, bequemte sich der plötzlich aufgeschreckte Reichstag endlich zur Bewilligung der dringendsten Hilfe. Auch der Papst steuerte bedeutende Geldmittel bei, und so gelang es, im Frühjahr 1664 ein Heer von rund 66 000 Mann auf die Beine zu bringen. Unter der Führung Markgraf Leopolds von Baden-Durlach, der Grafen Hohenlohe und Waldeck, des Herzogs Adolfs von Holstein und des jungen Obristen Prinz Carl von Lothringen zog nun das Reichsheer, schwerfällig und durch dauernde Eifersüchteleien der militärischen Führer in seiner Schlagkraft behindert, gegen die niederösterreichische Grenze heran. Auch 2000 Brandenburger marschierten in dieser Streitmacht der Reichshilfe mit. Was aber für diese christliche Armee noch ein besonders gefährliches Hindernis ihrer ohnehin schon so schwierigen Manövrierfähigkeit bedeutete, war das Herannahen von 5000 Franzosen, die der französische König unter

dem Befehle des Prinzen Coligny dem Kaiser zur Hilfe entsandt hatte. Diese Franzosenhilfe war kaum als Unterstützung des Kaisers gedacht. Denn dem Obersten Kriegsherrn Colignys, dem jungen vierzehnten Ludwig, lag wenig daran, durch seine Truppen den von den Türken offen daliegenden Osten des Reiches zu schützen. Für ihn bedeutete die Entsendung eines Hilfskorps nur den Ausdruck französischer Macht und den sinnfälligen Hinweis jenes französischen Pro- [16] tektorates über den ersten Rheinbund, das sich Ludwig XIV. bereits angemaßt hatte. So war denn auch Coligny durch einen strikten Befehl seines Herrn gebunden, der dem französischen Befehlshaber die Weisung mitgegeben hatte, die Soldaten des Sonnenkönigs nach Möglichkeit bei den Gefechten zu schonen.

Gegen Ende Mai 1664 war dann endlich der größte Teil der vom Reich entsandten Streitkräfte an der ungarischen Grenze versammelt. Aber nun zeigte sich bald, daß angesichts des nun auch langsam aus den serbischen und ungarischen Winterquartieren heranziehenden Feindes die Uneinigkeit der Befehlsführung eine schwere Gefährdung der Schlagkraft des Heeres bedeutete. Schon ging Woche um Woche mit schleppenden Beratungen und noch schleppenderen Bewegungen des christlichen Heeres verloren. Nur die kühnen Vorstöße des kroatischen Banus Zrinyi auf die Drau- und Donaubrücken des Großwesirs brachten die Kriegsführung allmählich in Gang. Auch die Brandenburger erfochten bei Lewencz in Oberungarn einen ersten schönen Erfolg. Doch als es dem Großwesir gelang, Zrinyis Hauptstützpunkt, Serinvar, zu erstürmen, und es infolge der Eifersüchteleien zwischen Hohenlohe und dem Banus zu keinem erfolgversprechenden Zusammenwirken der beiderseitigen Streitkräfte kam, entschloß man sich in Wien, Montecuccoli wieder um die Übernahme des Oberbefehls zu bitten. Erst nur widerstrebend, aber dann doch von der Größe der ihm übertragenen Aufgabe durchdrungen, nahm dieser an. Mit dem Markgrafen von Baden und Generalleutnant Coligny, die als letzte mit ihren Truppen herangezogen kamen, marschierte nun Montecuccoli nach Oberungarn und stieß mit den von ihm nunmehr geführten Reichs- und Hilfsvölkern Anfang Juli zum Heer. Dort führte er mit einer für den "Zauderer" ungewöhnlichen Energie die Vereinigung aller Hilfstruppen und die Vereinheitlichung des Oberbefehls unter seiner Hand durch. Der Grund, warum dies mit einer für die Herren Reichsgenerale durchwegs nur mit Widerwillen ertragenen Entschiedenheit geschah, war in der bedrohlichen Nähe des Gegners zu suchen. Achmed Köprülü war nach der Eroberung Serinvars an die Mur marschiert und hatte diese zu überschreiten versucht. Doch dank des gerade noch rechtezeitig beim Heere eingetroffenen Montecuccoli wurde er daran gehindert. Nun zog Köprülü an die Raab. Doch hier wurde in energisch geführten Gefechten bei Körmönd und Czakan der Versuch der Türken, die Raab zu überschreiten, vereitelt. Über den plötzlich unerwartet hartnäckigen Widerstand ergrimmt, zog der Großwesir nun stromaufwärts. Doch Montecuccoli folgte ihm am gegenüberliegenden Ufer nach, und als die zwei Heere in der Gegend der

Abtei von Sankt Gotthard nahe der Grenze des heut- [17-18=Illustrationen] [19] tigen steirischen Burgenlandes mit Ungarn anlangten, bezogen beide Feldherren ein befestigtes Lager. Nur getrennt durch den hier bloß zwölf Schritte breiten Flußlauf der Raab, die sich zwischen den Dörfchen Moggersdorf und Windischdorf in einem nach Südosten vorspringenden Bogen aus dem Gebirge in die Ebene hinauswindet, ließ der Großwesir, in der Absicht, hier den Flußübergang zu erzwingen, seine Schanzen aufwerfen, während Montecuccoli, rings um das Dörfchen Moggersdorf gelagert, willens war, die Absicht des Gegners um jeden Preis zu vereiteln.

Die Nichtbefolgung eines Befehls durch den Führer der Reichstruppen und das Ungestüm des kaiserlichen Reitergenerals Spork zwingen Montecuccoli jedoch vorzeitig zur Annahme der Schlacht. Er hat seine Truppen derart in dem befestigten Lager verteilt, daß die kaiserlichen Regimenter den rechten Flügel zu decken haben, während die Reichstruppen im Zentrum stehen und die Franzosen auf dem linken Flügel postiert sind. Die Anlage des Lagers, das auch als Aufmarschraum für die Schlachtordnung zu dienen hat, ermangelt jedoch eines wichtigen Schutzes. Vor dem Lager beschreibt nämlich die Raab einen Bogen zwischen den beiden Ortschaften Moggersdorf und Windischdorf, das den geeignetsten Übergangspunkt für den Großwesir darstellt. Darum hat Montecuccoli dem Grafen Hohenlohe bereits während des Anmarsches befohlen, die Sehne des Bogens durch seine Vortruppen mit Schanzen und Geschützen sichern zu lassen. Dieser Befehl ist von Hohenlohe jedoch nicht ausgeführt worden, weil es seiner Eitelkeit nicht behagt, sich den Anordnungen Montecuccolis unterzuordnen. Das hat zur Folge, daß die Türken nun ungestört auf dem jenseitigen Ufer Befestigungen und Batterien zu errichten vermögen.

Unter dem Schutze dieser Befestigungen bringen sie dann in der dem eigentlichen Schlachttage vorangehenden Nacht auch einen Teil leichter Truppen über die Raab, die sich dicht vor den Wällen der Kaiserlichen eingraben. Während sich diese Vorgänge nun zwischen den Befestigungen der beiden Hauptlager abspielen, gelingt Spork im Frührot des 1. August weiter westwärts ein Überfall auf eine starke türkische Fouragierkolonne, der er den größten Teil ihrer Leute und Hunderte von Mauleseln und Kamelen abnimmt. Dieser Handstreich erzürnt Achmed Köprülü derart, daß er unverzüglich den Befehl zum Vorgehen seiner im Zentrum aufmarschierenden Streitkräfte gibt. 3000 Spahis, von denen jeder einen Janitscharen hinter sich auf dem Pferd sitzen hat, [20] durchqueren den Fluß und greifen das Mitteltreffen der nun ebenfalls eilig in die Schlachtordnung einrückenden Reichstruppen an. Und nun rächt sich das von Hohenlohe

verschuldete Versäumnis. Die Türken entwickeln, ohne aufgehalten zu werden, in dem unverteidigten, vor den Wällen des deutschen Lagers liegenden Uferabschnitt ihre Angriffskolonnen und erklimmen, ehe die Reichstruppen ernstlichen Widerstand leisten können, bereits den Lagerwall. Unaufhaltsam ergießt sich bald darauf Welle um Welle von Janitscharen in die in Flammen aufgehende Zeltstadt. Moggersdorf wird von ihnen genommen; und schon scheint dem Großwesir die Sprengung der christlichen Schlachtfront an deren gefährdetsten Punkte im Zentrum zu glücken, bevor die beiden Flügel des christlichen Heeres überhaupt zum Einsatz gelangen. Es ist ein Zufall, daß Köprülü jetzt aus dem Gewühl des im Lager der Deutschen wild hin- und herwogenden Kampfes nicht klar genug den sich ihm bietenden Vorteil erkennt. Er bringt keine neuen Angriffswellen über den Fluß und enthebt Montecuccoli damit der Sorge um das Fortbestehen der Flügel. Dafür bemerkt der kaiserliche Feldherr aber um so rascher jetzt den Fehler des Gegners. Während man in seiner Umgebung bereits vom Rückzug spricht, ergreift er selber die Fahne eines kaiserlichen Fußregiments und führt dieses und mit ihm noch zwei andere Infanterieregimenter zum Gegenstoß vor. Auch die Kürassierregimenter Lothringen und Schneidau brechen jetzt mit entschlossener Wucht über die Türken herein. Der Markgraf von Baden aber bringt die Reichsvölker endlich zum Stehen und wirft sie erneut gegen die türkische Flanke. Endlich weichen die Janitscharen wieder bis an die vor dem Fluß errichteten Schanzen. Dieser hartnäckige Kampf, bei dem sich vor allem Prinz Carl von Lothringen hervortut, endet aber doch schließlich mit der wilden Flucht der Janitscharen und der ebenfalls vor den Schanzen am Fluß postierten großwesirlichen Leibwache. Erst jetzt befiehlt Köprülü den allgemeinen Angriff. Wieder quillt Angriffswelle um Angriffswelle über die Raab. Montecuccoli hatte indessen noch zwei Infanterieregimenter und ein Kürassierregiment vom rechten Flügel zur Verstärkung der Mitte einschwenken lassen und auch Coligny zur Abgabe von Truppen gebeten. Doch der Franzose entspricht der Aufforderung des Oberbefehlshabers nicht. Fast durch eine Stunde spielte sich, während das Ringen um den Besitz der Flußkrümmung mit erhöhter Heftigkeit fortdauert, zwischen den beiden Feldherren eine nicht minder heftige Auseinandersetzung um die Anerkennung des deutschen Oberbefehls durch den französischen Befehlshaber ab. Bis Montecuccoli durch einen geharnischten Appell an die Soldaten des Franzosen diesen am Ende doch zur Entsendung der gefor- [21] derten Verstärkung bestimmt. Endlich schickt Coligny 1000 Mann und 600 Reiter unter dem Befehl des Generals Franz d'Aubusson Herzog von La Feuillade. Als diese Franzosen mit ihren gepuderten Perücken jetzt anrückten, erschallte vielhundertstimmiges Gelächter bei den Janitscharen und Spahis. "Wer sind denn diese Mädchen?" soll Achmed Köprülü beim ungewöhnten Anblick der seltsamen Haartracht dieser neuen Truppen gefragt haben. Dann feuerte er seinen Sturmhaufen neuerdings zur Ausdauer an. Doch die "Mädchen" machen den Janitscharen sehr bald in ungewöhnlichem Maße zu schaffen. Mit unerhörtem

Elan werfen sich die französischen Truppen auf ihre Gegner. Mitgerissen durch das Beispiel ihres Führers, der das bisher ablehnende Verhalten Colignys selber wie eine der französischen Waffenehre angetane Beschimpfung empfindet, gelingt es ihnen sehr bald, das deutsche Zentrum vom Druck des feindlichen Ansturmes zu entlasten. Da zeigt ein gegen Mittag auch an den Flügeln erfolgendes Vorrücken des osmanischen Heeres an, daß sich der Großwesir scheinbar entschlossen hat, nun auch auf Montecuccolis beide Flanken zu drücken. Angesichts seiner gewaltigen Übermacht muß ihm dies ohne viel Mühe gelingen. Große Streitmassen führt der Wesir jetzt gegen den rechten und drei Heerhaufen gegen den linken Flügel der christlichen Aufstellung heran. Außerdem schiebt er drei neue Treffen gegen deren Mitte im Raume des Raabbogens vor. Allein sechs weitere Angriffskolonnen sollen überdies noch den Ansturm seiner drei Treffen verstärken. Im Rücken dieser Massen läßt Achmed Köprülü jedoch 30 000 erlesene Reiter aufsitzen, die er zur Verfolgung des geworfenen christlichen Heeres bestimmt.

Angesichts des Herannahens dieser Übermacht sprengen einige Generale nochmals an den Feldmarschall heran und fordern ihn auf, wenigstens jetzt noch die Schlacht abzubrechen. Doch Montecuccoli scheint sich aus dem bespöttelten "Zauderer" der Feldzugsmärsche mit einem Male in einen verbissenen Kämpen der Entscheidungsschlacht gewandelt zu haben. Mit den Worten: "Ich will einen betrauen, der wohl den Willen hat, solches Schlagen zum Siege zu bringen!" fertigte er kaltblütig alle Einwendungen ab. Allerdings ist er sich im Innern vollkommen darüber im klaren, auf wessen Einsatz er angesichts des nun einsetzenden Vernichtungskampfes nur bauen kann. - Auf den westfälischen Bauernsohn und weißhaarigen Reiterführer, General Spork! Selber reitet er jetzt an den vierundsechzigjährigen Haudegen heran. Der hat seit seinem Überfall vor dem Beginn der Schlacht beinahe untätig mit seinen beiden Kürassierregimentern im Rücken des rechten Flügels gehalten. Wie er aber jetzt von Montecuccoli den Befehl zur [22] Attacke erhält, wendet er sich im Sattel zu seinen Reitern und ruft: "Sieg oder Tod!" Kniend springt er daraufhin zu Boden, beugt neben seinem Rothengst das Knie und betet, so daß jeder einzelne seiner Gepanzerten Wort für Wort zu vernehmen mag. "Allmächtiger Generalissimus oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden auch nicht, und du sollst deinen Spaß daran haben!" Gleich darauf sitzt er wieder im Sattel. Hoch hebt er den flimmernden Pallasch. Da schmettert der herrliche Klang der ältesten deutschen Reitersignale über das Schlachtfeld. Dröhnend, stampfend, im Blitzen tausender gezogenen Klingen setzt sich die schimmernde Kürassierbrigade in Trab. Erst geht es an den Resten des Lagers, dann im Rücken der letzten kaiserlichen Flügeltruppen entlang. Da tauchen auch schon die dichten Schwärme der über die Raab setzenden Spahis vor den Geschwadern der Gepanzerten auf. Ein neues schmetterndes Signal, und schon setzt sich die Masse der Eisenreiter in

brausenden Galopp. Wenige Augenblicke später entbrennt hier der grimmigste Kampf dieses Tages. Von Roß zu Roß, Mann gegen Mann wird mit sausenden Pallaschen und hartaufkrachenden Lanzen durch fast zwei Stunden gefochten. Was den türkischen Reitern an Behendigkeit gegen ihre Gegner gelingt, wird bald wieder durch die Wucht der schweren Doppelklingen zerschlagen. Oft scheint es, als würde es der Übermacht der Türken doch noch gelingen, die Leute Sporks zu umzingeln.

[17] Raimund Graf von Montecuccoli,
der Sieger von St. Gotthard.
Zeitgenössischer Stich im Heeresmuseum Wien.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Doch immer wieder hauen sich die Kürassiere blutige Bahn. Endlich beginnen die Spahis zu wanken. Durch das unerschütterliche Fechten der kaiserlichen Reiter mürbe gemacht und wohl auch durch die bessere Kampfweise der Deutschen gezwungen, wenden sich die Osmanen zum ersten Male an diesem Tage zur offenen Flucht. Wie aber jetzt die ersten türkischen Reiter ihre Rosse herumwerfen, kommen auch etliche Haufen des türkischen Fußvolkes ins Wanken, und nun scheint es, als habe Spork nur darauf gewartet. Immer weiter treibt er jetzt den Keil seiner Eisenreiter in die türkischen Treffen hinein. Schon jagen die Kürassiere zwischen den schon regellos zur Seite weichenden Gruppen des türkischen Fußvolkes am Ufer der Raab. Eine wilde Panik hat mit einem Male ganze Schwärme erfaßt. Die wird vermehrt, als die zurückjagenden Spahis nun auch über den Fluß zu setzen beginnen und in die jenseits des Flusses anrückenden Kolonnen Unordnung bringen. Diesen Augenblick benützt Montecuccoli, um sein Zentrum zum entscheidenden Einsatz zu führen. Entschlossen läßt er es vorrücken, und während die Franzosen des Prinzen Coligny jetzt ebenfalls vorstürmen, zerreißt der gewaltige Ansturm der in außerordentlicher Kampfdisziplin angreifenden Christen, die zusammenhangslosen Haufen der

osmani- [23] schen Angriffskolonne. Mit einem Male zerbirst die türkische Schlachtfront. Hunderte stürzen sich in die Fluten der Raab, ertrinken oder werden von den nachsetzenden Reitern Sporks und Lothringens noch am anderen Ufer gefangen. Im unwiderstehlichen Angriff erklimmen die Deutschen jetzt auch noch die während der Nacht von den Türken am Ufersand errichteten Schanzen. Eine neuerliche Attacke Lothringens, der mit seinen Reitern jetzt schon tollkühn auf das Gefolge des Großwesirs einhaut, veranlaßt Köprülü, jetzt selbst übereilt den Befehl zum Rückzug zu geben. Er muß die Niederlage mit dem Tode Ismails, des Paschas von Bosnien, und fast aller Agas der Janitscharen und Spahis bezahlen. 15 Kanonen, 40 Roßschweife und Fahnen sind die Beute Montecuccolis in dieser Schlacht. Aber auch von den Deutschen werden am Abende dieses denkwürdigen Tages über 2000 Tote begraben. Es sind die Gefallenen einer Schlacht, die Krieger fast aller deutschen Stämme zum ersten Male seit dem Dreißigjährigen Kriege wieder zum Schutze des bedrohten Reiches geschlagen haben.

Wien 1683

Wien! - Name und Begriff einer Stadt, deren Geschichte nichts von Gemütlichkeit, nichts von weinseliger Heurigenstimmung, nur wenig von der Liebenswürdigkeit einer heute versunkenen Kaiserstadt, aber viel von Kampf und harter Notzeit berichtet.
Denn was eine in ihrem Kern morsche und auf trügerische Äußerlichkeiten gestellte Zeit gerade in den Epochen des deutschen Erwachens nach den Freiheitskriegen dem äußeren Bilde dieser Stadt andichtete, hat trotz der ihre Schönheit und die angebliche Leichtlebigkeit ihrer Bewohner besingenden Lieder niemals das wahre Gesicht dieser Stadt gezeichnet. Das Wien der Walzer, das Wien des glänzenden, die Augen auswischenden Parketts ist nicht das Wien der deutschen Geschichte der Wiener und auch nicht das Wien, dem bitterste Notzeiten im härtesten Gegensatz zum angeblichen Frohsinn seiner Bewohner so oft tiefe und unauslöschliche Runen eingeprägt haben.

Wer Wien nur als die Stadt der Lieder, als den Ort die Sinne betörender und berauschender Feste und herrlicher Bauten besingt, der vergißt, daß es das gleiche Wien ist, dessen Boden zur Zeit, als ein Strauß und Lanner die Welt mit ihren unsterblichen Klängen bezwangen, das Blut seiner deutschen Söhne trank, die fremde Soldaten [24] des österreichischen Staates vor ihre Gewehrläufe brachten. Und wer, nicht bloß gefangen von den Zeugen einer gewiß stolzen und für den Ablauf der deutschen Geschichte bis zur Erfüllung der deutschen Sehnsucht durch Adolf Hitler vom Lauf der Zeit bedingten Kaiserzeit, das Gesicht jenes Wien betrachtet, das sich in den Arbeitsstätten

und im Bilde des Alltagsdaseins abzeichnet, der erkennt, wie groß die Kluft ist, die das deutsche Volk Wiens von jenen Verkündern eines sich nicht auf den Kern seines deutschen Wesens besinnenden Wienertums trennt, die ein Teil einer auf Ablenkung hinwirkenden sogenannten führenden Schicht dieser Stadt vor und nach dem Weltkrieg beschert hat.

Wiens Wesen und sein Volk waren und sind nie anders als deutsch. Und als deutsche Stadt hat Wien seine Berufung als Hauptstadt der Ostmark empfangen. In Erfüllung dieser Aufgabe hat Wien viel öfters gekämpft und gelitten, als Lieder gesungen und zu Walzerklängen getanzt. Hell leuchtet seine Bewährung als Bollwerk deutscher Widerstandskraft aus der Geschichte ostmarkdeutscher Wehrhaftigkeit bis in unsere Zeit. Schon 1529 hatte es einmal dem Osmanensturm hartnäckig widerstanden und als sich nun die in der deutschen Vergangenheit gefährlichste Bedrohung der abendländischen Kultur im Südosten zusammenballte, tritt nicht allein das soldatische Wien auf die Wälle der Stadt, sondern das Volk sammelt sich abwehrbereit auf den Schanzen, und als der Türke dann mit Tausenden gegen dieses äußerste Bollwerk unseres deutschen Vaterlandes anrennt, sind es die jungen und alten Männer aller Berufe und Stände, die neben den Soldaten mit ihren Leibern die Pforte Deutschlands vor dem Einbruch des Asiatentums retten.

Aber nicht nur der Abwehr des asiatischen Einbruchs gilt dieser Kampf der deutschen Stadt. Unselig, stets im Bunde mit den Mächten, die die Vernichtung des abendländischen Kulturlebens planen, wiegelt Frankreich, vom Machthunger nach deutschen Ländern geplagt, alle dem Deutschtum feindlichen Mächte gegen die Reichsgewalt auf. Auch Frankreichs gordischer Knoten, der die Schlinge um den Hals des verhaßten deutschen Wesens vollends zuziehen soll, wird Anno 1683 durch den Heldenmut der Wiener zerschlagen. Und aus dieser Bewährung als Bollwerk gegen die Feinde im Osten und Westen heraus lebt das Wien des Jahres 1683 unsterblich in der deutschen Soldatengeschichte fort.

Zehn Tage nach der Schlacht von St. Gotthard wurde zu Eisenburg ein übereilter, das geflossene deutsche Soldatenblut in keiner Weise sühnender Friede geschlossen. Der Grund hierzu war in der Weigerung des Befehlshabers des französischen Hilfskorps zu suchen, der die von [25] Montecuccoli geforderte Verfolgung des Feindes bis zu dessen Vernichtung abgelehnt hatte.

So stand die türkische Übermacht trotz des erhaltenen Schlages noch immer drohend und die deutsche Ostmark gefährdend im Donauraum da. Wohl war es das erstemal gelungen, die Türken in offener Feldschlacht zu schlagen, aber die immer wieder auftretende Uneinigkeit unter den Generalen ließ die Befürchtung offen, daß dieser Zustand eines Tages die Ursache für einen nicht allzu teuer erkauften Sieg des Großwesirs werden konnte. Der Friede,

der nun zustande kam, glich eher einer Niederlage als einem Siege des Kaisers. Die Festungen Neuhäusel und Großwardein blieben verloren, der Kaiser mußte wieder ein "Ehrengeschenk" von 200 000 Gulden bezahlen, und auch in der siebenbürgischen Frage blieben den Türken Vorrechte und Lehensansprüche erhalten. Dafür wurde dem Kaiser gestattet, auf dem Donaustrom eine freie Handelsschiffahrt zu errichten und - was ebenfalls mangels der Mittel und der dazugehörigen Waffen nur dem Werte eines Zugeständnisses auf bloßem Pergament gleichkam - der Kaiser erhielt auch das Recht einer Schutzmacht der Christenheit im Orient zuerkannt, was bisher lediglich das Vorrecht Frankreichs gewesen war.

Dieses Frankreich und sein allerchristlichster König waren auch die Ursache, daß es von kaiserlicher Seite so rasch zur Zustimmung zu dem in diesem Frieden von Eisenburg gleichzeitig vereinbarten zwanzigjährigen Waffenstillstand kam. So hob sich im Westen des Reiches doch bereits die Bedrohung der deutschen Grenze durch den Raubkönig ab. Vorerst galten die Vorbereitungen Ludwigs allerdings nur dem Angriff auf das spanische Belgien, die dann in der Folge eine Vereinbarung zwischen dem Kaiser und dem Franzosenkönig zur spanischen Erbfolge mit sich brachten. Da trat aber die Gegnerschaft Frankreichs gegen das Reich auch in der Unterstützung aller derjenigen offen zutage, die eine Stärkung des deutschen Einflusses im Südostraume mit scheelen Augen sahen. Frankreich schürte in Ungarn. Dort hatten die Bestimmungen des Friedens von Eisenburg ebenfalls eine starke Unzufriedenheit mit sich gebracht. Der kroatische Banus Zrinyi und sein Bruder waren über die Hintansetzung ihrer Verdienste und die sich daraus ergebende Nichterfüllung ihrer persönlichen Wünsche aufgebracht, und da sie nun unter den übrigen ungarischen Magnaten auch Gleichgesinnte fanden, die sogar offen nach der Herrschaft im Lande strebten, kam es zu einer Verschwörung eines Teiles des Adels, der sich unter Einbeziehung des Siebenbürgers Franz Rakoczy an den französischen König wandte und diesem ein Angebot zur Annahme der Stephanskrone machte. Als die Verschworenen aber auch noch an den [26] Großherrn in Stambul ein Ansuchen um Unterstützung richteten, wurde dem Kaiser von dem alternden Köprülü im geheimen von diesen Vorgängen Mitteilung gemacht, der dadurch auch erfuhr, daß vor allem der französische Gesandte in Wien bei all diesen Treibereien seine Hände im Spiel gehabt hatte. Ein furchtbares Strafgericht war die Folge. Die Führer der Verschwörung wurden verhaftet und ihnen der Prozeß gemacht.

Wie sich jetzt aber auch die Kirche in die Niederschlagung der Verschwörung mischte und ihr Einfluß in dem Versuch der Regierung, nun auch Ungarn, so wie einst Böhmen unter Ferdinand II., zu einer vorrechtslosen Provinz zu machen, deutlich zutage trat, brach in ganz Ungarn ein erbitterter Aufstand los. Unter der Losung, für die bedrohte protestantische Lehre kämpfen zu müssen, stand bald das gesamte kaiserliche Ungarn in Flammen. Vergeblich

versuchten die Generale Leopolds I. den Aufstand niederzuschlagen. Ein mächtigerer Gegner ließ der habsburgischen Regierung nicht freie Hand. Denn es war Frankreich, das jetzt wiederum offen gegen das Reich auftrat. Ludwig XIV. hatte kaum seinen Devolutionskrieg von 1667/68 gegen das spanische Belgien beendet und darüber wichtige Plätze in Flandern in seine Hände gebracht, da fiel er schon wieder die Niederlande mit einem zweiten Raubkriege an. Während in Ungarn noch der Kuruzzenaufstand tobte, brandete bereits vom Westen her der Franzosensturm gegen die äußersten Vorwerke des Reiches heran. Nicht nur um die spanisch-habsburgischen Besitzungen zu halten, sondern weil eine Wegnahme der Niederlande eine schwere Gefahr für Deutschland bedeutete, entschloß sich der Kaiser jetzt auch zum Kampfe gegen Frankreich. Montecuccoli wurde Condé und Turenne entgegengeschickt und nun standen wieder Kaiserliche und Brandenburger mit Reichstruppen gegen die Franzosen zusammen. Mit wechselvollem Glück wurde auf beiden Seiten gekämpft. Montecuccoli schlug auch dieses Mal, zeitweise durch eine lästige Uneinigkeit der verbündeten Heerführer gehemmt, mit dem getreuen nun bald achtzigjährigen Spork und dem Herzog Carl von Lothringen seine Schlachten. Bis es ihm in der Ortenau, nahe dem Rhein endlich gelang, Turenne zu besiegen. Doch bald darauf legte er den Oberbefehl endgültig nieder, und während der Herzog von Lothringen nun den Krieg weiterführte, gewann im Osten wieder eine neue Gefahr drohende Gewalt. Der Wahlkönig Sobieski von Polen hatte den jungen Siebenbürgischen Fürsten Tököly nicht nur als König von Ungarn, sondern auch als kriegführende Macht anerkannt. Desgleichen wurde Tököly auch von Frankreich als souveräner Herrscher bestätigt. Aber auch vom Bosporus drohte die Gefahr. Dort lenkte die Geschichte des Staates seit Köprülüs Tode ein neuer Mann, der Großwesir [27] Kara Mustapha. Ehrgeizig, gewillt, nach dem Vorbild des Großen Soliman die Grenzen des türkischen Reiches wieder bis an die Mauern Wiens vorzutragen, rüstete er alle Kräfte des Staates zu einem neuen Zug gegen das Abendland. Dieser neuerlichen Bedrohung suchte der Kaiser nun durch seinen Beitritt zum Frieden von Nymwegen zu begegnen. Um die reichsgewichtige Festung Philippsburg zu retten, trat er die Feste Freiburg im Breisgau an Frankreich ab. Darüber erbittert, verständigte sich jetzt aber der Große Kurfürst, der während dieses Krieges die große Schlacht bei Fehrbellin (1675) gegen die mit den Franzosen verbündeten Schweden geschlagen hatte, mit Ludwig XIV. und schloß den Frieden von St. Germain, der ihn in der Folge durch viele Jahre an Frankreich band.

Nun begann ein beispielloses Ringen der Kräfte. Um freie Hand gegen die sich immer unersättlicher zeigende französische Raublust zu gewinnen, die in der Einsetzung der berüchtigten Reunionskammern ihren beredten Ausdruck fand, wurde mit den Ungarn und Siebenbürgen auf dem Ödenburger Reichstag Frieden gemacht. Ja, auch mit den Türken selbst versuchte der Kaiser zu einer Erneuerung des zwanzigjährigen Waffenstillstandes zu

gelangen. Aber die Einkreisung Deutschlands war bereits zwischen Paris und Stambul abgemacht. Bald nachdem die Abgesandten des Kaiser unverrichteterdinge vom Goldenen Horn zurückkamen, brach Ludwig XIV. im Elsaß ein und raubte am 30. September 1681 Straßburg. Diese unglückliche Stadt hatte noch kurz zuvor das kaiserliche Angebot, eine Besatzung von sechstausend Mann in ihre Mauern aufzunehmen, ausgeschlagen. Nun fiel sie als Beute einer durch keinen Widerstand aufgehaltenen Macht, während dem Reichsoberhaupt durch das immer bedrohlichere Auftreten der Türken die Hände gebunden waren. Schon rief der Pascha von Ofen den wortbrüchigen und bereits wieder durch französisches Geld bestochenen Tököly neuerdings zum König von Ungarn aus, schon ließ der Rebell Geldmünzen, die sein und des Franzosenkönigs Bildnis trugen, prägen, da entschloß sich der Kaiser endlich nach vielem und beharrlichen Drängen seiner Ratgeber zum Kampf gegen die türkische Großmacht.

Leopold war, ganz gegen seine sonstige Art, die sich gerne Entscheidungen, die von den Waffen ausgetragen werden sollte, entzog, im Widerstand gegen Frankreich zu einem beharrlichen Sachverwalter des Reichsgedankens geworden. Er, der seine Jugend im trüben Licht jesuitisch-spanischer Erziehungsmethoden verbrachte und dem jeder Sinn für die soldatischen Tugenden mangelte, wurde durch den Machthunger Frankreichs zwangsläufig zum ersten jener drei habsburgischen Kaiser, [28] dessen Regierungszeit vom Waffenlärm eines reichsgeeinten Abwehrwillens gegen die europäischen Friedensstörer widerhallte. Auch Kaiser Leopold hatte nach dem Überfall auf Straßburg durchaus erkannt, daß nur ein einheitlicher, von allen Teilen des Reiches getragener Wille die unausgesetzte Bedrohung durch Frankreich zu bannen vermochte. Und in diesem Sinne bahnte auch die Wiener Politik ein großes europäisches Bündnis aller von Frankreich bedrohten Staaten außerhalb der Reichsgrenzen an. Leopold wollte sich nicht von dem Gedanken lösen, der eine bewaffnete Abrechnung mit Frankreich voraussah. Da zwang ihn der Friedensbruch Tökölys und die ungeschminkte Herausforderung der Türken, seinen Ratgebern und dem Drängen des Papstes, der einen Kreuzzug gegen den Halbmond predigte, nachzugeben. Was nun begann, war ein atemberaubendes Gegenspiel diplomatischer Kräfte. Polen, das ein Spielball in den Händen über bedeutende Bestechungsgelder verfügender Gesandten war, wurde in letzter Minute mit einem kleinen Vorsprung vor Frankreich in der Darreichung von "Handsalben" in der Höhe von 60 000 Gulden für die Idee des abendländischen Feldzuges gegen die Osmanengefahr gewonnen. Diesen für die kaiserlichen Kassen ungewöhnlichen Aufwand an Mitteln hatte Wien bedeutenden Subsidien des Papstes und auch Spaniens, ja selbst Venedigs, Genuas, Florenzs und Savoyens zu danken. Nun wurde mit der Interessierung der Reichsfürsten für die Durchführung des Feldzuges begonnen. Bayern, Sachsen, der schwäbische und fränkische Kreis wurden gewonnen und die kaiserliche Streitmacht durch die Neuaufstellung von 14

Infanterieregimentern, 8 Kürassier- und 5 Dragonerregimenter, 2 Kroatenregimenter und eines kleinen Ingenieurkorps auf einen erhöhten Stand gebracht.

Bald zeigte sich auch, wie notwendig die getroffenen Maßnahmen waren. Kara Mustapha, der durch eine geheime Mitteilung Ludwigs XIV. davon in Kenntnis gesetzt worden war, daß er von Frankreich keinerlei Feindseligkeiten zu befürchten habe, vorausgesetzt, daß sein Angriff nicht auch Venedig und Polen gelten würde, ließ am 2. Januar 1683 die Roßschweife als Zeichen der Kriegserklärung der Pforte an Österreich auf den Adrianopler Serail ausstecken. Während sich nun ein gewaltiges Türkenheer durch Serbien nach Ungarn heranzuwälzen begann, zog sich auch aus dem Reich bereits ein großer Teil der aufgerufenen Hilfsvölker zur Unterstützung des Kaisers zusammen. Am 6. Mai 1683 wurde zu Kitsee eine Revue Kaiser Leopolds abgehalten, wobei der Nachfolger des 1681 verstorbenen Montecuccoli, Herzog Carl von Lothringen, als "absoluter Comandant der Armee" ungefähr 33 000 Mann dem Kaiser vorführte. Bei der Heerschau be- [29] fehligte außerdem noch der Markgraf Ludwig von Baden, dann der Herzog von Lauenburg, die Generale Graf Leslie, Fürst Croy, Aenaes Caprara, Rabatta und vor allem auch der baldige Verteidiger Wien, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, als Kommandant von 72 Geschützen.

Außer den deutschen Völkern nahmen aber auch noch 7 - 8000 Ungarn und Husaren an dieser Heerschau teil, die mit ihren überaus kostbaren Waffen, Kleidungen, Edelsteinen, den gestickten Pferderüstungen und den über die Schultern gehängten Tiger- und Bärenfellen allgemeines Staunen hervorriefen. Dieses Kontingent stellte das vom Ödenburger Reichstag ausgeschriebene und von dem Teil der königstreuen Ungarn gestellte Korps der magyarischen "Insurrektion" dar, das dem Ruf des Kaisers gefolgt war.

Inzwischen begann auch der polnische Johann Sobieski ein Heer von rund 26 000 Mann in der Krakauer Gegend zusammenzuziehen. Aber weil mit dem Eintreffen dieses Verbündeten vor Mitte des Sommers nicht zu rechnen war, ergab sich für Lothringen die schwierige Aufgabe, mit seinen bisher versammelten Truppen dem Vormarsch der türkischen Übermacht zu begegnen. Ein in Kitsee abgehaltener Kriegsrat beschloß, nicht erst das Eintreffen der noch zu erwartenden übrigen Hilfstruppen aus dem Reich und der Polen abzuwarten, sondern Lothringen die Aufgabe zu übertragen, durch einen Angriff auf die Festungen Gran und Neuhäusel den Gegner nach Möglichkeit noch auf ungarischem Boden aufzuhalten. Doch Kara Mustapha, der am Tage der Kitseer Heerschau schon bereits über Belgrad hinausgezogen war, hatte durch die Verrätereien des vor dem Sultan in Esseg zum König von Ungarn erhobenen Tököly und durch die Berichte des heimlich in Wien gewesenen türkischen Oberingenieurs Achmed Bey genaue Kunde von dem unzureichenden Zustand der Wiener Befestigungsanlagen

erhalten. Vom Sultan, der in Serbien "zur Jagd" zurückgeblieben war, zum "Seraskier" ernannt, ließ der Großwesir sich bei der Anlage des Feldzugsplanes von durchaus richtigen strategischen Gesichtspunkten leiten. Ihm lag daran, sich nicht durch langwierige Belagerungen kaiserlicher fester Plätze wie Komorn, Raab und Leopoldstadt aufhalten zu lassen, sondern, noch ehe die Verstärkungen des kaiserlichen Heeres aus Deutschland und Polen herangerückt waren, seine ganze ungeheure Macht gegen das Herz des Feindes, Wien, zu entfalten. Mit rund zweihunderttausend Kämpfern, denen noch tausende als Troß beigegeben waren, wälzte er sich, durch seine tartarischen Reiter Verheerung und Vernichtung vor sich hertragend, unbeirrt gegen Wien heran. So mußte Lothringen notgedrungen die anbefohlenen und bereits begonnenen Belagerungen von Gran und Neuhäusel aufgeben. Eilig zog [30] er sich zum Schutze der niederösterreichischen Grenze zurück und hatte schließlich Mühe, sich einer Umzingelung zu entwinden, die durch ein von Kara Mustapha zur Täuschung ausgeführtes Manöver einer Belagerung von Raab für Lothringen beinahe zum Verhängnis geworden war. Doch glücklicherweise ließ sich der Großwesir tatsächlich länger, als er wohl selber beabsichtigt hatte, bei Raab binden. Durch den Aufenthalt, den die Berennung der kleinen Feste erforderte, gingen ihm zwei wertvolle Wochen verloren. Diese Zeit genügte, um den als Verteidiger Wiens bestimmten General Graf Rüdiger von Starhemberg die Befestigungsanlagen der Stadt in möglichster Eile in einen verteidigungsmäßigen Zustand bringen zu lassen. Denn hier war vieles seit langem vernachlässigt.

[36] Koloman von Liebenberg, Bürgermeister von Wien.
Die bedeutendsten Führer in den Türkenkriegen Zeitgenössischer Stich.
(Historischer Bilderdienst, Berlin)

So ausreichend die Anlagen auf den ersten Blick hin erscheinen mochten, so war doch seit Jahren nichts für ihre Instandhaltung und ihre Verbesserung geschehen. Mit Hilfe des berühmten sächsischen Ingenieurs Johannes Rimpler und des Schlesiers Elias Kühn, unterstützt von dem deutschesten der Wiener Bürgermeister, Liebenberg, ging nun Starhemberg daran, in höchster Eile das Notwendigste ausbauen zu lassen. So wurden von geflüchteten Bauern 30 000 Palisaden errichtet, verfallene Häuser niedergerissen und aus ihren Steinen neue Steinwerke aufgeführt. Bauern, Bürger, Handwerker, Liebenberg an der Spitze, führten frische Erdwälle auf, Geschützstände wurden angelegt, und als mit Hilfe der beschlagnahmten Pferde endlich über dreihundert Geschütze auf den Wällen aufgefahren waren, konnte Starhemberg wirklich auf ein Werk blicken, das dank seiner eigenen Tatkraft, vor allem aber durch den bewiesenen Opfermut des Volkes die Möglichkeit bot, einer längeren Belagerung standzuhalten.

Die Gefahr dieser Belagerung zeichnete sich bereits mit all ihren Schrecken aus der Nähe der in Flammen aufgehenden niederösterreichischen Landschaft ab. Am 7. Juli war es bei Petronell zu einem unglücklichen Gefecht der Kavallerie Lothringens mit den Vortruppen Kara Mustaphas gekommen. Bei diesem Kampf war auch der ältere Bruder Prinz Eugens von Savoyen, der selbst erst mit dem späteren Entsatzheer nach Österreich kam, der Obrist Ludwig von Savoyen auf dem Felde der Ehre geblieben. Dieser Sieg, den Kara Mustapha weit über die Bedeutung des Reitertreffens aufzubauschen verstand, gab ihm den willkommenen Vorwand, nunmehr endgültig die Belagerung von Raab aufzuheben und zur Verfolgung des geschlagenen Feindes gegen Wien aufzubrechen. Raubend und plündernd zog er unter Zurücklassung eines nur kleinen Belagerungskorps von Raab gegen die Donaustadt ab. Auch der Kaiser hatte bereits am 7. Juli Wien mit [31] seiner Familie in Richtung Linz und Passau verlassen. Da warf Lothringen noch in letzter Minute 10 000 Mann, größtenteils Kürassiere und Dragoner, in die bedrohte Stadt.
Und nun vermochte das Eintreffen der kaiserlichen Regimenter auch die gedrückte Stimmung der Bevölkerung zu heben. Hatten doch Gerüchte bereits von einer völligen Vernichtung des kaiserlichen Heeres bei Petronell berichtet. Als man nun Lothringens selber gewahr wurde, der seine Truppen persönlich durch Wien führte, ging es beim Anblick der wohlerhaltenen Regimenter wie ein Aufatmen durch die geängstigte Menge. Lothringen setzte dann selber noch über die Donauinsel auf das jenseitige Ufer des Flusses, brach die Donaubrücke hinter sich ab und blieb auch weiterhin beinahe während der ganzen Belagerung Wiens zur Beunruhigung des Feindes auf dem Marchfelde stehen.

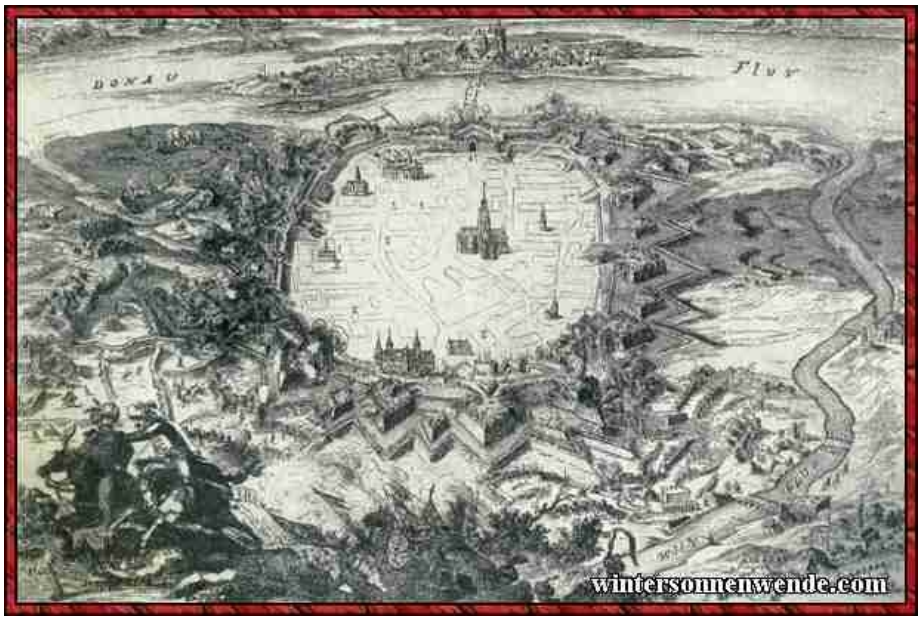
Jetzt kam die große Zeit deutscher Bewährung und unvergänglichen Heldenmutes heran. Die gesamte männliche Bevölkerung wurde von Starhemberg zu den Waffen gerufen. Acht Kompanien, ein Fähnlein "ledige

Bursche" und die von den Bäckern, Fleischhauern und Wirten gestellten Freikompanien wurden bewaffnet. Der Rector magnificus führte als Obrist drei Kompanien studentischer Jugend und neben den 16 000 Mann kaiserlicher Besatzung, von denen die Regimenter Starhemberg, Beck, Scharffenberg, Kaiserstein und Württemberg die berühmtesten waren, wurde die Verteidigung der Stadt noch drei Kompanien Stadt-Guardia übertragen. An Führern seien nur Rüdiger Starhemberg, sein Neffe Guido, die Obristen Dupigny, Ferdinand Karl von Württemberg, Sereni, Börner, Heister und vor allem der Bürgermeister Liebenberg und auch der streitbare Bischof von Wiener Neustadt, Kolonitsch, genannt. Den Vorsitz über die Zivilverwaltung hatte der zweiundsiebzigjährige Feldzeugmeister Graf Kaspar Capliers übernommen, während sich das Ingenieurwesen unter der Leitung Rimplers und Kühns sowie des sich während der späteren Belagerung besonders bewährenden Venetianers Camucci und den durch die Verteidigung des Burgravelins berühmt gewordenen kaiserlichen Hauptmann Hafner in besten Händen befand.

Deutsche Männer aus allen Gauen des Reiches erwarteten so den Ansturm auf die Mauern der ehrwürdigen Stadt. Aber auch Ausländer, vielfach die besten militärischen Köpfe ihrer Zeit, hatten sich zur Abwehr der Osmanengefahr in kaiserliche Dienste und somit in die Dienste des Reiches begeben. Von Stunde zu Stunde wuchs die Gefahr. Sorgenerfüllt, aber dennoch entschlossen, bis zum letzten zu kämpfen, starrten Tausende von Augenpaaren täglich, stündlich nach dem Südosten, wo allnächtlich heller Feuerschein über der nahen Ebene stand. [32] Wien und sein deutsches Volk waren dazu bereit, für Deutschland in die Bresche zu springen. Ihren blutigsten Opfergang seit ihrer Gründung erwartete die Hauptstadt der Ostmark.

Am 13. Juli 1683 verdunkelten ungeheure Rauchmassen über einem lodernden Flammenmeer jede Sicht von den Wällen der Stadt. Starhemberg hat, um dem Feind die Möglichkeit einer gedeckten Annäherung gegen die Wälle zu nehmen, die Vorstädte im weiten Bogen von einem Ufer des Donaukanals bis zum anderen in Brand stecken lassen. Bestürzung, Paniken und Gerüchte durcheilen die mit Flüchtlingen, Militär und Zurückgebliebenen zum Bersten vollgestopften Straßen. Schon wollen einige die ersten Heerhaufen auf den Höhen des Wiener Berges gesehen haben, andere wieder berichten von grauenhaften Plünderungen vorgepreschter türkischer Reiter in der St.-Ulrich-Vorstadt, die der noch als letzter auf dem Durchmarsch durch Wien befindliche Markgraf von Baden mit Savoyendragonern zurückgejagt hat; kurzum das Stadtkommando hat alle Hände voll zu tun, um zu befehlen, zu beschwichtigen und, wo es nottut, mit unerbittlicher Schärfe Ordnung zu machen, damit die Abwicklung des Dienstes an den militärischen Objekten keine Verzögerung erleidet.

Da meldet der Beobachtungsposten auf dem Stephansturm tatsächlich das Auftauchen dichter Heeresmassen auf den Höhen des Wiener Berges. Nun besteht kein Zweifel mehr, Kara Mustaphas Heer ist heran, und während noch draußen die Vorstädte brennen und ganze Straßenzüge, Kirchen, Paläste und Klöster in Rauch und Trümmer versinken, wälzt sich ein endloser Heerwurm von den Höhen des Wiener Berges herab. Unbekümmert um das Flammenmeer beginnen die Türken sofort mit der Errichtung eines ungeheuren Lagers. Tausende arbeiten, während die anderen noch weitermarschieren, an der Errichtung der Zelte, kleinere Abteilungen wagen sich trotz des Brandes schon dicht an die Wälle heran und wie nun die ersten Musketenschüsse von den Basteien erdröhnen, gellt vom Stephansturm aus das erste Alarmläuten der "Angstern" über die Gassen der Stadt. Der Türke ist da, nun wehr' dich auf Leben und Tod, deutsche Wienerstadt!



[18] Zeitgenössischer Plan der Belagerung Wiens.
Nach einem Stich von C. Decker in Amsterdam.
(Historischer Bilderdienst, Berlin)

Schon am Morgen des 15. Juli donnern zum erstenmal die Geschütze. Mit unheimlicher Eile hat der Großwesir die ersten Batterien auffahren lassen. Während der große Sultan 1529 seine hauptsächlichsten Angriffe gegen den unteren Wienfluß gerichtet hat, läßt die Ansammlung zahlreicher türkischer Sturmtruppen vor dem Burgravelin [33] und Schottenbastei auf eine Konzentrierung seiner Angriffe gegen diese Befestigungen schließen. Auch Laufgräben legen die Türken unter der sachkundigen Anleitung eines entsprungenen Kapuzinermönches, ihres berühmtesten Ingenieurs Achmed Bey und französischer Fachleute an, da gerät aus unerklärlicher Ursache

noch vor dem Beginn des türkischen Sturmangriffs das große Schottenstift dicht an der Bastei und neben dem kaiserlichen Waffenarsenal, in dem 18 000 Pulverfässer lagern, in Brand. Nur das entschlossene Eingreifen des Neffen des Stadtkommandanten, des Hauptmanns Guido Starhemberg, rettet Wien schon am ersten Tage der Belagerung vor einer fürchterlichen Gefahr.

Doch nun beginnt der Kampf aufzuleben. Unter der persönlichen Leitung des Großwesirs rennen der Janitscharenaga und der Pascha von Damaskus gegen den Burgravelin und die Löbelbastei an. - Und in den darauffolgenden Tagen werden auch die Biber- und Gonzagabastei von ihnen berannt. Unaufhörlich führen hinter den stürmenden Janitscharen die Artilleriemannschaften inzwischen neue Batteriestände auf. Laufgräben, ein wahres Labyrinth von Kreuz- und Quergängen werden geschaffen und obwohl der Großwesir in absichtlichen Täuschungsmanövern versucht, auch bei Nußdorf und bei Erdberg durch Batterien und Pfahlbrücken die Aufmerksamkeit der Verteidiger vom Burgravelin anzulenken, gelingt es ihm nicht, Starhembergs Kräfte zu verzetteln. Der wagt bereits am 19. Juli einen Ausfall und wirft die in den Laufgräben nahe herangekommenen Türken blutig in ihre Ausgangsstellungen vor dem Burgravelin zurück.

Über diese ersten Mißerfolge ergrimmt, überläßt der Großwesir Wien seinen Batterien. Ein furchtbarer Feuerorkan brandet über die Bastionen der in sommerlicher Gluthitze daliegenden Stadt. Geschosse heulen über Bastionen und Wälle, erfüllten die dahinterliegenden Gassen und Häuser mit Schrecken und mehr und mehr werden die Verteidiger gezwungen, die am meisten bedrohten Gebäude räumen zu lassen. Doch Starhemberg weiß überall Rat. Dort, wo ein türkisches Geschoß ein Haus zum Einsturz gebracht hat, ordnet er sofort die Fortschaffung des Baumaterials zur Vermauerung aufgerissener Breschen in den Stadtbefestigungen an. Auch die auf den Wällen postierte eigene Artillerie läßt er durchaus nicht erfolglos aufspielen. Im Gegenteil, bald werden die Verteidiger gewahr, daß die Österreicher, in guter Vorbedeutung späterer Taten, die besseren Artilleristen haben. Sehr bald muß der Großwesir erkennen, daß er mit seinen auch hier wieder von französischen Ingenieuren geleiteten Batterien gegen den Stückobristen Christian von Börner und den Obristleutnant Gschwind von Pöckstein nicht aufkommen kann. Darum läßt er um so eifriger Minenstollen und [34] Laufgräben graben. Wohl wehren die Verteidiger diese unterirdischen Wühlmäuse mit Musketenfeuer und Handgranaten ab, aber sie können es doch nicht verhindern, daß sich bald vor und vielleicht schon unterhalb der äußersten Befestigungslinien ein unheimliches Gewirr von Stollen und Gräben hinzieht. Dennoch vermag auch dieses Heranwühlen der Türken nicht ihre Zuversicht vermindern. Als Kara Mustapha am 20. Juli nach vorhergegangenen mörderischen Feuer einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Toten verlangt, läßt ihm Starhemberg kaltschnäuzig sagen: "Man habe lauter gesunde Leute in der Stadt und daher keine Toten zu begraben,

[36] Graf Rüdiger von Starhemberg,
Stadtkommandant von Wien.
Die bedeutendsten Führer in den Türkenkriegen Zeitgenössischer Stich.
(Historischer Bilderdienst, Berlin)

sollte nur redlich fechten, seiner Seite wolle man sich bis auf den letzten Blutstropfen defendieren!"

Doch Kara Mustapha wartet nicht mit der Rache. Am Abend des 23. Juli erschüttert eine fürchterliche Detonation den Westteil der Stadt. Die Janitscharen haben an der Kontereskarpe der Löbel- und Burgbastei zwei Minen auffliegen lassen und nun stürzen Gemäuer, Erde, Palisadenpfähle und Eisen auf die Besatzung herab. Mit Musketen, Piken, ja mit Sensen werfen sich die halbverschütteten Verteidiger den sofort anstürmenden Janitscharen entgegen und während jetzt in den Trümmern, zwischen hochziehenden Rauchschwaden und brennendem Schanzwerk die Verletzten schreien und wimmern, spielt sich im knietiefen Schutt und über aufgebrochenen Mauerbreschen ein fürchterliches Würgen von Mann zu Mann ab. Mit brennenden Pechkränzen, Piken, Säbeln und Dolchen kommen die Janitscharen durch die vom Pulverrauch überzogenen Breschen gesprungen, heiseres Allahgeschrei erfüllt die Luft, schon scheint es, als würde sich die hereinflutende Welle über die Kontereskarpe ergießen, da stemmen sich die vom Regiment Starhemberg mit ihren Leibern zwischen die Breschen und halten, wo die Waffe nicht ausreicht, mit Palisadenstücken, Steinen und Fäusten durch Stunden hindurch drei nacheinander vorbrechende türkische Anstürme auf.

[35] Ein Sturmangriff von Janitscharen und türkischen Hilfstruppen auf die Burgbastei wird von Studenten und Handwerkern abgeschlagen.
Sturm der Janitscharen auf die Burgbastei.
(Historia-Photo, Berlin)

Als der Morgen graut ist die Kraft des feindlichen Angriffs gebrochen, aber für die Verteidiger gibt es kein Ausruhen; sofort beginnen sie, die entstandenen Breschen im schärfsten feindlichen Feuer neuerdings zuzumauern.

Diese erste Minensprengung bringt aber für die Besatzung eine neue Aufgabe mit sich. Um der Gefahr neuen Stollenvortreibens entgegenwirken zu können, muß Starhemberg darangehen, selber ein Minenkorps auf die Beine zu bringen. In Wien anwesende Lothringer und Niederländer bieten sich für diese Aufgabe an. Doch Starhemberg erkennt bald, daß hier der schon erwähnte Venetianer Camucci der richtige Mann am Platze ist. Zusammen mit dem Hauptmann Hafner der Stadtguardia legt er verschiedentlich Gegenminen an.
Um das dafür erforderliche Material [35-36=Illustrationen] [37] zu erhalten und die Verwendung des kostbaren Schießpulvers zu ersparen, wird eine eigene Pulverstampfe angelegt, und so gelingt es Hafner auch wirklich, am 2. August durch eine großangelegte Sprengung die Stollenarbeiten des Gegners an der Burgbastei erheblich zu stören. Wie rund zweihundertfünfunddreißig Jahre später ihre Nachkommen am Col di Lana, Cimone und Monte Pasubio lernen die kaiserlichen Soldaten jetzt Tag um Tag und Nacht um Nacht all das nervenzerrüttende Abhorchen, Ablauern und Abriegeln des Unterhöhltwerdens kennen. Tag für Tag donnern an den

Bastionen die Minen, schauerlich erhellen die Brände die kampfdurchtosten Stunden der Nacht. Fieberhaft wird in den Gewölben, in Kellern und in alten unterirdischen Gängen unter den Bastionen gearbeitet. Gegenstollen entstehen, und wenn einmal die Gegner in einem der aufeinanderstoßenden Minengänge plötzlich aufeinanderprallen, entspinnt sich in der Tiefe der Erde ein fürchterlicher, grausamer Kampf. Dabei rennt der Türke oben vor den Bastionen immer wieder hartnäckig an. Schon hat er sich in seinen Laufgräben, die mit Bohlen, Sandsäcken und hochgeschichteter Erde gegen das Feuer von den Wällen geschützt sind, so nahe herangearbeitet, daß sich die Janitscharen auch während der Kampfpausen dicht an den bedrohten Werken aufhalten können. Dabei läßt auch das "erschröckliche und grausame Schießen" seiner Batterien keinen Augenblick nach. Längst bestehen die Bastionen des Burgravelins und der Löbelbastei nur mehr aus rauchenden, zerborstenen Trümmern. Da setzt der Großwesir am 3. August zu einem wütenden Generalsturm an. Stundenlang brüllt die ganze Feuerfront seiner Batterien, viermal holen sich die Janitscharen vor der Löbelbastei und dem Burgravelin blutige Köpfe, doch endlich, erst nachdem Starhemberg sein bedrohtes Geschütz vom Cavalier der Löbelbastei zurückziehen muß, gelingt es dem Gegner, in einen vorspringenden Winkel des Grabens am Burgravelin einzudringen. Und auch hier ist es wieder das Regiment Starhemberg, das sich mit einem Heldenmut ohnegleichen wehrt. Aber die Besatzung ist an dieser Stelle schon sehr zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen. Dennoch weicht sie nicht von dem übrigen Teil des Burgravelins. Acht Tage hält sie dort noch mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aus. Und wie der Gegner am 12. August durch eine neue gewaltige Mine den Burgravelin fast völlig zerstört, bleiben die Letzten trotzdem noch auf einem Rest von Trümmern und Schutthaufen stehen und beginnen nun durch die Errichtung von Palisaden und Wehren das noch in ihrem Besitz verbleibende Stück des Ravelins gegen den türkischen Gegner abzuriegeln. Erst nach neunundzwanzig Tagen läßt Starhemberg die völlig vernichteten Außenwerke, Glacis [38] und Kontereskarpe am Burgravelin räumen, aber der in Schutt geschossene "Zauberhaufen", wie die Janitscharen den Ravelin nennen, bleibt zu mehr als zwei Dritteln nach wie vor in der Gewalt der Verteidiger.

Dafür meldet sich jetzt im Innern der belagerten Stadt ein neuer, um so gefährlicherer Gegner. Während sich draußen vor den Wällen die Leichen der gefallenen Türken zu Tausenden häufen und ein durch die Sommerwärme ekelerregender Leichengeruch für die Janitscharen in den Laufgräben eine schreckliche Belastung bedeutet, beginnen auch im Innern der Stadt Krankheiten, Not und Teuerung umzugehen. Außerdem fängt die Ruhr verheerend unter der Besatzung und Bürgerschaft zu wüten an. Auch Starhemberg wirft sie aufs Krankenlager, und nun kann dieser Mann nur mit Aufbietung aller Kräfte seinen Pflichten als Stadtkommandant genügen. Mit eiserner Energie bannt er das furchtbare Fieber, und weil er sich nicht auf

den Füßen halten kann, läßt er sich an die bedrohten Punkte tragen. Unermüdlich ist er mit Anweisungen, Befehlen und Ratschlägen tätig. Aber wenn es not tut, versteht er es auch mit beinahe grausamer Härte zu strafen. Selber schon einmal verwundet, ist er trotz seiner Krankheit allen ein leuchtendes Vorbild. Kein Tag vergeht, ohne daß er nicht die Inspizierung auf allen Wällen vornimmt, und so ist es in erster Linie sein persönliches Beispiel, das manchen, der da und dort schon langsam zu verzagen beginnt, wieder zum Mutfassen zwingt.

Da überbringt der geheime Bote von Starhembergs bedeutendstem Kampfgefährten, dem klugen und umsichtigen Kaplirs, der Kaufmann Franz Georg Kolschitzky, am 17. August die Nachricht, der Herzog von Lothringen habe Tököly bei Preßburg geschlagen, und in der Gegend von Krems würde sich ein gewaltiges Entsatzheer sammeln.

Diese Kunde vermag den Widerstandswillen aller mit neuer Kraft zu entfachen. Unermüdlich wird in den Stunden, da der Türkensturm aussetzt, an der Ausbesserung der Werke gearbeitet. So läßt Starhemberg neue Flankenbatterien errichten; Öl, Pech und die neuen Kielmannseggschen Handgranaten werden an die gefährdeten Punkte gebracht, auch Ausfälle werden wieder gewagt, und wie der Türke nun, um die Aufmerksamkeit der Verteidiger von dem Burgravelin und der Löbelbastei abzuwenden, einen unerwarteten Sturm auf das Neutor vollführt, werfen ihn die dort postierten Studenten im erbitterten Handgemenge zurück.

Um so wütender beginnen die Türken jetzt wieder gegen das letzte Stück des noch besetzten Burgravelins vorzudringen. Am 16. August gelingt es ihnen, auf der eroberten Kontereskarpe eine Breschbatterie [39] aufzuführen. Nun schlägt Kartätsche um Kartätsche in die verzweifelt ausharrende Besatzung, die die letzten Meter des Zauberhaufens verteidigt. Schon längst haben dort andere Regimenter an Stelle der "Starhemberger" die Verteidigung übernommen. Wieder läßt Mine um Mine diesen letzten Rest der Trümmer zerbersten, und wie dann die Janitscharen am 23. August nochmals mit erdrückender Übermacht stürmen, brechen sie endlich in das letzte Verteidigungsnest der Besatzung ein.

Da versucht Starhemberg am 1. September durch einen großangelegten Ausfall den Druck auf die Besatzung des Burgravelins zu mindern. Aber obgleich es gelingt, dem Gegner bedeutende Verluste beizubringen, zeitigt der Ausfall für die kleine Schar auf dem Ravelin doch keinen Erfolg. Fünfzig Mann unter dem Hauptmann Heisterberg stehen noch dort. Wie nun die Türken wider das noch von den Tapferen gehaltene Eck vorzustürmen beginnen, spielt sich dort im Schutt ein Heldenkampf ab, der sich für alle Zeiten als leuchtendes Beispiel deutscher Soldatentugend erhebt. Mann gegen Mann beginnen diese letzten fünfzig mit den Janitscharen zu ringen.

Noch Stunden vorher war es dem Kommandanten von Starhemberg freigestellt worden, diesen letzten Trümmerhaufen zu räumen. Doch Heisterberg hat das kopfschüttelnd abgelehnt, und nun hält er mit beispiellosem Opfermut stand, bis Mann um Mann seiner kleinen Besatzung dem Würgen und Niederringen erliegt. Doch noch immer nicht vermag der Türke den Roßschweif über die Leichenberge zu pflanzen. Im letzten Augenblick kommt der Hauptmann Müller mit einer neuen Schar herangestürmt, und erst als auch dieser Offizier mit gespaltenem Schädel zu Boden sinkt, gelingt es den Türken, die noch zuletzt herbeigeeilte Verstärkung zu bezwingen. Aber auch jetzt wollen die wenigen Überlebenden, die buchstäblich nur mehr an den Steinblöcken kleben, den Burgravelin nicht preisgeben. Da ruft sie ein Befehl Starhembergs, der auf seiner Tragbahre sitzend dem Kampfe von der Burgbastei zusieht, schließlich zurück. Und während diese Tapferen sich Schritt für Schritt aus den qualmenden Schuttresten lösen, steigt der Roßschweif siegreich über dem Feld der Toten auf. Nach dreiundzwanzig Stürmen hat Kara Mustapha den Besitz des Burgravelins mit Strömen von Blut erkauft.

Dieser Fall des Burgravelins scheint der Anfang eines unabwendbaren Endes. Mit neuentfachter, immer hartnäckiger und verbissener wirkender Gewalt fährt der Türke fort, die Bastionen der Stadt zu berennen. Die Hissung des Feldzeichens hat plötzlich wieder den schon gesunkenen Mut der Janitscharen gehoben. Denn bei den Türken war es verschiedentlich schon zu schweren Meutereien gekommen. Nach den Satzung- [40] gen des Korans und altem Kriegsbrauch war es den Janitscharen verboten, länger als vierzig Tage vor ein und derselben Festung zu liegen. Doch nun hat der endlich erfochtene Vorteil die Kampflust im gesamten Türkenlager gehoben. Der endliche Sieg und die Aussicht auf eine unermeßliche Beute treibt die Stürmer zu neuen, wilden Angriffen an. Schon am 4. September rennen viertausend Mann neuerdings gegen die Burgbastei an, und plötzlich erschüttert eine gewaltige Detonation beinahe die ganze Stadt. Eine Mine hat eine zehn Meter breite Bresche in die Bastionen geschlagen. Wenige Minuten später stürmen, klettern und springen die Janitscharen unter einem tausendstimmigen Triumphgeschrei mit geschwungenem Säbel und über den Rücken gehängtem Sandsäcken über die Trümmer hinauf. Schon vermögen sie hier und dort einen Roßschweif auf die Wehren zu pflanzen, da ist Starhemberg wieder und diesmal mit allen seinen Generalen heran. Zum hundertstenmal entrollt sich auf den Bastionen das gleiche blutige Bild. Wieder beginnt der gleiche zermürbende Kampf von Mann gegen Mann, wieder steht eine Handvoll Verteidiger gegen die Übermacht auf. Und auch dieses Mal ist bei den Verteidigern endlich nach stundenlangem Nahkampf der Sieg. Fünfhundert Türken sinken tot in die Trümmer zurück, und als sich endlich die Nacht über den blutigen Kampfplatz senkt, können die Verteidiger mit dem Vermauern der aufgerissenen Bresche beginnen.

Doch wie am 6. September die bisher gewaltigste Mine zwölf Meter breit die Löbelbastei und Escarpe-Mauer gesprengt und nach stundenlangem Ringen, währenddessen wieder zwei Halbmondfahnen auf den Basteien wehen, 1500 Gefallene den zäh verteidigten Kampfraum bedecken, da steigt auch in Wien die Not am höchsten. Unablässig zischen in der darauffolgenden Nacht die Raketen von der Spitze des Stephansturmes auf. Hunderte von Augen starren sorgend nach den dunklen Hohenzügen des Kahlenberges hinüber. Seit Anfang September ist Kolschitzkys treuer Diener Michaelowicz auf seinem letzten Kundschaftergange verschollen und niemand weiß, ob und wann das Ersatzheer nun wirklich heranzieht. Die Nachricht, die Kolschitzky selbst seinerzeit brachte, hat sich als trügerisch erwiesen und niemand weiß, ob nicht vielleicht neu aufgetretene Schwierigkeiten die dringend nötige Hilfe hinausziehen. Dabei brennen im weiten Umkreis tausende und abermals tausende von türkischen Lagerfeuern. Auch in dieser Nacht ist, wie in jeder dieser vorhergegangenen fünfundfünfzig kämpfe- und schreckendurchtosten Nächte, vor den Bastionen das Wühlen, Brechen und Schaufeln der türkischen Mineure zu hören, langgezogen und schaurig dringt der Gesang der Mullahs, der mohammedanischen Priester von den Lager- [41] feuern herüber und fängt sich im unheilverkündeten Echo in den zerschossenen Bastionen der Stadt. Und die Männer, die auf diesen Bastionen wachen, Posten stehen und nach dem Graben und Schaufeln zu ihren Füßen hinablauschen, sind selbst bald am Ende ihrer Kraft. Es ist nicht der Hunger, auch sind es nicht die Seuchen oder der Mangel an Kriegsmaterial, der ihren Mut von Tag zu Tag mehr auf die härtesten Proben stellt. Die Reihen beginnen sich von Stunde zu Stunde in erschreckendem Maße zu lichten. Fünftausend Soldaten und sechzehnhundertfünfzig Männer aus der Bürgerschaft haben der Kampf und die Krankheiten bisher gekostet. Schon steht beinahe kein Kanonier mehr an den Geschützen. Statt der geübten Artilleristen müssen die Büchsenmacher der Zünfte die Geschütze bedienen und sichten. Um die allergrößten Verluste auszugleichen, hat Starhemberg jetzt auch Männer, die niemals Waffen getragen haben, ja selbst Mönche auf die Wälle beordert, und was sie alle am schwersten ertragen, die Seele, der gute Geist des Widerstandes der Bürgerschaft, Liebenberg liegt auf den Tod erkrankt.

Da steigt plötzlich eine Rakete, knatternd, einen weithin sichtbaren Lichtschweif hinter sich hertragend, über den Kahlenberghöhen empor. Und gleich darauf jagt eine zweite ebenso leuchtend mit fernem Gezische durch das Dunkel der Nacht. Noch eine dritte und vierte wird sprühend in die Höhe getragen, und wie dann noch eine fünfte auffährt und langsam in einem glühenden Feuerkranze zerplatzt, da beginnt auf einmal die große Angstern vom Stephansdom anzuschlagen. Erst hallen ihre Schläge zögernd und langsam, doch allmählich erklingen sie schneller und gewinnen an Kraft, und wie in das Schwingen der Glocke schon das Rufen, Schreien und Fragen der zusammenlaufenden Menge aus den Gassen zum Turme hinauftönt, löst sich

auch von der Burg- bis zur Schottenbastei eine dröhnende Salve; jubelnd hallt der Glockenton mit dem Donnern der Geschütze zusammen, und nun durchbraust ein tausendstimmiger Aufschrei die dunkle Septembernacht:

Das Entsatzheer ist da - Wien wird befreit!

"O ihr Ungläubigen, wenn ihr nicht selbst kommen wollt, so laßt uns wenigstens eine Mütze sehen; dann hat die Belagerung ein Ende, und wir laufen alle davon!" So und ähnlich sollen die Janitscharen gerufen haben, als sich die Kunde vom Nahen des deutschen und polnischen Entsatzheeres in ihren Reihen verbreitete. Und dieser Ausruf schien wirklich treffend, die üble Stimmung im türkischen Lager wieder- [42] zugeben. Denn, wie bereits angedeutet, stand bei dem Heere Kara Mustaphas schon lange nicht alles zum besten. Das fortwährende, hartnäckige und furchtbare Blutverluste fordernde Anrennen gegen die Stadt hatte Kara Mustapha schon bis Mitte August 11 000 Mann allein an Toten gekostet. Dazu waren noch rund 10 000 Mann an Verwundeten und Kranken gekommen. Was aber vor allem die Mißstimmung unter den Stürmenden wachhielt und von Tag zu Tag steigerte, war die sich verschiedentlich wiederholende Weigerung Starhembergs, den Türken Waffenruhe zur Beerdigung ihrer gefallenen Krieger zu geben. Der Zwang, zwischen den die Laufgräben verpestenden Leichen Tag und Nacht auszuharren und immer wieder über sie hinwegstürmen zu müssen, hatte die Moral des türkischen Fußvolks immer heftiger erschüttert. Freilich wurde darüber auch die Wut gegenüber den Verteidigern um vieles gesteigert. Aber als jeder Stein, jeder Meter der zäh verteidigten Bastionen mit neuen schweren Opfern erkauft werden mußte, war es zeitweilig zu ernsthaften Meutereien gekommen. Und als die türkischen Truppen gewahr wurden, daß, statt des nun endlich in sichtbare Nähe gerückten Erfolges, ein neuer schwerer Kampf mit einem mit frischen Kräften anrückenden Gegner bevorstand, mußten die Befehlshaber des Padischah alle Überredungskunst und auch verschiedentlich grausame Strenge aufbieten, um ihre Truppen für die bevorstehende Schlacht kampfwillig zu stimmen.

Dennoch zeigte sich dann während der Schlacht, daß die Türken auch dieses Mal wieder mit der alten Tapferkeit zu fechten verstanden. Auch hatte ein trotz des Herannahens der deutsch-polnischen Streitmacht mit neuer Verbissenheit vorgetragener Angriff auf die Stadt, der am 9. September den unteren Teil der Löbelbastei in die Gewalt der Osmanen gebracht hatte, die Haltung der Truppen gehoben.

Unerklärlich bleibt trotzdem, weshalb Kara Mustapha nicht die Höhen des Wiener Waldes gegen das herannahende Heer der Verbündeten sichern ließ. Mußte er doch bei aller Überlegenheit an zahlenmäßigen Streitkräften mit einem Gegner rechnen, der ihm aus den während der Belagerungszeit mit den übrigen Teilen des türkischen Heeres gelieferten Treffen den Beweis

erbracht hatte, daß er mit meisterlicher Geschicklichkeit zu manövrieren verstand. Nicht umsonst war der Herzog von Lothringen viele Jahre durch Montecuccolis Schule gegangen. Ausgezeichnet mit allen Vorzügen eines edlen, ritterlichen, durch und durch deutsch empfindenden Charakters, der durch die Weigerung, sein Stammland in irgendeiner Abhängigkeit von Ludwig XIV. zu regieren, für so manchen anderen deutschen Reichsfürsten ein Vorbild gewesen wäre, vereinigte Carl von Lothringen auch alle Vorzüge eines klug abwägenden, [43] dann aber auch rücksichtslos zuschlagenden Generals. Unaufhörlich hatte er während der bald zweimonatlichen Belagerung Wiens die übrigen Streitkräfte des Großwesirs in Unruhe und Spannung gehalten. Nachdem er erst jenseits der Donau am Bisamberge ein festes Lager bezogen hatte und noch zweitausendfünfhundert Mann polnischer und kaiserlicher Regimenter zu ihm gestoßen waren, brach er plötzlich gegen Tököly vor, der mit 14 000 Ungarn und 6000 Türken Preßburg belagerte. Am 29. Juli kam es auf den die Stadt umgebenden Höhen zu einer kurzen erbitterten Schlacht. Der verräterische Fürst wurde vernichtend geschlagen und konnte sich späterhin nur mit Hilfe der ihm von Kara Mustapha zur Verstärkung geschickten zehntausend Mann längs der niederösterreichisch-ungarischen Grenze halten.

Neueintreffende Nachrichten hatten die Kunde gebracht, daß ein türkisches Korps versuche, den Übergang über die Donau bei Tulln zu erzwingen. Schnell war Lothringen heran. Auch hier entspann sich wieder ein kurzer, erbitterter Kampf, und als die Sonne am Abend des 24. August über dem majestätischen Strom niedersank, bescheinen ihre letzten Strahlen eine vernichtende osmanische Niederlage.

Endlich war der Zeitpunkt der letzten Vorbereitung für die große Entscheidungsschlacht herangekommen. 11 000 Bayern unter Max Emanuel und dem Generalleutnant Degenfeld waren in Krems eingetroffen. Mit ihnen zogen 1000 Mann Salzburger, die der Bischof Maximilian Graf Kuntnig gestellt hatte. 8000 Mann hatte der Reichsfeldmarschall Georg Fürst zu Waldeck aus Franken und Württemberg gebracht, und mit dem Kurfürsten Georg III. waren 12 000 Soldaten unter der Führung des Feldmarschalls Goltz gekommen. Auch die Polen kamen heran, 27 000 Mann trafen in den ersten Septembertagen mit ihrem König Johann Sobieski, dem Großfeldherrn der polnischen Krone, Fürst Jablonowski, dem Unterhetmann der Krone, Sienawski, und dem Großlagermeister Chalmocki ein. Zusammen mit den kaiserlichen Regimentern vereinigten sich so 87 000 Mann mit 180 Geschützen im verbündeten Lager. Doch jetzt zeigte sich, daß man nicht mit der Eitelkeit des Polenkönigs gerechnet hatte. Statt Lothringen, der als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen seine Fähigkeiten in den schweren Jahren des ungleichen Kampfes gegen den überlegenen Gegner so oft unter Beweis gestellt hatte, mit der Führung der gesamten Streitkräfte zu betrauen, wurde diese dem Polenkönig übertragen. Etiketterücksichten

und diplomatische Erwägungen hatten Kaiser Leopold zu dieser Maßnahme veranlaßt. Auch hier bewies Lothringen wieder den vornehmen, sich selbst bescheidenden Charakter. Ohne Widerrede nahm er die Stellung des untergeordneten Heerführers an, obwohl er sich völlig darüber im [44] klaren war, daß er allein während des zu erwartenden großen Kampfes die eigentliche Verantwortung zu tragen hatte. Er war es dann auch, der den ursprünglichen Plan des Hofkriegsrates und der anderen, erst nach Preßburg zu marschieren und dort durch eine Umgehung der türkischen Belagerungsarmee in den Rücken zu fallen, zu entkräften verstand und kühn den ungleich schwierigeren Angriff über das zerklüftete, waldüberzogene Gelände des Cetischen Gebirges zur Durchführung brachte.

In einem unerhört schwierigen Marsch durch das bedeckte, von Bachläufen und tief eingeschnittenen Waldschluchten durchschnittene bergische Gelände führte Lothringen seine und den überwiegenden Teil der sächsischen Truppen am 11. September von Tulln aus, wo sich das Heer der Verbündeten zum Aufmarsch gruppiert hatte, über St. Andrä nach Klosterneuburg heran. Aber mit noch viel größeren Schwierigkeiten hatten die als Corps de bataille durch das Waldgebirge anmarschierenden Regimenter des Kurfürsten von Bayern und Waldecks, denen dreiundzwanzig Schwadronen der besten kaiserlichen Regimenter unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg mit den Generalen Dünewald, Rabetta, Palffy, Gondola und Buttler sowie der übrige Teil der Sachsen beigegeben waren, zu kämpfen. Nur unter Anspannung aller Kräfte vermochten die Mannschaften ihre Pferde und Waffen, vor allem aber das schwere Geschütz, teils über St. Andrä, teils über Königstetten und das Tal des Tulbinger Baches auf die Höhen des Gebirges zu bringen. Am schwersten mit den Unbilden des Geländes hatte jedoch der polnische rechte Flügel zu kämpfen. Denn Sobieski mußte mit seinen Polen und den ihm zugeteilten vier kaiserlichen Infanteriebrigaden und 6000 österreichischen Dragonern erst weit nach Südosten ausbiegen und kam erst, auf der alten Römerstraße St. Andrä - Gugging - Kierling marschierend, nur sehr langsam an das ihm gesetzte Marschziel, den Dreimarkstein und die Sophienalpe, heran.

So vollzog sich während des 11. September 1683 jener denkwürdige Aufmarsch des großen abendländischen Heeres, der in seiner ganzen Anlage und Ausführung ein beredtes Zeugnis von der Genialität des Lothringers gab. Schon am Vormittag dieses Tages war er selbst auf dem Kahlenberg eingetroffen, und als nach und nach auch die übrigen Heerführer dort zu einer letzten Besprechung zusammenkamen, zeigte ihnen Herzog Carl die zu ihren Füßen liegende kämpfende Stadt.

Als König Johann Sobieski nun dieses Bild tief unten erblickte und man erst jetzt Truppenverschiebungen bei den Türken beobachten konnte, die darauf hinwiesen, daß Kara Mustapha doch noch sein Heer in Schlachtordnung

aufzustellen begann, da konnte er es und [45] die ihn umgebenden Generale einfach nicht fassen, daß der Großwesir nicht daran gedacht hatte, den Aufmarsch des Entsatzheeres in den Anmarschlinien zu stören. Mit den Worten "cet homme est mal campé, s'est un ignorant, nous le batterons!" wandte er sich von dem Bilde ab, und nun begann noch einmal eine Beratung, die trotz der Vorstellungen des Herzogs von Lothringen den Beginn des Kampfes erst für den 13. September vorsah. Der Antransport des schweren Geschützes hatte die Durchführung der gesamten Aufstellung für den 12. September unmöglich gemacht. Aber da zwang der sich aus den Höhenstellungen gegen das Wiener Becken entwickelte Aufmarsch der verbündeten Heere doch schon am 12. September zur Schlacht.

Noch liegt die erste Dämmerung des heraufkommenden Tages über dem Kahlenberg und den nahen und ferneren Höhen des Wiener Waldes, als sich schon die Fürsten und Generale des verbündeten Heeres, die zum Gottesdienst des Asketenmönches Marco d'Aviano in der Kapelle des Leopoldsberges zusammengekommen waren, in möglichster Eile trennen. Hat doch noch während des Gottesdienstes plötzlicher Kampflärm und verschiedentlich auch das Aufdröhnen des Geschützes von den jenseitigen Hängen des Kahlenberges die Herren gemahnt, daß die in ihrem Aufstellungsraum einrückenden Truppen eher, als man erwartet hatte, auf einen Gegner gestoßen sind. Der Gegner führt seine Heeresmassen bereits in Schlachtordnung heran und versucht nun scheinbar, die verbündeten Streitkräfte vor Beendigung ihres Aufmarsches in rasch ernster werdende Kampfhandlungen zu verwickeln, während an die 30 000 Mann inzwischen mit Nachdruck die Bastionen der hart bedrängten Stadt weiter bestürmen. Darum verlangen die Herren jetzt auch voller Unruhe nach ihren Pferden. Und während König Sobieski und die übrigen Fürstlichkeiten und Generale mit ihrem Gefolge über die Hänge des Leopoldberges hinab und auf der anderen Seite zu den Höhen des Kahlenberges hinaufsprengen, reitet im Gefolge des Markgrafen Ludwig von Baden auch ein kleiner, schmächtiger Obrist mit, dem Kaiser Leopold erst vor wenigen Tagen das Dragonerregiment Kuefstein verliehen hat, Prinz Eugen von Savoyen.

Sich dicht neben dem Markgrafen haltend, gewinnt der jugendliche Obrist jetzt als einer der ersten den Kamm des Kahlenbergwaldes. Da hält der Markgraf noch einmal sein Pferd an. Auch der Obrist von Savoyen zügelt seinen Rappen. Gebannt läßt er den Blick über die sich vor seinen Augen entwickelnden Streitkräfte schweifen.

[46] "Seine Durchlaucht, der Generalleutnant von Lothringen, kann sich zu der Ehre beglückwünschen, daß sein Flügel am heutigen Tage als erster mit dem Feind aneinander gerät", wendet er sich im höflichen Französisch an seinen Vetter, den ebenfalls noch jugendlichen, selbst noch nicht

dreißigjährigen Markgrafen. "Doch deucht' es mich, als ob das stürmische Vordringen der Bataillone des Herzogs von Croy zur Stunde noch nicht in den Absichten des Generalleutnants läge!"

"Sehr wahr, Prinz! Croy und Caprara greifen viel zu voreilig an und lassen sich engagieren, ehe die Bayern aus den Wäldern heraus sind", entgegnet der Markgraf. "Doch kommt, Vetter, ich sehe dort drüben den Generalleutnant schon selber eiligst zum Herzog von Croy hinabjagen, aber vorher noch eins: Versprechen wir uns, daß dieser Tag unsere Reiter als erste vor den Toren der Stadt sieht!"

Da streckt der Obrist von Savoyen seinem nur um wenige Jahre älteren Vetter schweigend die Hand hin. Gleich darauf zügelt der Obrist von Savoyen seinen Rappen vor dem Dragonerregiment Kuefstein. Der Markgraf Ludwig und der General der Kavallerie Graf Caprara aber erhalten schon wenige Augenblicke später vom Herzog von Lothringen den Befehl, die drei hintereinanderstehenden Treffen der Dragoner und Kürassiere als Flankendeckung des linken Flügels längs der Donau nach vorne zu führen. Und nun trabt auch der Obrist Eugen von Savoyen zum ersten Male in seiner soldatischen Laufbahn vor der eigenen Truppe als Befehlshaber an.

Jetzt entbrennt auf der gesamten Front die Schlacht. General Prinz Croy hat seine Regimenter etwas zu früh gegen die über Nacht errichteten Verhaue des Feindes in den Weinbergen am Schreiberbach vorgehen lassen. So entwickelt sich hier schon ein erbitterter Kampf, ehe das Zentrum mit den Bayern und einem Teile der Sachsen eine Rechtsschwenkung durchgeführt hat, die geplant war, und diese nun über den Hermannskogel und oberhalb Döblings herabkommen. Auch die Polen am rechten Flügel sind noch lange nicht über Dornbach und Hütteldorf heran. So versucht nun Lothringen persönlich, den Fehler Croys durch eine um so kräftigere Bindung des gegnerischen Flügels wettzumachen und Kara Mustapha durch eine unausgesetzte Bedrohung des kürzesten Anmarschweges auf Wien vor der Ausnützung der beiden entstandenen Lücken abzuhalten. Doch es hat schon jetzt, während des Beginns der Schlacht, den Anschein, als sollte der Polenkönig mit seinem Urteil über den Großwesir Recht behalten. Statt die gefährdete Lage des Heeres der Verbündeten zu erkennen, läßt Kara Mustapha seine Streitkräfte, die er im Zentrum selber befehligt, in den während der Nacht errichteten Verteidigungslinien auf halber Höhe der Berghänge halten und weist [47] auch jetzt noch die Vorstellungen des Befehlshabers am linken türkischen Flügel, Ibrahim, überheblich zurück, der in ihn dringt, den vorpreschenden linken kaiserlichen Flügel in der Flanke zu fassen.

Am heftigsten entbrennt nun der Kampf bei den dreizehn kaiserlichen Bataillonen des Feldmarschalls Hermann von Baden. Der schließt jetzt mit

Croy, Leslie und Salm als Zentrum des linken Flügels an die längs der Donau vorreitenden Reitergeschwader an. Den rechten Flügel der Truppen des Lothringers bildet der größere Teil der Sachsen, die unter dem Kurfürsten Georg III. und dem Feldmarschall von der Goltz gegen die türkischen Verhacke in den Hohlwegen oberhalb der zerstörten Häuser von Heiligenstadt vorrücken. Bald ist dort Freund und Feind in ein erbittertes Ringen verwickelt. Musketensalven, das Getöse des Nahkampfes und das anfeuernde Rufen der Befehlshaber hallt aus dem übersichtlichen Gelände bis zu den Geschützstellungen Leslies auf den Höhen des Kahlenberges hinauf. Im allzu stürmischen Vorgehen haben Croys Bataillone die ersten Verhaue des Gegners oberhalb Nußdorfs genommen. Doch in den Ruinen von Nußdorf hält der türkische Befehlshaber Kara Muhamed von Diabekir mit asiatischen Truppen hartnäckig stand. Schritt um Schritt müssen die Kaiserlichen sich die Ortschaft erkämpfen. Fast um jedes einzelne Haus, ja um Stuben und Keller wird erbittert gefochten, und weil der Yatagan in den Händen der behenden Asiaten eine verheerende Waffe ist, kommt das schwerfällige Fußvolk der Kaiserlichen mit seinen langen Piken nur wenig gegen die Gegner an. Da läßt der Herzog von Lothringen Leslie seine leichten Geschütze von Kahlenberg herab bis in die Reihen des Fußvolkes vorschicken. Und nun jagt Kartätsche um Kartätsche endlich den Gegner aus der Ortschaft zurück. Doch am Dorfausgang stellt sich Kara Muhamed wieder, und erst als Croy seine Obristen und Hauptleute die Kompanien gliederweise mit vollen Fronten formieren läßt und das von den Türken gefürchtete "Schlagt an!" des Feuerbefehls für die hinter den Pikenieren vorrückenden Musketiere erklingt, säubert Salve um Salve schließlich den tapfer verteidigten Ortsrand.

So kann der Feldmarschall Hermann von Baden dem Lothringer um acht Uhr morgens die Erstürmung von Nußdorf melden. Auch der weißhaarige Feldmarschall von der Goltz ist mit seinen Sachsen im zähen Vorwärtsstürmen bis und durch Heiligenstadt gelangt. Auch hier haben die bei den Sachsen ebenfalls vorgezogenen kaiserlichen Geschütze ganze Arbeit getan.

Nun jedoch verzögert eine neue und mit viel Geschick aufgeführte gewaltige Schanze dicht hinter Nußdorf neuerdings den Vormarsch Croys und Hermanns von Baden. Voll besetzt mit Verteidigern, die sich un- [48] aufhörlich noch weiter durch Zurückflutende und "Zurückbringer" auffüllt, gebietet sie sowohl den Kaiserlichen als auch den Sachsen in breiter Front Halt.

Ehrgeizig läßt Croy daraufhin sein österreichisches Fußvolk vorstürmen. Aber das empfängt, sobald es bis hart an den Erdwall heran ist, ein solcher Regen von Pfeilen, Kugelgeschossen, siedendem Pech und geschleuderten Feuerbränden, daß nur wenige Tollkühne die Schanze erklimmen und der

Sturm auch diesmal wieder erfolglos im Gegenstoß der über den Wall herabstürmenden Asiaten zerschellt.

Da jagt plötzlich der Herzog von Lothringen zu dem Markgrafen von Baden hinüber und gibt ihm den Befehl, das Dragonerregiment Heißler sofort absitzen zu lassen, um den Feldmarschalleutnant von Croy beim Sturm auf die Schanze zu unterstützen. Markgraf Ludwig von Baden sprengt zu dem genannten Dragonerregiment herüber. Doch wie er am Regiment Kuefstein vorbeikommt, verhält er vor dem Obristen von Savoyen für wenige Sekunden sein Pferd und ruft diesem laut aus dem Sattel hinüber:

"Wollt hier bis auf weitere Order mit Eurem Regiment dem Grafen Caprara folgen, mein Prinz. Sollte mich Seine Durchlaucht für die Dauer der Schlacht anderenorts beordern, bleibt die Parole, die wir versprachen: Unsere Reiter als erste vor Wien!"

Da reckt der Obrist von Savoyen seine kleine Gestalt hoch in den Bügeln. Laut und scharf hallt sein Kommando, das dem Regiment den Befehl erteilt, Capraras Reitergeschwadern zu folgen, noch hinter dem Markgrafen her. Der ist inzwischen schon an den Obristen Heißler herangesprengt, und gleich darauf erdröhnt der Boden vom vielhundertfachen Galopp der Dragoner.

In schärfster Gangart führt der Markgraf Ludwig und der hagere Oberst Heißler die Reiter nach Nußdorf heran. Wenige Minuten später ist das Regiment durch die Ortschaft gerast, und sofort läßt Heißler zwischen den Treffen des Fußvolkes die Dragoner ein Exerzitium vorführen, das in seiner Exaktheit selbst den Führern und Mannschaften des zur Seite schwenkenden Fußvolks Bewunderung abringt. Im Nu sind die Dragoner abgesessen. Die Pferde werden in drei Gliedern "geküpelt", und dann formiert Eskadron hinter Eskadron die Mannschaften in drei Gliedern "gestellt zu chargieren"! Die Dragonermusketen hochgereckt in den Fäusten, marschieren die abgesessenen Reiter im Sturmmarsch gegen die türkische Schanze heran. Schmetternd geben die Reiterhörner den Dragonern das Feuersignal. Während die Glieder abwechselnd ihre rollenden Salven in die Reihen der Schanzenverteidiger jagen, sprengt auch der Herzog von Lothringen wieder daher, reitet bis dicht an die Glieder, und als jetzt auch die vordersten Treffen ihre [49] Musketen entladen, gibt er persönlich den Sturmbefehl. Im nächsten Augenblick berennen die abgesessenen Reiter die Schanze. Ein neues erbittertes Schlagen beginnt. Endlich beginnen die ersten Türken zu weichen. Da wogt neben den Dragonern auch das wieder vorgehende Fußvolk jubelnd über die Schanzenbrüstung. Nun gibt es bei dem Gegner kein Halten. Siegreich flattert die Standarte des Dragonerregiments Heißler über den niedergerissenen Verhauen. Als der Herzog von Lothringen über die Wallbrüstung sprengt, grüßt ihn nicht enden wollendes Siegesgeschrei; das gefährlichste Bollwerk des Feindes vor Wien ist gewonnen.

Erst jetzt befiehlt Lothringen seinem Flügel, zu halten. Eben, gerade als er selbst über den Wall heraufsprengte, hat ihm ein Offizier des Feldmarschalls von der Goltz das Erscheinen der ersten sächsischen Truppen des Zentrums auf den Hängen des Kobenzl gemeldet. Beruhigt kann er das Vorgehen des Zentrums abwarten. Brüllt doch jetzt mit einemmal längs der anderthalbstündigen Frontlänge des verbündeten Heeres auch im Zentrum die Schlacht auf. Im Sturmschritt rennen Bayern und Reichstruppen, die schweren Strapazen eines stundenlangen hinter ihnen liegenden Anmarsches durch unwegsames Gelände nicht achtend, vom Hermannskogel auf Döbling herab. Im zähen Kampf wird Grinzing von den Sachsen des linken Zentrums genommen, und auch bei den Bayern und Reichstruppen Waldecks zwingen die Deutschen Kara Mustaphas Zentrum trotz der Weinberge, Hecken und dicht hintereinander gestaffelten Verhacke Schritt um Schritt in die Talebene herab.

Doch wo bleiben die Polen? Schon ist es Mittag geworden und Lothringen hat Mühe, seinen Flügel weiter angesichts der im Pulverdampf liegenden Stadt und des greifbar nahen türkischen Lagers zu halten. Ordonnanz um Ordonnanz schickt man zu dem äußersten Flügel des Zentrums hinüber. Da flattern endlich gegen die erste Mittagsstunde die Fähnchen der polnischen Lanzenreiter bei Dornbach auf. Auch das Erscheinen kaiserlicher Bataillone und Reiter auf dem Galitzinberge ist zu erkennen, aber für die Ausführung des Gedankens, den Lothringen dem Schlachtplan zugrunde legte, nämlich durch das weite Ausholen des Flügels die türkische Schlachtordnung zu umfassen, ist es zu spät. Der rechte Flügel unter dem Oberbefehl Sobieskis hat zu lange zu seiner Entwicklung in die Schlachtordnung gebraucht. Wohl brechen jetzt die polnischen Husaren der Prinzen Alexander und Felix Potocki mit den Panzerreitern Stanislaus Potockis ungestüm gegen die Türken herab. Aber ihr Ungestüm bringt plötzlich den ganzen rechten Flügel in schwerste Gefahr. Ibrahim, der Pascha von Ofen, der Sobieski gegenüber befehligt, läßt die polnischen Reiter kaltblütig seine Schlachtfront durch- [50] brechen, und wie sie mitten zwischen den Flügeln seiner Heerhaufen sind, wirft er sich mit solchem Ungestüm in ihre Flanken, daß die Türken den Keil der polnischen Reiter beinahe gänzlich vernichten. Nur mit Aufbietung aller Kraft vermag das österreichische Fußvolk, das Sobieski beigegeben ist, durch zähe Abwehr des nun einsetzenden türkischen Ansturmes, zu dem auch ein Teil des Zentrums unter Kara Mustapha einschwenkt, auf dem Galitzinberg die Aufstellung der polnischen Hauptmacht zu decken. Jetzt erst gelingt es Sobieski, mit der ganzen Gewalt seiner Streitkräfte auf Ibrahim Pascha zu drücken. 7000 Reiter, Husaren und Gepanzerte schickt er gegen den kriegserfahrenen Pascha von Ofen vor, während kaiserliche und bayrische Schwadronen unter Rabetta und dem Markgrafen von Bayreuth mit sechstausend polnischen Dragonern unter Matigny seine Flanken gegen die leichte Reiterei Ibrahims decken. Aber der alte türkische Haudegen gibt sich

auch vor dem Ansturm der gewaltigen Reitermassen noch lange nicht geschlagen. Nur schwer können die polnischen Reiter die auch hier überall die Wege versperrenden Weinberge und Hecken überwinden. Erst als es Sobieskis Gepanzerten gelingt, durch eine Schwenkung einen Teil entgegensprengender türkischer Reiter abzudrängen und die sich nun, von zwei Seiten gefaßt, gegen die vorgehende polnische Infanterie oberhalb Weinhaus und Ottakring wenden, wird die türkische Schlachtordnung an dieser Stelle zerrissen und bald darauf die Verbindung zwischen dem polnischen Flügel und den Bayern durch polnische Lanzenreiter hergestellt.

Entschlossen, nicht nur den Sieg, sondern durch diesen Sieg auch die Entscheidung und völlige Vernichtung des Feindes zu erzwingen, reitet Lothringen zu den Generalen der an seinem rechten Flügel haltenden Sachsen heran und ruft mit laut schallender Stimme, daß es die Bataillone der Sachsen und Kaiserlichen deutlich und unwiderruflich hören:

"Marchons donc messieurs! - Vorwärts, ihr Herren, marschieren wir nach Wien!"

Als wenn das Zwingende dieser Parole den Soldaten, die unter dem Befehl des Lothringers stehen, gesteigerte Kräfte verliehen hätte, so werfen sich Kaiserliche und Sachsen auf die letzte Stellung der Türken. Im stürmischen Handgemenge wird der Gegner auf seinen Verhauen am Krottenbach geworfen; die mit sechs Geschützen armierte Türkenschanze bei Döbling fällt in die Hände der Sachsen, und während dadurch auch Sievring und Gersthof in ihren Besitz gelangt, tragen die Bayern und Reichstruppen im Zentrum ihren Angriff über Währing und Hernals hinaus. Noch wird erbittert bei den Polen gefochten. Ibrahim Pascha wehrt sich wie ein Löwe, und solange der Kampf im Zentrum für die Türken zwar unglücklich, aber doch noch mit der Aus- [51] sicht auf die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges dauert, zieht er sich nur langsam und fortwährend fechtend auf die hinter ihm stehenden Treffen zurück.
Da befiehlt der Lothringer seinem Flügel, angesichts des türkischen Lagers rechts einzuschwenken. Jetzt vollzieht sich etwas, was bis dahin nach den Gepflogenheiten des noch vielfach in den Überlieferungen des Dreißigjährigen Krieges steckenden Heeres unerhört scheint. Herzog Carl von Lothringen wirft das sich ihm entgegenstellende irreguläre Fußvolk der Osmanen in ihr Lager zurück und marschiert, ohne daß auch nur ein einziger der Soldaten aus dem Gliede tritt, mitten durch das von Beutestücken strotzende türkische Lager. Diese musterhafte Ordnung der Kaiserlichen und Sachsen sichert dem Verbündeten den Sieg und wird die Ursache von Kara Mustaphas endgültiger Vernichtung. Plötzlich am eigenen rechten Flügel in der Flanke gefaßt, aufgerollt und nun in der Rechten des Zentrums gefaßt, beginnt der Kern des türkischen Heeres, die im letzten Treffen aufmarschierende Janitscharengarde, unter ihrem Aga zu wanken. Es nützt

nichts, daß Kara Mustapha, der in diesem Augenblick endlich die hereinbrechende Katastrophe erkennt, in wilder Verzweiflung die grüne Fahne des Propheten entfaltet. Auch daß er in letzter Sekunde seinem Widersacher, dem tüchtigen Ibrahim Pascha, den Oberbefehl über die noch nicht aufgeriebenen Heerhaufen überträgt, kann das Schicksal der osmanischen Waffen nicht wenden. Sosehr sich Kara Mustapha selber mit gezogenem Säbel, mit Drohungen, Verwünschungen und sogar mit Bitten den gegen seine Garde Zurückflutenden entgegenstemmt, so bleibt doch die Bresche in seine Besten geschlagen. Noch einmal sammelt Osman Aga im linken Flügel des Zentrums und gegenüber den Polen Tausende der besten türkischen Reiter. Aber der Gegenangriff der polnischen Lanzenreiter Johann Sobieskis trifft die anreitenden Spahis mit einer solchen gewaltigen Wucht, daß die Schwärme der Araber einfach zerflattern. Nun jagen auch die Bayern das letzte Treffen der Janitscharen im frontalen Ansturm über die Schmelz und St. Ulrich zurück. Kaum, daß es dem tapferen Tatarenaga Hadschi-Giray gelingt, die Fahne des Propheten aus einem wütenden Handgemenge zu retten, denn schon brechen aus dem eingeschwenkten linken Flügel des Lothringers Dragonerregimenter im Galopp gegen die weichenden Janitscharengarde vor; haltlos versuchen nun auch die letzten, die Widerstand geleistet haben, in der Flucht ihre Rettung. Während Kara Mustapha selber auf einem Renner gegen Petronell davonsprengt, jagt ein kleiner Obrist mit seinen Dragonern ungestüm zwischen den Fliehenden bis zu den Laufgräben vor dem Schottentor der Kaiserstadt vor, gewinnt mit den

[36] Markgraf Ludwig von Baden,
der "Türkenlouis".
Die bedeutendsten Führer in den Türkenkriegen Zeitgenössischer Stich.
(Historischer Bilderdienst, Berlin)

Kuefsteindragonern [52] im tollen Ritt die Spitze vor dem Markgrafen Ludwig, und hält mit schäumendem Rappen genau um die fünfte Nachmittagsstunde vor Wien. Unter schmetterndem Trompetenschall verkündet er und der Markgraf Ludwig von Baden den Wienern auf den Bastionen den Sieg. Wenige Minuten später öffnen sich die Tore, und als die Verteidiger der Stadt durch die leer gewordenen Laufgräben den Rettern entgegenstürmen, weist der kleine Obrist mit dem Pallach nur stumm gegen Schönbrunn und den Wiener Berg hinüber, über deren Anhöhen soeben die letzten flüchtenden Türken unter der Führung Ibrahim Paschas verschwinden. 4000 Gefallene der Verbündeten decken die Walstatt des Sieges. Den Türken aber hat die Schlacht mehr als 10 000 Tote gekostet. Schier unermeßlich scheint die Beute, welche die Sieger im Lager Kara Mustaphas finden. Aber wie sehr auch 117 erbeutete Geschütze, oder 20 000 Metallhandgranaten, ebenso viele Büffel, Ochsen, Kamele und Pferde und eine für jene Zeit schier unfaßbare Menge an sonstigem Kriegsmaterial den Verbündeten das Ausmaß ihres Erfolges verkünden, so vermag diese gewaltige Beute nicht die Opfer auszugleichen, die Wien als Bollwerk der Ostmark gebracht hat. Von über 1000 Schüssen getroffen, blickt der Stephansdom auf ein Trümmerwerk herab, das König Sobieski in einem Schreiben an seine Gemahlin "einen Anblick herabgestürzter Felsenmassen" nennt. Über 100 000 Bomben und Kanonenkugeln hat der Türke in die unglückliche Stadt geworfen, mit 41 Minenladungen hat er ihre Bastionen zersprengt, 50 Stürmen hat sie heldenhaft widerstanden, und als sich nun der Abend des 12. September unter dem feierlichen Glockengeläut der Erlösung über die Stadt niedersenkt, hat sich Wien als ewiges Zeugnis deutschen Opfermutes in das Buch der Geschichte eingetragen. Eine unvergeßliche Verpflichtung, zu der sich diese Stadt auch heute wieder bekennt!

Eugenio von Savoy

Nicht nur als Bollwerk in der Abwehr des asiatischen Einbruches und des durch diesen Einbruch die Vernichtung Deutschlands betreibenden Frankreich hat die Hauptstadt an der Donau 1683 bestanden. Mit der Stunde, da das endlich erlöste Wien den Reitergeschwadern Markgraf Ludwigs von Baden die Tore öffnete, stieß die Stadt an der Donau auch zum ersten Male dem deutschen Reich, ja überhaupt dem gesamten abendländischen Westen das Tor nach dem Südosten auf. [53] Beginnt doch mit dem Befehle, der die Reiter des Herzogs von Lothringen und Sobieskis Schwadronen aufsitzen und die Verfolgung der Türken aufnehmen heißt, jener Zug aus dem Westen nach dem Südosten nicht abzureißen, der wohl zuerst mit der Gewalt der Waffen einen Panzerring nach dem anderen, den die morgenländische Herrschaft um die Völker und Gebiete des Südostraumes gelegt hat, zerbricht.

Ein Mann trägt den Marschallstab vor sich in der Satteltasche seit den schlachtdurchtosten Tagen vor Wien - der Obrist Eugen oder besser Eugenio von Savoy, wie er sich, seitdem er ein deutsches Regiment befehligt, nunmehr selber benennt.

Arm, durch das Intrigenspiel des französischen Hofes, das seiner Mutter, der Nichte Mazarins und einstigen Geliebten Ludwigs XIV., beinahe das Leben gekostet hätte, zum Gespötte dieses Hofes und seines Königs geworden, war Prinz Eugen während der Sommermonate 1683 als Flüchtling nach Österreich gekommen. Auf Fürsprache seines Vetters, des Markgrafen Ludwig von Baden, verlieh ihm der Kaiser ein Regiment, und weil die Inhaberschaft eines kaiserlichen Regiments damals ein Einkommen mit sich brachte, das den Einkünften eines italienischen Herzogtums gleichkam, vermochte der verarmte Prinz, durch diese Verleihung auch seine neue Stelle mit dem nötigen Glanz auszugestalten. Dem Kaiser hat er aber diese Ernennung wie wohl nur wenige Feldherren der Weltgeschichte gedankt. Schon vor Preßburg focht er mit Auszeichnung, Wien wurde der erste Markstein seiner militärischen Laufbahn, und in den nun folgenden Feldzügen bis zu seiner Ernennung zum General berichtet die Geschichte fast von keiner Schlacht oder keinem Gefecht, die nicht Eugens oder des Dragonerregiments Kuefstein Namen mit Auszeichnung nennt.

Noch am Abend der Schlacht vor Wien hatte der Herzog von Lothringen die sofortige Verfolgung des Gegners gefordert. Doch dieser Vorschlag wurde vom Polenkönig und von den Führern der Reichstruppen verworfen. Man gab vor, die Truppen wären zu übermüdet, auch fürchtete der Polenkönig allen Ernstes, die Türken würden wiederkehren und die Verfolger in eine Falle locken, so daß dem Lothringer nichts übrigblieb, als nur einen Teil seiner

österreichischen Reiter hinter dem Seraskier einherzuschicken. Wenige Tage später löste sich das Heer der Verbündeten überhaupt auf. Aus Gründen, die in der ungeschützten Lage ihres Landes und in den ungeklärten finanziellen Erledigungen ihres militärischen Einsatzes durch den Kaiser ihre Ursache hatten, kehrten die Sachsen schon am 15. September in ihre Heimat zurück. Auch die Reichstruppen unter Waldeck schlossen sich ihnen an. Für diese war allerdings die gefährdete Lage des Reiches im Westen der Grund [54] für ihren frühzeitigen Aufbruch gewesen. So nahmen denn am 17. September nur Österreicher, Bayern und Polen die Verfolgung der Türken auf. Schon am 7. Oktober kam es bei Parkany zu einem schweren, siegreichen Gefecht. Auf Grund des Erfolges von Parkany ging ganz Oberungarn den Türken verloren, und als der Herzog von Lothringen noch am 22. Oktober die wichtige Festung Gran erstürmte, blieb das deutsche Heer, während nun auch die Polen heimwärts zogen, zum ersten Male als ausschließlicher Sieger eines ganzen Feldzugsjahres gegen die Türken in den Winterquartieren. Mit dem durch ein starkes Aufgebot ungarischer Edelleute verstärkten Heere zogen der Lothringer, Kurfürst Max Emanuel, die beiden Markgrafen von Baden und der Verteidiger Wiens, Graf Rüdiger von Starhemberg, wieder ins Feld. In drei weiteren schweren Gefechten wurden die Türken von neuem geschlagen.

Zur ersten größeren Schlacht kam es angesichts der Befestigungen von Ofen. Dort wurde eine zum Entsatz des bereits von den deutschen Heeren bedrohten Ofen heranrückende Türkenschar am 22. Juli in einer erneuten Schlacht empfindlich geschlagen, wobei die den fliehenden Türken nachsetzende kaiserliche Kavallerie unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und Obrist Prinz von Savoyen dem Gegner beinahe alle Geschütze wegnahm. Die Folge dieses Sieges war der Beschluß, nunmehr auch die Belagerung dieser Festung durchzuführen, eine Absicht, die jedoch infolge der Uneinigkeit zwischen Starhemberg und dem Herzog von Lothringen erst im Jahre 1686 zur endgültigen Ausführung kam.

Dessenungeachtet wurde während der Jahre 1684 und 1685 die Oberhoheit des Kaisers im ganzen nördlichen Ungarn wiederhergestellt. Neuheusel, das die Türken das "Tor des Westens" nannten, wurde durch den kaiserlichen General Rabatter erstürmt und während die Generale Caraffa und Heister, allerdings mit oft schier unmenschlicher Härte, die letzten Anhänger Tökölys im Nordosten Ungarns vernichteten, eroberten im Sommer 1685 die kaiserlichen Generale Schultz und Caprara Eperies und Kaschau, und als sie dann schon zu Anfang des Winters Tökölys letzten Stützpunkt, Munkacz, zu belagern drohten, floh dieser wortbrüchige und wegen seiner unbeständigen Haltung selbst von den Türken verachtete Fürst in das Lager des Paschas von Bosnien, der ihn als Gefangenen nach Adrianopel bringen ließ. Anno 1686 wurde dann endgültig mit der Belagerung von Ofen begonnen. Die Siege der kaiserlichen und bayrischen Heere in Ungarn hatten zu einer neuen großen Allianz eines Teiles der christlichen Mächte, dem sogenannten

"Augsburger Bund" geführt. Auch Ludwig XIV. hatte sich zu einem Scheinwaffenstillstand von 20 Jahren mit Kaiser [55] und Reich bequemen müssen. Vor allem aber hatte der Kaiser einen militärisch besonders wichtigen Bundesgenossen gewonnen.
Der Kurfürst von Brandenburg schloß mit ihm ein geheimes, zwanzigjähriges Schutzbündnis.
Jetzt zogen aus dem Reiche neben 8000 Bayern, 8200 Brandenburgern, 4700 Sachsen, 4000 Schwaben, je 1500 Franken, Rheinbundtruppen und auch Schweden, Freiwillige aus Spanien, England, Venedig, ja selbst auch aus Frankreich heran.
Mit den rund 52 000 Kaiserlichen vereinigten sie sich Mitte Juni 1686 auf dem Sammelplatz Parkany und nun wurde unter dem geteilten Oberbefehl des Kurfürsten Emanuel, Lothringens und des Markgrafen Ludwig von Baden mit der Einkreisung Ofens begonnen.

Fünfundfünfzig Tage dauerte die blutige, von erbitterten Nahkämpfen und ununterbrochenen Minensprengungen erfüllte Belagerung. Mit zähem, dem Vorbild ihrer großen Ahnen würdigen Mut verteidigten die Türken unter dem Befehl ihres siebzigjährigen, heldenhaften Paschas Abdurhaman die Stadt. Trotz mehrmaligen Sturmes, bei dem der inzwischen zum Generalfeldwachtmeister ernannte Prinz Eugen seine abgesessenen Dragoner persönlich vorführte und einen Pfeilschuß erhielt, gelang es nicht, die Türken aus ihren Verschanzungen zu werfen.

Inzwischen war ein türkisches Entsatzheer in Stärke von rund 70 000 Mann unter der Führung des Großwesirs Suleiman in bedrohliche Nähe des Belagerungsheeres gekommen. Kaltblütig, die gefährlichen Ausfälle Abdurhamans in seinem Rücken nicht beachtend, warf der Herzog von Lothringen sich erst auf diesen neuen Feind, brachte ihn am 14. August eine erste schwere Niederlage bei, warf ihn noch zweimal, als er neuerdings Verstärkungen in die bedrängte Festung zu werfen suchte, mit dem Verlust von ungefähr 15 000 Mann zurück und setzte trotz seiner Nähe am 2. September zum letzten und entscheidenden Generalsturm auf Ofen an.

Nach dreimaligem Sturm, bei dem die Kaiserlichen zum ersten Male mit aufgepflanzten Bajonetten vorgebrochen sein sollen, gelang es ihnen mit den Brandenburgern und Schweden, auf der Nordseite von Ofen die Breschen zu ersteigen. Während sich nun auch die Bayern den Eingang in die Stadt von der Südseite her im blutigen Handgemenge erkämpften, fand der greise Abdurhaman, der sich am Wiener Tor mit seinem Gefolge dem Gegner entgegengeworfen hatte, den Heldentod. Nach stundenlangem, fürchterlichem Ringen, in dem sich die Türken und Teile der in die Stadt geflüchteten ungarischen Aufständischen mit todesverachtender Zähigkeit noch immer in den Straßen zur Wehr setzten, erzwangen die Verbündeten

und die unter der Führung des kaisertreuen Husarenführers

[86] Erstürmung von Ofen. Gefangene türkische Agas werden Herzog Carl von Lothringen vorgeführt.
Nach einer Zeichnung von Feodor Dietz.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Peterhazy stehenden Ungarn den [56] Besitz der Festung und Stadt. Damit war das bedeutendste Bollwerk des Osmanentums im Südosten gefallen. Wie eine lockende Siegesbeute stieg das letzte Ausfalltor der osmanischen Kriegszüge in dem Donauraum in der Ferne vor den Augen der Sieger auf - Belgrad!

Und in der Tat, kein osmanisches Heer konnte mehr den Siegessturm der deutschen Heere aufhalten, die von Ofen aus weiter nach dem Südosten vorstürmten und nun Platz um Platz, Festung um Festung dem Padischah wegnahmen. Als zwei Heere, eines unter dem Kurfürsten und eines unter Lothringen den Feldzug weiterführten, kam es am 12. August dieses Jahres nahe Mohacz am Berge Nagy-Harsany zu einer denkwürdigen Schlacht, in der Prinz Eugens Dragoner die Verschanzungen am Berge Harsany nahmen. Dieser Sieg öffnete den Kaiserlichen die Tore Peterwardeins und gab ihnen den Weg nach Slavonien frei. Dem Prinzen Eugen aber brachte der Tag den Rang eines Feldmarschalleutnants ein.
Als sich dann im Dezember des gleichen Jahres Erlau ergab, brach auch der letzte Widerstand der Türken auf ungarischem Boden zusammen. Noch

wehrte sich freilich die heldenhafte Witwe Tökölys, Helena, auf Schloß Munkacz, doch als auch diese letzte Feste der Tökölyaner endlich im Januar 1688 fiel und die tapfere Verteidigerin mit ihren Kindern nach Wien gebracht wurde, flatterten zum ersten Male die kaiserlichen Fahnen als Symbol einer nun Jahrhunderte währenden Herrschaft des Hauses Habsburg über das Land.

Leider vertiefte sich in der Fortführung des Feldzuges die bereits bei der Belagerung von Ofen zutage getretene Mißstimmung zwischen dem Herzog von Lothringen, Kurfürst Emanuel und den beiden Markgrafen von Baden immer mehr. Kurfürst Max Emanuel, der als Schöpfer des neuzeitlichen bayerischen Heeres von dem Drang beseelt war, sich selbst und seinem jungen Heere möglichst viele Siegeslorbeeren zu winden, wies brüsk die Fortführung des Feldzuges unter Lothringens Oberbefehl ab. Und wieder war es dieser feinsinnige, von ritterlicher Selbstbescheidenheit durchdrungene Fürst, der angesichts der Wichtigkeit der bayrischen Unterstützung für den Kaiser nachgab und, indem er eine Krankheit vorschützte, seine Bereitwilligkeit kundtat, den Oberbefehl niederzulegen.

In der Folge führten nun Graf Rüdiger von Starhemberg, Markgraf Ludwig von Baden und der bayrische Kurfürst den Oberbefehl. Abermals war es Prinz Eugen, der sich jetzt in den letzten Kämpfen vor Belgrad und dann am 6. September 1688 trotz mehrfacher Verwundungen auszeichnete und unter des Kurfürsten Max Emanuels Oberbefehl als einer der ersten die Breschen von Belgrad ersteigt und [57] dieses Mal sehr schwer verwundet auf den Bastionen der erstürmten Festung zusammenbricht.

Nach 170 Jahren türkischer Herrschaft war Belgrad gefallen. Das tief ins Serbische zurückgehende türkische Heer wies den Siegern selber den Weg. Markgraf Ludwig von Baden drang immer weiter nach dem Südosten vor, der kaiserliche General Veterani eroberte die Walachei, und am 24. September 1689 flatterten die kaiserlichen Fahnen siegreich bei Batschin und Nitsch.

Da gebot der alte Erbfeind deutscher Machtentwicklung dem weiteren Vordringen der hart an den Toren der Pforte stehenden Heere Halt. Frankreich trat 1688 auf den Plan und erklärte sich durch die Entfeßlung des dritten Raubkrieges unumwunden als Bündnispartner der Türken zu einer Zeit, da diese nach dem Sturze des Sultans Muhamed bereit gewesen wären, mit dem Kaiser endgültig Frieden zu schließen.

Der Vorwand, der Ludwig XIV. den Titel für den Bruch des zwanzigjährigen Waffenstillstandes und den ungeheuerlichen Einfall in das ungeschützte Rheinland, Baden, Württemberg, Franken und Schwaben hergab, war das Aussterben der Simmerschen Linie in der Kurpfalz, die der Sonnenkönig zu neuen Ansprüchen seiner Reunionskammern an das Reich beanspruchte und

eine noch ungeheuerlichere Einmischung des Franzosenkönigs in der Kölner Kurfürstenwahl, bei der er statt des vom Kaiser bestellten Prinzen Josef Clemens von Bayern den Reichsverräter Egon Grafen Fürstenberg eingesetzt wissen wollte.

Der wahre Grund, der Frankreich auf den Plan rief, war jedoch der Erfolg der deutschen Waffen im Südosten und die Errichtung des erblichen Königtums der Habsburger in Ungarn, das durch die Krönung des Sohnes Leopolds, Josef I., nach dem Siege bei Nagy-Harsany auf dem Reichstag zu Preßburg Tatsache wurde. Frankreich sah sich in seinen bisherigen Raubbesitzungen deutschen Bodens plötzlich bedroht, es fühlte, daß nach der Beendigung des osmanischen Feldzuges der vom Kaiser nie fallen gelassene Gedanke der endgültigen Abrechnung mit Frankreich wieder aufgegriffen werden würde und die deutliche Sprache, die Waffenerfolge zahlreicher bedeutender Feldherren aus dem Reich und den österreichischen Erblanden im Südosten führten, ließ es für den billigen Besitz Straßburgs, die Erbeutung der 10 elsässischen Reichsstädte durch den Westfälischen Frieden und schließlich um Breisach und Freiburg zittern.

[58] Mitten im Frieden brachen unter der Führung des Dauphins die französischen Generale Boufflers, Feuquiers und Melaç im Reichsgebiet ein. Sengend und brennend besetzten sie die blühende Pfalz, rissen mit Ausnahme von Philippsburg, das sich tapfer zur Wehr setzte, Speyer, Heidelberg, Mannheim, Bonn, Kaiserslautern, Rheinsberg und schließlich auch Mainz an sich, vernichteten in grauenhaftesten Plünderungszügen Schwaben und Franken und standen bereits tief im Reich, ehe auch nur einer der Kurfürsten oder die Reichsstände nur die geringsten militärischen Kräfte zusammenraffen und sie den Raubbrennern in den Weg stellen konnten.

In dieser Stunde höchster Bedrängnis scharten sich die militärisch ausschlaggebenden Kurfürsten und Reichsstände zum ersten Male einig und entschlossen um den Kaiser zusammen. Noch wogte allerdings eine Zeitlang der Streit der Meinungen hin und her, ob mit den Türken Frieden gemacht und die gesamte militärische Macht des Reiches gegen Frankreich eingesetzt werden sollte. Da gab der Einfluß der Kirche auf Kaiser Leopold einen, für den entscheidenden Ausgang dieses Krieges verhängnisvollen Ausschlag. Kaiser Leopold ließ sich bestimmen, eingedenk der päpstlichen Hilfe in der Aufbringung der Geldmittel für die Durchführung des Türkenkrieges, den Krieg gegen die "Ungläubigen" weiterzuführen und damit auch seinen Bündnispflichten gegenüber Polen und dem Vatikan zu genügen. Allerdings trat als Gegenleistung auch der Papst als Verbündeter des Kaisers gegen Frankreich auf den Plan. Die große Allianz der um den Kaiser versammelten Reichsfürsten, wie Brandenburg, Bayern, Sachsen, Hessen-Kassel, Hannover, dem Reiche selbst und Spanien, England, den Niederlanden und später auch Savoyen kam zustande und so wurde am 14. Februar 1689

durch den Reichstag von Regensburg der Reichskrieg erklärt.

Vergeblich hatten sich vor allem die militärischen Führer gegen die Durchführung eines Zweifrontenkrieges gewehrt. Auch der Feldmarschalleutnant Prinz Eugen von Savoyen, der an der bei Belgrad erlittenen Verwundung noch siech in Wien darniederlag, hatte vergeblich gegen einen "Rat, den nur ein Mönch dem Kaiser zur Fortführung des ungarischen Krieges gegeben haben könnte", Verwahrung eingelegt.

Doch die nunmehr angebahnte Entscheidung war nicht mehr aufzuhalten. Ohne die Ansichten derer zu berücksichtigen, die wie Prinz Eugen der Auffassung waren, daß bei der doppelten Bindung der einzig und allein um die Interessen des Reiches kämpfenden Kräfte weder im Westen noch im Osten eine Entscheidung herbeizuführen war, wurde der Krieg im Westen begonnen und auch im Südosten weitergeführt. [59] Den Oberbefehl in Ungarn und Serbien erhielt der Markgraf Ludwig von Baden, wobei ihm der größte Teil des kaiserlichen Heeres verblieb, im Westen hingegen wurden drei Armeen gebildet, von denen die südlichste der Kurfürst von Bayern, die mittlere der Herzog Karl von Lothringen und die nördlichste, an die Niederländer des Prinzen von Oranien anschließend, der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg führten.

Es waren die Brandenburger, die durch ihre Siege von Neuß und Bonn den Krieg erfolgreich begannen. Auch der Herzog von Lothringen bestürmte erfolgreich Mainz, und als dann noch der Kurfürst von Bayern, dem die ihm anfänglich aufgezwungene hinhaltende Kriegsführung seines Korps nicht behagte, mit seinen Truppen zu dem Lothringer stieß, wurde Mainz September 1689 genommen. Zu dieser Zeit befand sich auch der wieder genesene Prinz Eugen im Mainzer Lager. Da traf das deutsche Heer ein empfindlicher Schlag. Kaum, daß ein Teil des Heeres die Winterquartiere bezogen hatte, starb plötzlich der Herzog von Lothringen. Mit erst 47 Jahren sank dieser begabte und durch seinen ritterlichen Charakter weit über die übrigen Reichsfürsten seiner Zeit hinausragende Feldherr ins Grab. Er hatte sich auf der Reise von Innsbruck nach Wien eine Krankheit zugezogen und erlag am 18. April 1690 in Wels seinem Leiden. Und nun schien es, als sei mit dem Hinscheiden dieses Mannes, der seine Persönlichkeit immer wegen des Dienstes an der großen Sache zurückgestellt hatte, so daß "es den Anschein hatte, als ob er, dessen Lobes die Welt voll war, sich allein seines Ruhmes nicht bewußt gewesen wäre", das Glück von den kaiserlichen Fahnen gewichen. Im fernen Südosten mußten die Truppen trotz heldenhaften Widerstandes zurück. Umsonst schlug der rasch herbeigeeilte Markgraf von Baden die Türken nochmals bei Widdin und Semendria, da ging auch Belgrad wieder verloren, und dann schoben sich die Heere des Padischah seit Jahren zum erstenmal wieder ins Ungarische vor und setzten den alten Widersacher des Kaisers, Tököly, noch einmal in Siebenbürgen ein.

Auch im Westen begann sich das Kriegsglück für die deutschen Heere zu deren Ungunsten zu wenden. Kurfürst Max Emanuel, der allein den Oberbefehl führte, mußte starke Truppenkontingente an die in den Niederlanden stehenden Heere abgeben. So geschwächt, vermochte er nicht einmal das rechte Rheinufer von den Verheerungen der französischen Generale zu schützen. Prinz Georg Friedrich von Waldeck wurde bei Fleurus vom Marschall von Luxemburg geschlagen, und nun brach auch das Verhängnis über die südlichen Niederlande herein, die vor den Brandschatzungen der Franzosen ungeschützt dalagen.

[60] Da gelang es, einen Teil der französischen Kräfte durch die Bedrohung der äußersten rechten Flanke des französischen Reiches im Süden zu binden.

Kaiser Leopold hatte den Prinzen Eugen als Unterhändler zu dessen Vetter, dem Herzog Amadeus von Savoyen, nach Turin geschickt. Noch von Mainz aus war Eugen nach Savoyen gereist und hatte dort in teilweise recht schwierigen Verhandlungen verstanden, den etwas wankelmütigen und nur auf seinen eigenen Vorteil bedachten Herzog auf die Seite der Allianz gegen Frankreich herüberzuziehen. Diese erste staatspolitische Mission, die der jugendliche Eugen, der dazu dieses Mal noch als Privatmann reiste, in so geschickter Weise zuwege brachte, ließen den Wiener Hof erkennen, daß in dem befähigten General nicht nur hervorragende militärische Eigenschaften, sondern auch bedeutende diplomatische und staatspolitische Fähigkeiten steckten. Was jedoch das Ausschlaggebende an dem Erfolge Eugens bedeutete, war die Gefährdung Südfrankreichs, das sich plötzlich von einem Vorstoße savoyisch-spanischer Truppen, die über die Seealpen vorbrechen konnten, bedroht sah. Es beweist auch, wie sehr die damals bedeutendsten militärischen Führer Frankreichs die Gefahr dieses Einbruches für ihre Operationen am Rhein zu würdigen verstanden, daß sie ihrem König zur Entsendung des Marschalls Nicolaus Catinat, eines ihrer Besten, an die bedrohte Flanke rieten. Doch auch der Kaiser hatte einen Catinat ebenbürtigen Feldherrn als dessen Gegner ernannt: dem zum General der Kavallerie beförderten Prinz Eugen von Savoyen. Jetzt begann Eugens eigentliche Feldherrnlaufbahn, indem er zum ersten Male seine Fähigkeiten glänzend unter Beweis stellte, wo er zugleich gegen vielerlei Schwierigkeiten anzukämpfen und dabei doch das letzte Ziel im Auge zu behalten verstand. So zeigte es sich schon bald, daß er nicht allein der Chef der ihm unterstellten Truppen war, sondern daß die ganze Kriegsführung an der Seealpenfront erst durch ihn das Aussehen eines wirklichen Kriegsschauplatzes bekam. Eugen war sofort nach Erhalt der kaiserlichen Order seinen nur langsam durch Graubünden nachziehenden kaiserlichen Regimentern nach Oberitalien vorausgeeilt, und was er dort vorfand, ließ ihn das Schlimmste für die Durchführung des Feldzuges ahnen. Die von Savoyen

unter dem Oberbefehl des Grafen Fuensalida, der als Gouverneur von Mailand dem Herzog von Savoyen zur Seite stand, gesandten Truppen befanden sich in einem kläglichen militärischen Zustand. Dazu vertrödelten die Führer kostbare Zeit mit schleppenden Beratungen. Jeder Versuch Eugens, sie zu einem Vorrücken gegen Catinat zu bewegen, scheiterte am passiven Widerstand.

Neben dieser schwerfälligen und unbrauchbaren spanischen Kriegs- [61] maschinerie stand nur der savoyische Herzog als Verbündeter, der auch kein Feldherr, sondern ein ehrgeiziger Fürst war, dessen Heer sich ebenfalls in einem den Franzosen völlig unterlegenen Zustand befand. So wurde es dem kaum eingetroffenen Eugen sofort klar, daß mit den Truppen dieser Bundesgenossen ohne die schlachterprobten kaiserlichen Regimenter nichts anzufangen war. Er riet dem Herzog von Savoyen dringend jedes Manöver, das einen Kampf nach sich ziehen konnte, ab, und wie berechtigt seine Vorstellungen waren, zeigte bald darauf die Schlacht bei Staffarda am 12. August 1690, bei der der unbelehrbare Herzog mit seinen Truppen in eine fürchterliche Falle Catinats ging. Nur dem persönlichen Eingreifen Eugens, der sich an die Spitze der piemontesischen Reiterei setzte, vermochte Herzog Amadeus die Rettung seines Heeres zu danken.

Ebenso wie in Deutschland, wo der Kampf nur eine schleppende Fortsetzung fand, führte auch das Kriegsführen in Italien zu keinem entscheidenden Ergebnis. Wohl kamen auf dringende Vorstellungen Eugens nach dem Eintreffen eines Korps weitere kaiserliche Truppen heran, doch der einzige Vorteil, der dank der unermüdlichen Tatkraft Eugens der Sache der Großen Allianz durch den italienischen Feldzug entstand, war eben die Bindung eines starken französischen Heeres im Süden. Bis Eugen diese Bindung in eine plötzlich schwere Bedrohung des französischen Aufmarschraumes im Norden umzuwandeln versuchte. Tollkühn setzte er, Catinat geschickt umgehend, zu einem Vorstoß nach - Grenoble an. Doch da Herzog Amadeus erkrankte, brach Eugens kühner Plan an der Unzulänglichkeit der ihm zur Verfügung gestellten Kräfte zusammen. Als er nun auch selber noch die Blattern bekam und die Schwierigkeiten, die man ihm neben den Unzulänglichkeiten im spanisch-savoyischen Lager noch von Seiten der eigenen kaiserlichen Generale bisher bereitet hatte, zwar teilweise durch die Ersetzung Caraffas durch den verdienten General Äneas Caprara behoben wurden, beschränkte sich Eugen weiter, seinen Vetter vor aussichtslosen Operationen abzuhalten. Wieder genesen, rettete er das piemontesische Heer in der Schlacht bei Orbassano ein zweites Mal durch seine Tatkraft vor der völligen Vernichtung durch Catinat. Da erfuhr er plötzlich von einer weitaus größeren Gefahr. Sein Vetter, der Verbündete des Reiches, hatte heimlich mit Frankreich verhandelt. Eugen wurde eines Tages gewahr, daß bei dem Herzog, während sich seine Armee gegen die Franzosen schlug, französische Unterhändler, so der Generalleutnant Tessé,

der sich in der Pfalz menschlich benommen und Louvois' grauenhafte Befehle nur lässig vollzogen hatte, heimlich aus und ein gingen. Schließlich kam es soweit, daß der Herzog, zugleich Verräter [62] am Kaiser und Spion gegen sich selbst, jede geplante Bewegung, jeden Operationsentschluß Catinat im voraus mitteilen ließ, damit alles mißglückte.

Diese Erkenntnis traf Eugen furchtbarer als jeder militärische Mißerfolg. Er, der von seinem Vetter jahrelang Wohltaten empfangen hatte, sah sich gezwungen, den gleichen Mann, der ihm als jungem vermögenslosem Edelmann oftmals die Mittel für den allernötigsten Lebensunterhalt vorgestreckt hatte, dem Kaiser als Verräter zu melden. Zur Entlastung für Eugen setzte Amadeus wenigstens bald darauf die Tat. Er trat offen auf die Seite Frankreichs und begründete seinen Entschluß mit der notwendigen Vergrößerung seiner Macht. Doch ehe sich Eugen, den der Kaiser endlich zum alleinigen Oberbefehlshaber in Italien und zugleich zum Feldmarschall ernannte, gezwungen sah, den nunmehr verbündeten Savoyern und Franzosen entgegenzutreten, schloß Kaiser Leopold ein Abkommen mit Ludwig XIV. ab, das den italienischen Boden für die Dauer des Krieges als neutrales Gebiet erklärte. So wurden die Feindseligkeiten auf italienischem Boden abgebrochen. Gerade dieser Feldzug mit seinen Hemmnissen hatten den wahren Feldherrn in Eugen zutage gebracht. Und es spricht auch für den richtigen Blick der damals führenden Männer in Wien, daß man die Erfolglosigkeit des italienischen Feldzuges nicht Eugen, sondern der Unfähigkeit der Verbündeten zuschrieb. Für Eugen hatten die Kämpfe trotz der vielen bitteren Erfahrungen allerdings auch einen großen Vorteil gebracht. Er hatte zum erstenmal die Bekanntschaft mit jener italienischen Landschaft als militärischer Führer gemacht, auf der er, Jahre später, zwei seiner siegreichsten Feldzüge durchführen sollte.

Während so Eugen durch den Feldzug in Italien die erste Erhärtung seiner Feldherrngabe in der Begegnung mit den mannigfachen Widerwärtigkeiten einer erfolglosen Kriegsführung erfuhr, hatte der Markgraf Ludwig von Baden im Südosten die berühmte Schlacht bei Szlankamen geschlagen.

Dieser Erfolg veranlaßte den Kaiser, dem Markgrafen das Schicksal der deutschen Heere im Westen anzuvertrauen.

Doch Ludwig war nicht mehr der Mann, der einmal bei Wien nur hohe soldatische Eigenschaften an den Tag gelegt hatte. So wie er während der folgenden Jahre durch einen wachsenden Ehrgeiz im Wettbewerb mit dem Kurfürsten Max Emanuel dem Herzog von Lothringen so manche bittere Zurücksetzung bereitet hatte, knüpfte er jetzt als der [63] Sieger von Szlankamen an die Übernahme des Oberbefehls die Bedingung, daß kein im Range höher stehender deutscher Fürst beim Heere verweilen dürfe. Diese

Überheblichkeit trug bereits den Keim der Erfolglosigkeit für den weiteren Feldzug in sich. Zwar gelang es dem Markgrafen, die französischen Generale de Lorges und Choiseul über den Rein zu werfen, ja, als sein Heer endlich auf 70 000 Mann verstärkt war, schlug er sogar das Heer des Dauphin bei Heilbronn, vermochte auch dessen Nachhut bei Wiesloch zu zertreuen, aber trotz der errungenen Vorteile vermochte er sich doch nur auf der sogenannten Heilbronner Linie zu halten und brachte dadurch den Krieg zu keiner Entscheidung.

Um so meisterhafter gelang es indessen der Diplomatie Ludwigs XIV., die Verbündeten durch geschickt eingefädelte Verhandlungen zu trennen. Plötzlich fielen nach Savoyen auch England, Spanien und Holland von der Sache des Kaisers ab. Und da nun die Ereignisse in Ungarn nach dem Abgang des Markgrafen Ludwig von Baden zu einem neuerlichen entscheidenden Einsatz der Kräfte drängten, gab auch Kaiser Leopold, von allen Verbündeten verlassen, nach und ließ sich zu dem Frieden von Ryswyk bewegen, der dem Reich zwar Breisach und Freiburg, auch Kehl und Philippsburg zurückerstattete, aber Straßburg nach wie vor in den Händen des Franzosenkönigs beließ.

Es war treffend genug, daß im Volke dieser Frieden das Abkommen von "Reißweg" als Nachfolger des Friedens von "Nimweg" genannt wurde. Das Heer der Ostmark allerdings hatte auch in diesem Dreifrontenkrieg die übernommene Aufgabe mit allen zur Verfügung stehenden Kräften zu erfüllen getrachtet. Daß es diese nicht zu meistern vermochte, hatte seine Ursache nicht in der mangelnden Tapferkeit und Tüchtigkeit der kaiserlichen und vieler Reichsgenerale, sondern sie war in jener gefährlichen Zersplitterung zu suchen, vor der Prinz Eugen so sehr gewarnt hatte. Verteilt auf drei große Kriegsschauplätze, bei denen die schlachterprobten kaiserlichen Regimenter stets das Rückgrat und den Kern der operierenden Streitkräfte zu bilden hatten, erfuhren hier die deutschen Soldaten der Ostmark zum ersten Male, welche Aufgabe ihnen auch in den kommenden Jahrhunderten zugedacht war. Und weil auch in diesem Kriege die Bereitstellung der Mittel für das Heer nach dem erfreulichen Auftakt von 1683 und bei Beginn des dritten Raubkrieges sehr bald wieder eine dauernde Ebbe der Kriegskasse Platz machte, hatte das Heer noch neben der Bezwingung der äußeren Feinde in den eigenen Lagern gegen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es war daher hohe Zeit, daß der Kaiser den Feldmarschall Prinz Eugen an eine entscheidende Stelle des Heeres berief, von dem selbst der ehrgeizige Markgraf Ludwig von Baden, [64] dessen Freundschaft für Eugen allmählich stark abgekühlt war, und der jeder Lobpreisung abholde Graf Rüdiger von Starhemberg als Hofkriegsratpräsident sagten: "Niemand sei zu nennen, der mehr Verstand, Erfahrung, Fleiß und Eifer zu des Kaisers Dienst, der eine großmütigere und uneigennützigere Gesinnung, der die Liebe der Soldaten im höheren Grade besitzt, als der Prinz!"

Die Aufgabe, die der Kaiser dem Prinzen Eugen jetzt zuwies, glich auf den ersten Blick durchaus der undankbaren Stellung, die er in Italien innegehabt hatte. Prinz Eugen wurde nämlich zum militärischen Berater des sächsischen Kurfürsten August, der den Oberbefehl in Ungarn "führte", ernannt.

Schon dieser Vertrauensbeweis an sich war für die militärische Lage in Ungarn bezeichnend. Kurfürst Friedrich August hatte dem Kaiser 8000 Mann zur Verfügung gestellt, aber daran die Bedingung geknüpft, daß er selber den Oberbefehl über die Truppen in Ungarn zu führen gedenke. Um nun nicht des dringend nötigen Truppenkontingents verlustig zu gehen, hatte man in Wien dieser Forderung zugestimmt und dem sächsischen Kurfürsten das Schicksal der Reichsgrenze im Südosten überlassen. Doch jetzt zeigte es sich allzubald, daß August der Starke wohl ein glänzender Fürst und Frauenliebhaber, aber durchaus kein Feldherr war. Platz um Platz ging dem Kaiser verloren, und schließlich wurde August der Starke endgültig bei Olos geschlagen, was zur Folge hatte, daß der alte Rebell Tököly wieder einmal sein Unwesen auf ungarischem Boden beginnen konnte.

Statt seine Fehler einzusehen und die Zeit, da der Gegner sich langsam vorwagte, mit der Stärkung und Neuordnung seines Heeres zu verwenden, vergeudete der Kurfürst seine Zeit mit festlichen Gelagen und warf den verdienten und in vielen Türkenfeldzügen bewährten Generalen des Kaisers Unverträglichkeit vor, wobei er es sogar nicht unterließ, den erfahrenen Ratschlägen dieser Männer eine kurherrliche Überheblichkeit entgegenzusetzen. Dazu kam, daß nunmehr das Heer völlig verluderte. Statt die Truppen zusammenzuhalten, zersplitterte man sie in weit auseinanderliegenden Quartieren. Mangel an Sold, Bekleidung und Verpflegung stellten sich ein, und als der Kurfürst sich dabei selber in keiner Weise den bescheidenen Verhältnissen des einfachen Mannes anpaßte, kam es das erstemal seit Wallensteins Zeiten zu offenen Meutereien.

Hier nach dem Rechten zu sehen und vor allem die militärischen Operationen zu leiten, wurde der Feldmarschall Prinz Eugen betraut. Glück-
[65] licherweise traf Eugen August den Starken nicht mehr in Ungarn an. Denn während der kleine General mit Eilstaffetten seinem Bestimmungsort zujagte, trat August die Reise nach Warschau an, wo er mit riesigen Geldsummen den polnischen Königsthron erkauft hatte. So fand der unscheinbare General in Esseg nur ein Heer vor, dem es nicht allein an ausreichender Bewaffnung, Ausrüstung und vor allem auch an Verpflegung mangelte, sondern dem es, und das erschien Eugen viel schlimmer, vor allem auch an dem notwendigen Geist gebrach.

Es war die Rettung, daß Eugen, sobald in Wien die Nachricht von der Abreise des sächsischen Kurfürsten bekannt wurde, nunmehr den Oberbefehl über das Heer in Ungarn bekam. Mit diesem Tage, da ihn der

Kaiser zum ersten Male zum Chef eines selbständig operierenden Heeres ernannte, hat er den Grundstein zum ersten der drei großen Denkmäler des österreichischen Heeres in der deutschen Weltgeschichte gelegt, die in der Epoche des Prinzen Eugen, dem zwanzigjährigen Abwehrringen gegen Frankreich im Zeitalter Napoleons und zuletzt im Weltkrieg 1914 - 1918 ihre unvergeßlichen Mahnmale haben. Sofort erwies sich Eugen als der richtige Mann. Noch während der Artillerieobrist Graf Solas mit dem Auftrag, um jeden Preis Geldmittel zu beschaffen, nach der Kaiserstadt jagte, versammelte Eugen das Heer im Esseger Lager. Kreuz und quer hetzte er seine Kuriere durch die Komitate und befahl die in den Quartieren liegenden Truppen in Eilmärschen heran. Diese plötzliche Eile wollte allerdings verschiedenen Befehlshabern, so auch dem Franzosen Bussy-Rabutin, der sich mit seinem Korps in Siebenbürgen befand, nicht behagen. Da half Eugen durch die Betreibung kaiserlicher Sonderorders tatkräftig nach. Noch wartete er allerdings das Eintreffen eines Teiles der Kavallerie, die den alten Rebellen Tölöky diesmal zum letztenmal und für immer in Oberungarn geschlagen hatte, ab, versammelte dann aber gegen Ende Juli den größten Teil der Regimenter, mit Ausnahme von Bussy-Rabutins Truppen, im Esseger Lager. Am 25. Juli 1697 setzte er sich von dort aus gegen Peterwardein in Marsch. Und nun schien es den Soldaten, als wäre in den jugendlichen Feldmarschall der Teufel gefahren. Mit einer seit Jahren nicht mehr gekannten, ja in der bisherigen Kriegsführung überhaupt niemals erprobten Eile zog er durch das in glühender Sonnenhitze daliegende südungarische Land. Aber schon hatten die wenigen Tage von Eugens Kommando den Geist der Truppe gewandelt. Niemand wagte mehr, über die anbefohlenen Gewaltleistungen zu klagen, willig gehorchten Offiziere und Mannschaften. Von heute auf morgen schien die Erinnerung an den Soldmangel, die schleppende bisherige Kriegführung und an das Fehlen aller dem Soldaten sonst so unerläß- [66] lich erscheinenden Mittel verflogen, und als Eugen im August bei Robita ankam und sich dort mit Bussy-Rabutin vereinigte, hatte er seine Soldaten zu jenen Marschleistungen erzogen, auf die es ihm für die Durchführung des Feldzuges zu allererst ankam.

Sein Gegner war dieses Mal weder ein Großwesir noch ein Pascha, sondern der tatkräftige Padischah der Osmanen, der Sultan Mustapha II. Mit einem Heere von rund 135 000 Mann trat dieser gegen Ende August seinen Vormarsch über die Donau an. Bald mehrten sich die Anzeichen, die darauf hinwiesen, daß der Padischah Peterwardein einnehmen wollte. Da trat Eugen geradezu tollkühn mit seinen knapp 60 000 Mann den berühmt gewordenen Flankenmarsch an, der mitten durch starke türkische Reitergeschwader vom Szirager Morast auf Peterwardein führte. Hier zeigte sich zum ersten Male, was der deutsche Soldat aller Gaue, trotz Mangels an den notwendigsten Erfordernissen zur Kriegsführung, in der Hand eines tatkräftigen Führers zu leisten vermag. In vier Tagen, wobei in dicht hintereinander geschlossenen Kolonnen marschiert wurde, jagte Eugen sein Heer gegen das bedrohte

Peterwardein. Achtzehn volle Stunden wurde von den Truppen am letzten dieser Marschtage in glühender Sonnenhitze und durch baumlose Steppen, ja vielfach über Moraste mit all dem großen Geschütz, den unhandlichen Waffen und dem schwerfälligen Train jener Zeiten marschiert. Als dann die kaiserliche Armee stellenweise dem Heere des Sultans so nahe kam, daß es auf knappe drei Kilometer Entfernung neben dem Türken marschierte, ließ Eugen seine Truppen in volle Schlachtordnung rücken und marschierte, vor- und rückwärts durch Reiterei gedeckt, an den Flanken die Infanterie und in der Mitte den Train und das Geschütz, unbeirrt weiter, immer bereit, bei einem plötzlichen Angriff des Gegners die Front gegen ihn zu verkehren. Unablässig umschwärmt von den türkischen Reitern, zog er so neben und hinter dem Heere des Großherrn daher, der ihn mit der Spitze und dem Gros seiner Truppen ungefähr einen Tagmarsch voraus war. Da meldeten die Kundschafter plötzlich, daß der Sultan auf einmal die Marschrichtung ändere. Statt weiter nach Peterwardein zu ziehen, habe sich die Spitze des türkischen Heeres gegen Nordosten gewendet, und allem Anschein nach sei der Sultan plötzlich gewillt, statt auf Peterwardein gegen die Theiß zu marschieren, um entweder Szegedin zu gewinnen oder von dort aus in Siebenbürgen einzubrechen. Ohne zu zögern, riß Eugen seine Kolonnen herum und marschierte nun selber nach Norden.

In unvermindertem Tempo jagte er die Regimenter durch das glühende Land. Dörfer und Gehöfte, ja selbst das Gras steckten die vor ihnen schwärmenden türkische Reiter in Brand. Aber Eugen ließ sich weder [67] durch die drückende Hitze noch durch Rauch, Flammen und den glimmenden Boden in seinem Vorhaben hemmen. Er mußte den Sultan vor dessen Übergang über die Theiß zur Entscheidung zwingen. Auch konnte er nicht warten, bis es ihm selber gelang, eine Brücke über die Theiß zu schlagen und den Gegner erst jenseits des Flusses zu stellen. Doch da forderte die Aussage eines gefangenen Paschas, der sich unter der Drohung, erschossen zu werden, zum Verräter seines Großherrn machte, eine neuerliche Änderung des von Eugen gefaßten Planes.

Der Sultan stehe bereits bei Zenta, habe auch schon die Brücke geschlagen und sei eben daran, einen Teil seiner Truppen über den Fluß zu bringen, den Zugang zum Fluß aber habe er durch einen starken Brückenkopf gesperrt, so lautete die Aussage. Nun beschloß Eugen, unverzüglich zu handeln. "Er peitschte jetzt", so erzählt Czibulka, "mit gemessenen Befehlen seine Regimenter zum äußersten an. In sengender Mittagsglut hastete, keuchend, triefend von Schweiß, in dichtem Staub, der Lippen und Augen verklebte, die Infanterie gegen die Niederungen der Theiß, trabten in ihrem schweren Panzer die Kürassiere vorwärts, rasselten die schwerfälligen Stücke und Feldschlangen, Wolken von Staub aufwerfend, über die ausgebrannten Felder. Der Prinz selber nahm an Kavallerie und leichtem Geschütz, was er in Eile erraffen konnte, und ritt damit dem Heere voraus, bis er ferne schon die

türkischen Riesenschanzen sah."

Gewaltig erhob sich hinter diesem eine mächtige Wagenburg, die zusammen mit einem von Rondellen und Ausfallspforten versehenen Palisadenwall, Gräben und Verhauen den Zugang zur Schiffsbrücke teils innen, aber auch teilweise von außen her deckte.

Angesichts dieses Brückenkopfs, hinter dem sich die bereits die Brücke passierenden türkischen Heeresmassen drängten, schien jeder Augenblick kostbar. Noch waren die ausgepumpten Regimenter, vor allem das Fußvolk, nicht heran, da jagte Eugen schon an den Reihen der mit ihm vorgepreschten Reiterschwadronen und Batterien entlang. Durch kurze Zurufe feuerte er die Mannschaften an. Als dann endlich auch die Infanterie anrückte, ließ sie Eugen unverzüglich in die Schlachtordnung einschwenken. Den Feind, der mit dichten Massen die Schanzen besetzt hielt, im Angesicht, stellte er sein Heer in einen weitausholenden Bogen, in zwei Treffen gegliedert, um den Brückenkopf auf.

Lange Kolonnen schweren Geschützes, die soeben die mächtige Schiffbrücke passierten und ein dichtes Gewimmel von Fußvolk und Reiterei, das sich innerhalb des Brückenkopfes drängt, ist das erste, was der Prinz jetzt aus der Nähe vom Hauptheer des Gegners erblickt. Indessen reiten zahlreiche Geschwader Spahis, zwischen der Wagenburg und aus den Ausfallstoren hervorbrechend, gegen die aufmarschierenden Regimenter [68] der deutschen Schlachtordnung an. Schuß um Schuß dröhnen von den Wällen die Salven der dort postierten Brückenkopfbatterien auf, und während nun auch die letzten Bataillone des Fußvolkes am äußersten linken Flügel der Deutschen in die befohlene Aufstellung einrücken, beginnen die kaiserlichen Batterien, beinahe im Abprotzen das Feuer der türkischen Geschütze zu erwidern.

Da zieht Prinz Eugenius auch schon seinen Degen. Im jagenden Galopp preschen Ordonnanzen an die an den Flügeln eben aufmarschierenden Reiterregimenter heran. Noch ehe die Linien der Reitergeschwader völlig in den Treffen formiert sind, gellt an den Linien von je drei Dragonerregimentern das Signal zur Attacke entlang. Und nun ist der Gewaltmarsch, ist die Hitze, sind Durst und Ermattung völlig vergessen. In einem Galopp, bei dem die ausgepumpten Gäule noch das Allerletzte hergeben, braust die kaiserliche Kavallerie gegen die Schwärme der Spahis heran. Die werden schon geworfen, ehe sie sich überhaupt zu Gegenattacken formieren. Im glänzenden Reitergefecht treiben die Dragoner den Feind bis dicht an die Schanzen, und wie sie von dort nun ein wilder Kugelhagel überschüttet, ziehen sie sich langsam und in voller Ordnung zurück.

Doch nun befiehlt Eugen dem gesamten Heere den Angriff. Bis auf halbe

Kanonenschußweite führt er seine Truppen an die dichtbesetzten Schanzen heran. Und während nun die gleichfalls vorangehende kaiserliche Artillerie die Schanzen des Brückenkopfes mit kräftigem Feuer überschüttet, fliegt Prinz Eugenius noch einmal an den beiden Treffen seiner Regimenter entlang und entflammt sie durch zündende Zurufe zum Vorgehen. Eine in äußerster Gangart heranjagende Ordonnanz beordert den linken Flügel, kurzerhand oberhalb des äußersten rechten türkischen Stützpunktes die dort seicht erscheinende Theiß zu durchwaten. Mit scharfem Blick hat der Feldmarschall dort einige Sandbänke im Flußlauf erkannt. Umsonst versucht der Sultan durch Spahis, die den Angreifern durch das Wasser entgegenzureiten versuchen, die Annäherung des linken Flügels in seiner Flanke zu vereiteln. Schon wird er durch das stürmische Vorgehen des kaiserlichen Zentrums in der Mitte des Kopfes angepackt. Da führt er persönlich weitere Spahis an die Brücke heran. Diese sollen die sich auf den Planken drängenden und im Flußübergang befindlichen Massen zur Umkehr bringen, und durch schneidiges Vorgehen zur Abwehr der deutschen Angriffe auf das Bollwerk des Brückenkopfes zwingen. Erbarmungslos reiten die Araber das Fußvolk von den Bohlen der Schiffsbrücke zusammen und schleudern dabei Dutzende von Unglücklichen in die Fluten hinab. Doch das entstehende Durcheinander macht die Pferde der Reiter wild. Scheu be- [69] ginnen die edlen Tiere zu steigen, stürzen und brechen mitsamt ihren Reitern kopfüber in die unter der Brücke dahinrauschenden Wasser. Da rät Tököly, der neben dem Padischah hält, diesem, die Reiter absitzen zu lassen und sie zu Fuß über die Brücke zu schicken. Ja, er empfiehlt darüber hinaus noch dem Sultan, die Brücke im Rücken der abgesessenen Spahis abzubrennen und dadurch Reiter und Janitscharen, die dann vorne um ihr nacktes Leben kämpfen müssen, zur äußersten Abwehr des Gegners zu zwingen. Doch Mustapha weist diesen Rat des auch bei den Türken schon längst übel angeschriebenen Aufwieglers mit Verachtung zurück. Wie sich aber jetzt der Großwesir an die Spitze der Spahis stellt und die nun doch abgesessenen Reiter an die Brücke heranführt, gelingt es dem tapferen türkischen Feldherrn, für sich und seine Leute eine Gasse durch die Massen des Fußvolkes zu erzwingen, und weil sein Beispiel nun auch Teile des Fußvolkes zur Umkehr bringt, stürzen sich Spahis und Janitscharen mit wildem Allahgeschrei in die Schanzen, die von den zur Deckung des Brückenüberganges befohlenen Mannschaften hartnäckig gehalten werden. Mit doppelter Eile versuchen die Türken den im Abmarsch befindlichen Teil ihres Heeres jetzt im Schutze der verstärkten Brückenkopfbesatzung noch über den Fluß zu bringen.

Doch es ist ein Prinz Eugen, der drüben die Stürmer gegen Wall und Wagenburg anführt. Erbittert wogt der Kampf erst noch hin und her. Mit zäher Hartnäckigkeit wird von beiden Seiten gefochten, und obwohl das Geschützfeuer der kaiserlichen Artillerie den Türken jetzt Bresche um Bresche aus den Rondellen herausschlägt, vermögen sich die Verteidiger

noch immer in den Schanzen zu halten. Da ist Starhemberg mit seinem Flügel endlich auf Schußweite an die Brücke heran. Prinz Eugen hat die Regimenter des Flügels rasch noch durch einige Bataillone und Batterien verstärkt, und als diese nun von den Sandbänken aus den Flußübergang des türkischen Fußvolkes zu stören beginnen, entsteht unter den Türken auf der Brücke eine furchtbare Panik. Auf diesen Augenblick hat Prinz Eugen nur gewartet. Wie so oft schon, springt er jetzt selber vom Pferd und führt das Regiment Styrum persönlich zum Sturm auf den Brückenkopf an. Unter seiner Führung ersteigen die tapferen Musketiere die Schanzen, und als plötzlich der Großwesir tödlich getroffen zu Boden sinkt, kommt die ganze Verteidigung längs des Brückenkopfwalles ins Wanken. Durch den Erfolg des Zentrums bestärkt, greift jetzt auch Heister am rechten Flügel ungestüm an, und nun gibt es für die Vorwärtsstürmenden auf der ganzen Linie kein Halten. Den Sieg vor Augen brechen die Deutschen überall in die türkischen Stellungen ein. Um nicht untätig zuschauen zu müssen und erst den Erfolg des Fußvolkes abzuwarten, springen auch die Reiter von ihren [70] Sätteln und werfen sich neben der Infanterie in die Schanzen. Bald sind die Gräben, die Rondells und die Gruben der Verhacke von Leichen überfüllt. Verwundete werden von den Weiterstürmenden niedergetreten, Geschrei, lautes Jammern, das Aufbrüllen der Zusammengestochenen wächst mit dem Waffengetöse zum grauenvollen Orkan, und als auch Starhembergs Bataillone jetzt längs der Sandbänke gegen die Brücke vordringen, bricht der türkische Widerstand in einem furchtbaren Chaos zusammen. Im letzten Augenblick weichen die Verteidiger von der inneren Linie des Brückenkopfes gegen die Brücke zurück, beginnen angesichts des drohenden Abgeschnittenwerdens zu rennen, und weil die Brücke noch immer mit den Massen der übersetzenden Janitscharen und Artillerie verstopft ist, bricht sie unter der Last der neu über sie zurückflutenden Massen zusammen. Nun bietet sich den Deutschen ein furchtbarer Anblick. Zu Tausenden treiben Ertrinkende in den Wellen, hunderte versuchen sich in den Kähnen zu retten, und weil auch diese von Flüchtenden überfüllt sind, kippen sie um, und so reißen die Fluten die besten des türkischen Heeres mit, die verzweifelt an forttreibenden Geschützen und Planken hängen und schließlich doch in den blutigen Wellen versinken.

Aber auch wer von Überlebenden den Siegern in die Hände fällt, wird dieses Mal nicht pardoniert. Es ist, als hätten die Soldaten zu viele Grausamkeiten und Plünderungen zu rächen. Die ganze Wut eines durch Jahre hindurch zu einer wenig erfolgreichen Abwehr gezwungenen ehemals siegreichen Heeres tritt in dem Gemetzel, das nun einsetzt, zutage. Entsetzt über die sich vor ihren Augen abspielende Katastrophe weichen die letzten türkischen Heerhaufen am jenseitigen Ufer zurück. In wilder Flucht stieben dort Spahis und Janitscharen davon, und weil auch der Sultan seine Truppen nicht mehr zu halten vermag, beginnt das türkische Heer unaufhaltsam davonzujagen und flieht am gleichen Tage noch bis in die schützenden Mauern von

Temesvar.

Erst am nächsten Morgen vermag Prinz Eugen die ganze Größe seines Sieges zu übersehen. Der Großwesir, vier Wesire, die Statthalter von Adana, Anatolien und Bosnien, der Jenitscheri-Agassi, drei Beglerbegs, zehn andere Würdenträger des gleichen Ranges, der Oberanführer der Janitscharen, der General der Dschebedschi, 20 Alaibegs und mehr als 30 Agas sind unter den Gefallenen. 423 Fahnen, 7 Roßschweife, die Fahne des Janitscharenchefs, 87 Geschütze, 62 Brückenschiffe und 72 Brückenwagen sind neben einer unermeßlichen Anzahl an Waffen und sonstigem Kriegsmaterial den Siegern in die Hände gefallen.

Das kostbarste Beutestück jedoch, ein dem Großwesir vom Halse genommenes Siegel des Sultans, sendet Eugen dem Kaiser mit den Wor-
[71] ten nach Wien: "Die Verschanzung war so fest und hoch, daß ich nicht begreife, wie die kaiserliche Infanterie hat hinüberkommen können. Als dann man infolge des Angriffs am linken Flügel Luft bekommen, ist mit gesamter Gewalt alles hineingedrungen, und da war es nicht möglich, den Soldaten zu halten. Es hat fast kein Quartier gegeben, weder Pascha noch Offizieren, soviel Geld sie auch boten. Diese siegreiche Aktion hat sich geendet mit der Scheidung von Tag und Nacht und hat sogar die Sonne von dem Tage nicht weichen wollen, bis sie mit ihren glänzenden Augen den völligen Triumph von Eurer Kaiserlichen Majestät großwürdigen Waffen vollständig mit ansehen können. Allergnädigster Herr, den tapferen Heldengeist Ihrer gesamten Generale, Offiziere und Soldaten kann meine schwache Feder nicht genügsam entwerfen, denn sattsam loben und preisen. Und geruhen Eure Kaiserliche Majestät, diese meine schuldige Kontestation nicht aufzunehmen für das gewöhnliche Kompliment, welches man pflegt bei allen glücklichen Aktionen der Armee zuzueignen. Sondern ich muß es mit wahrer Gerechtigkeit bekennen und zum unsterblichen Nachruhme Ihrer unvergleichlichen Armee, als deren geringes Haupt, bezeugen: es sind zwar etliche, die Gelegenheit gehabt haben, sich vor anderen auszuzeichnen, insgesamt aber ist nicht ein einziger, welcher, soviel ich weiß, nicht mehr als seine Schuldigkeit getan hätte. Dasselbe gilt von den verbündeten Truppen!"

Aus diesem Bericht spricht der ganze, seinen eigenen Ruhm bescheiden hinter der Tapferkeit von Offizieren und Mann zurückstehende Prinz Eugen. Um so heller strahlt dieser Tag nicht nur zum Ruhme des Heeres, das einen der herrlichsten deutschen Siege mit 28 gefallenen Offizieren, 401 Toten und 1800 Verwundeten bezahlt hatte, sondern als unvergeßliches Beispiel für die Genialität eines Feldherrn, dem das deutsche Heer mit dieser ersten, von Prinz Eugen selbständig durchgeführten Schlacht einen der herrlichsten Siege seiner Geschichte verdankt.

Obwohl die Schlacht bei Zenta einen Erfolg bedeutete, der in erster Linie der

Erweiterung und Festigung der habsburgischen Hausmacht in Ungarn zugute kam, so zeigte sich ihre Wirkung doch sehr bald in verschiedener Beziehung in der innen- und außenpolitischen Lage des Reiches. Einmal bedeutete dieser Sieg, der im gemeinsamen Zusammenwirken deutscher Soldaten aus den verschiedensten Gauen erfochten worden war, eine neuerliche Stärkung des Vertrauens in die militärischen Kräfte des Reiches und gab zu der Hoffnung Anlaß, daß das kaiserliche Heer in seinem jugendlichen Feldherrn einen Führer gefunden hatte, der die Fähigkeiten besaß, das Reich auch gegen eine neue unmittelbare Be- [72] drohung zu sichern. Auf der anderen Seite war durch die Vernichtung des türkischen Heeres wieder einmal Frankreich betroffen. Denn Ludwig XIV. hatte seit Wien und Ofen stets seine Hände bei allen Beratungen in Konstantinopel im Spiele gehabt. Abgesehen davon, daß französische Ingenieure beim Brückenschlag über die Theiß mitwirkten, galt die Türkei nach wie vor als Frankreichs Verbündeter, und jeder Schlag, der diesen Verbündeten im Südosten traf, hatte ebensogut die Maschen des Netzes, das der Sonnenkönig um Deutschland gelegt hatte, getroffen. Es blieb dabei vollkommen gleichgültig, ob es nun die durch die habsburgische Hausmacht verkörperte Reichsgewalt war oder ob es bei einer anderen Entwicklung der innerdeutschen Geschichte eine andere Hausmacht gewesen wäre, die die Interessen des Reiches zu vertreten gehabt hätte. Frankreich wollte den Rhein als Grenzfluß gegen das Reich, und daß es ihm in der Verfolgung dieses Planes gleichgültig war, ob Habsburg, Wittelsbach oder Hohenzollern die Fürsten hergaben, die das Reich zu vertreten hatte, bewies es in späteren Epochen zur Genüge.

Nach vierzehnjährigem Ringen wurde 1699 in Karlowitz der Friede geschlossen. Durch diesen Frieden kam Ungarn bis auf das Temesvarer Banat in den ausschließlichen Besitz der habsburgischen Krone, Siebenbürgen wurde ebenfalls habsburgisch, Kroatien und Slawonien wurden endgültig zu Österreich geschlagen, und selbst die Republik Venedig wurde mit Morea und Dalmatien bedacht.

Allmählich wurde auch bei den Eugen nicht unmittelbar unterstellten Soldaten bekannt, daß der Prinz nicht nur ein strenger und energischer Feldherr, sondern auch ein fürsorglicher Sachwalter des gemeinen Mannes war. Man erfuhr bald in den verstreutesten kaiserlichen Lagern, daß der Sieger von Zenta selbst bei der äußersten Ebbe der Kassen immer wieder Mittel und Wege zu finden verstand, die dem Soldaten die Auszahlung des rückständigen Soldes und die Herbeischaffung von Ausrüstungsstücken und Nahrung sicherten. Und auch in der Auffüllung der Regimenter begann sich schon da und dort der bisherige Brauch der Werbung zu ändern. Während die Stellung der Mannschaften bisher durch die sogenannte Reichswerbung erfolgte, die dem Kaiser bestimmte, von den Reichsfürsten bezeichnete Werbeplätze überließ, wurde mit Beginn der Eugenschen Periode erst nur ganz vereinzelt, aber dann während des spanischen Erbfolgekrieges

bedeutend verstärkt, mit der Aushebung der Rekruten durch die österreichischen Landstände begonnen. So vermochte sich das deutsche Element allmählich immer stärker in den kaiserlichen Regimentern durchzusetzen.

Es war das Volk der Ostmark, das sich von nun ab immer zahlreicher in die Reihen der Regimenter des Kaisers neben den Kontingen- [73] ten aus vielen Gauen des Reiches stellte. In allen großen Epochen der deutschen Geschichte haben so Deutsche aller Gaue die Schlachten um die Erhaltung des Reiches geschlagen. Aus dieser Gemeinsamkeit des Kampfes um das Reich mußte jedem Stamm unseres Volkes eines Tages eine Soldatentradition erwachsen, die das kommende der Hausmacht- und landesherrlichen Interessenkämpfe zugunsten des großen gemeinsamen Einsatzes um das Reich verblassen ließ. Und einer, der dem gesamten deutschen Volk für die Erkämpfung dieser Tradition Wegweiser wurde, war der jugendliche kaiserliche Feldmarschall Eugen von Savoyen. Schon bald, nachdem er aus Bosnien und Ungarn zurückkehrte, war das Antreibende seiner Vorschläge in allen Angelegenheiten der bisher so schwerfälligen Heeresmaschinerie und des ihr vorgesetzten, noch schwerfälligeren Hofkriegsrates zu spüren. So kann man es mit gutem Gewissen seiner Tatkraft und seinen Vorstellungen bei dem von Rüdiger von Starhemberg geführten Hofkriegsrat zuschreiben, wenn das stehende Heer, das 1672 noch aus 20 Kavallerieregimentern, 19 Regimentern Infanterie und ungefähr 600 Artilleristen bestand, noch während und gleich nach Beendigung der Türkenkriege auf 14 Kürassier-, 11 Dragoner- und 5 Husarenregimenter, sowie allmählich auf 37 Infanterieregimenter und bald auf 800 Artilleristen gebracht wurde.

Auch der Ausbau der in der Geschichte des österreichischen Heeres so bedeutsamen Grenzerkorps wurde zur Zeit des sich steigernden Eugenschen Einflusses verstärkt in Angriff genommen. Grenzwachtkorps, die aus den aufgerufenen Bewohnern der an das türkische Hoheitsgebiet angrenzenden Gebiete bestanden, waren schon zu Solimans des Großen und Niklas Zrinys Zeiten, vor allem aber während des Feldzuges Montecuccolis in Aktion getreten. Nun wurden diese Grenzverbände durch die Aufstellung neuer Korps bedeutend verstärkt. Als nach dem Frieden von Karlowitz viele Serben und Raizen auf kaiserliches Gebiet übertraten, wurden diese auf österreichischem Boden angesiedelt, so kam das Karlstädter, Warasdiner und Banat-Grenzgeneralat hinzu. In allen Kriegen haben sich diese Grenzer hervorragend bewährt. Gewiß war ihre Kriegführung, die in der Abwehr der selten Pardon gebenden Türken ihre Schule gehabt hatten, oft grausam. Aber sie haben vor allem als "Warasdiner", dann als leichte Infanterie der Panduren und als "Seressaner" nicht nur in den Hausmachtkriegen der Habsburger, sondern viel mehr noch in den Abwehrkriegen gegen Frankreich auch für Deutschland mit nie zu erschütternder Zuverlässigkeit gekämpft. Aus

ihrem Führertum ist dem alten kaiserlichen Heere und damit auch dem deutschen Heere mancher tapferer General als Vorbild entstanden. Und noch während des Weltkrieges haben sich die Regimenter aus den alten [74] Gebieten der Grenzer als beste Soldaten des österreichischen Heeres neben den Deutschen und Ungarn bewährt.

Zu den ersten Auswirkungen der Vorschläge, die Prinz Eugen zur Verbesserung des Heerwesens vorbrachte, gehörte auch ein zäher Kampf, den er für die Schaffung eines guten Offizierskorps führte. Mit und gegen die Stimmen des Hofkriegsrates, der damals die oberste Militärbehörde des Staates vorstellte, begann er mit dem Unwesen des Geldgeschäftmachens der Oberstinhaber aufzuräumen. Es war vielleicht seinem Einfluß noch vor seiner Ernennung zum Hofkriegsratpräsidenten zuzuschreiben, daß der bisher übliche Verkauf von Offiziersstellen durch die Oberstregimentsinhaber einer Betrauung von Würdigen und Verdienstvollen Platz machte, die aus jedem Stande gekommen waren.

Auf Grund der eifrigen Bemühungen des Prinzen Eugen gelang es allmählich, mit dem Verkauf von Offiziersstellen und den sogenannten "Expectanzen" aufzuräumen. Nach und nach wurde so das Offizierskorps geschaffen, das Eugen die Möglichkeit gab, von Führer und Mann das Äußerste zu verlangen. Da es aber seit dem Frieden von Karlowitz an Zeit gebrach, durchgreifend mit all jenen Verbesserungen zu beginnen, die in der späteren Epoche das Merkmal der Eugenschen Führung des österreichischen Heeres wurden, so mußte Eugen noch den schwersten Waffengang seiner Soldatenlaufbahn mit einem Heere antreten, in dem trotz der sich schon bemerkbar machenden Umformung noch die meisten der aus dem Dreißigjährigen Kriege übernommenen Gepflogenheiten und Mängel steckten. Daß es ihm trotzdem gelang, mit seinen Heeren einen auf der Höhe seiner militärischen Entwicklung stehenden Gegner zu meistern, erhebt den Feldmarschall in die Reihe der größten deutschen Soldaten.

Siege des Reichsfeldmarschalls

In Spanien war Karl II. gestorben. Sowohl der Kaiser in Wien als auch Ludwig XIV. erhoben auf Grund ihrer Heirat mit spanischen Prinzessinnen Anspruch auf den spanischen Habsburgerthron. Zu diesen Bewerbern hatte sich außerdem noch das Haus Wittelsbach gestellt, das durch des Kurfürsten Max Emanuels Heirat mit der habsburgischen Prinzessin Maria Antonia für deren Sohn ebenfalls ein Anrecht auf die spanische Thronfolge geltend machte. Diese Forderung Wittelsbachs war von den Seemächten England und Holland, die weder Österreich [75] noch Frankreich den Besitz der

überseeischen spanischen Ländereien gönnen wollen, tatkräftig unterstützt worden. Da war der kleine bayrische Erbe plötzlich gestorben. Nun begann ein gewaltiger diplomatischer Machtkampf. Aber erst bei Eröffnung des Testamentes Karls II. wurde der kaiserlichen Regierung bekannt, daß es Ludwig XIV., der noch zu Lebzeiten Karls II. ausdrücklich auf das spanische Erbe zugunsten der spanischen Gemahlin Leopolds I. verzichtet hatte, gelungen war, mit Hilfe des Kardinals Porto-Carrero von Toledo ebenfalls noch zu Lebzeiten des spanischen Herrschers diesen zur Zugestehung der Erbfolge an einen Enkel des Sonnenkönigs zu bestimmen. Als nun der Papst und Portugal als erste diesen Betrug des französischen Königs anerkannten, bedeutete die nun geschaffene Lage für Habsburg den Krieg.

Es war Prinz Eugen, der den alternden Kaiser in erster Linie zur Anrufung der Entscheidung der Waffen brachte. So, wie er in allen seinen Auffassungen stets ein unerbittlicher Verfechter aller Sachlagen war, die er einmal als zu Recht bestehend erkannt hatte, so trat er auch hier für die ungeschmälerte Wahrung des vom deutschen Kaiser dargestellten Machtanspruches der habsburgischen Krone ein. Daß er damit das Reich selber zum blutigen Waffengang gegen Frankreich zwang, war nicht der Kompromißlosigkeit seiner Auffassungen zuzuschreiben, sondern lag in der unglücklichen Verkoppelung der Hausmacht- und Reichsinteressen der Krone. Was aber dennoch die Haltung Prinz Eugens und sein sich daraus ergebendes Handeln im zielbewußten Drauflosgehen auf die Eröffnung der Feindseligkeiten zu einem unbedingten Erfordernis im Reichsinteresse erhob, war die klare Erkenntnis des Prinzen, daß es früher oder später für das Reich zur endgültigen Abrechnung mit Frankreich kommen mußte. Niemand anderes als deutsche Reichsfürsten selber hatten dem Prinzen den Anlaß zur rücksichtslosesten Betreibung dieser Entscheidung gegeben. Kurfürst Max Emanuel von Bayern war der Sache des Reiches untreu geworden und hatte sich gegen das Versprechen der erblichen Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden, der Abtrennung der Rheinpfalz, französischer Unterstützung bei der nächsten Kaiserwahl und der Zusicherung des Königstitels durch Frankreich von Ludwig XIV. gewinnen lassen. Schmählich öffnete er die belgischen Festungen den Franzosen, und während sein Bruder Joseph Clemens, der dem Kaiser den Kardinalshut von Köln und die Kurwürde dankte, ebenfalls alle festen kölnischen Plätze den Franzosen überließ, eilte Max Emanuel nach neunjähriger Abwesenheit nach München und versuchte von dort aus, auch die übrigen deutschen Fürsten gegen den Kaiser zu hetzen. So gelang es ihm, auch den Herzog von Wolfenbüttel zum Verbündeten zu [76] gewinnen, der mit französischem Gelde eine Armee von 12 000 Mann gegen den Kaiser mitten in Deutschland aufstellte. Da sich zu diesen, ihre Pflichten gegenüber dem Reich vergessenden Fürsten noch Savoyen, Mantua, Neapel und Sizilien gesellten, gab es für den Kaiser nur die einzige Möglichkeit, den Rat Prinz Eugens zu befolgen, der hieß: "Marschieren wir erst, dann werden wir schon Verbündete finden!"

Der erste dieser Verbündeten, den die Haltung des durch Prinz Eugen verkörperten Österreich für die Sache des Kaisers eintreten ließ, war der zum König von Preußen erhobene, brandenburgische Kurfürst Friedrich. Er war bereit, dem Kaiser 10 000 Mann zur Hilfe zu senden, und so waren es brandenburgisch-preußische Soldaten, die sich mit den österreichischen Truppen als erste in die Front der Reichsverteidigung jenes ersten Weltkrieges nach dem dreißigjährigen Vernichtungskampf stellten.

Es entsprach völlig der Eugenschen Art, daß er schlagartig handelte. Schon hatten sich französische Korps über Savoyen ins spanische Mailand und bis nach Verona geschoben. Auch in Ungarn begann es, von französischen Geldern geschürt, unter der Führung eines neuen Rakoczy wieder zu brodeln. Doch Eugen beschloß, dieses Mal jede Verzettelung von Kräften hinzuhalten, und verwendete erst seine ganze Kraft, um die rechte Hand des französischen Gegners, Oberitalien, kampfunfähig zu machen. Während der bedächtig gewordene Markgraf Ludwig von Baden den Oberbefehl über die österreichischen Truppen in Deutschland übernahm, eilte Eugen auf dem schnellsten Wege nach Süden. Alle Hindernisse an wieder einmal fehlenden Geldern, der Weigerung der Bischöfe von Salzburg, Brixen und Trient, die Truppen durchmarschieren zulassen, wo es sein mußte auch mit Rücksichtslosigkeit und Gewalt überwindend, kam er im Mai 1701 in Südtirol an.

Dort waren es alte bewährte Generale, die seiner mit einem Heer von 30 000 Mann harrten. Guido von Starhemberg, Vaudemont und vor allem der Artilleriegeneral Börner, von dessen Verdienste um die österreichische Artillerie Eugen gesagt hatte, "daß es keine schönere und reputiertere in der Welt gab", waren in der Gegend von Rovereto versammelt. Es war allerdings das Tollkühnste, was Eugen seit Hannibals Tagen begann. Statt den Gegner, wie dieser erwartet hatte, in der Berner Klause anzupacken, vollführte Eugen seinen berühmt gewordenen Alpenübergang auf Vicenza. In 10 Tagen wurde das ganze Heer mit all dem schwerfälligen Geschütz und Train jener Zeit, mit Reitern, Saumtieren und Fußmannschaften über das unwegsame Gebirge gebracht. Mit Hilfe der Tiroler Bevölkerung, die erst die Wege bahnte und Übergänge aus dem Fels und durch Geröllhalden schlug, schob sich das Heer von Paß zu Paß und von Tal zu Tal. Jedes Pferd mußte [77] von den Reitern vorsichtig geführt werden, die Geschütze und Wagen wurden zerlegt und mit Stricken über die Hänge gezogen, und wo es den das Hochgebirge ungewohnten Soldaten an sicherem Fortkommen gebrach, wurde Mann um Mann von den berggewohnten Tirolern weitergeholfen.

Plötzlich stand Eugen im Rücken seines alten Gegners Catinat. Und weil er seine Absichten auch weiter geschickt zu verbergen verstand, warf er sich schlagartig auf den Gegner, der, unsicher geworden, seine Truppen geteilt

hatte und bereitete ihm kurz hintereinander bei Castagnara und Carpi zwei schwere Niederlagen. Als dann Herzog Amadeus von Savoyen den Oberbefehl über das französisch-piemontesische Heer übernahm, wurde auch dieser in weiteren Gefechten geschlagen, und so konnte Eugen schon Ende Juli dem Kaiser melden, daß er statt in Südtirol an der Etsch, an der Grenze des mailändischen Gebietes am Oglio stand.

Da schickte Ludwig XIV. den Marschall Villeroi nach Italien. Großsprecherisch vermaß er sich, er wolle die Österreicher in Tirols Berge jagen. Verstärkt durch 32 Bataillone, die er dem nun unter seinem Oberbefehl verbleibenden Catinat zugeführt hatte, griff er Eugen bei Chiari an. Auch dieser Tag endete mit einer französischen Niederlage. Rasch gingen die Österreicher erneut zum Angriff über und nahmen Caneto, Morcario und Guastalla. Jetzt zeigte es sich, wie recht Prinz Eugen mit seinem Wort vom "Marschieren, dann werden wir schon Verbündete finden!" gehabt hatte. Auf einmal ließen die Seemächte ihre abwartende Haltung fallen, der Vertrag der Großen Allianz von Haag kam zustande, und nun traten England und Holland auf die Seite des Kaisers und erkannten dessen zweiten Sohn Karl als Erben der spanischen Krone an. Kein anderer als Prinz Eugen und seine Soldaten hatten diesen Umschwung der europäischen Lage zustande gebracht. Während sie nun im stolzen Bewußtsein des Sieges in die Winterquartiere marschierten, sandte der rastlose Eugen schon wieder Kurier um Kurier nach Wien, um dort die notwendigen Vorbereitungen für den Frühjahrsfeldzug zu betreiben. Der nun sich entwickelnde Krieg in Deutschland, Italien, Spanien, den Niederlanden, auf den Meeren und in den Kolonien sollte das kaiserliche Heer gestärkt und gerüstet finden.

Doch Eugens Vorstellungen fanden wohl Widerhall, aber es fehlte wieder einmal an Mitteln. Ehe jedoch Eugen nach Wien reisen sollte, zwang ihn sein ewig auf Unternehmungen erpichter Geist, den Gegner auch aus der Ruhe seiner Winterquartiere aufzurütteln. Noch in den ersten Februartagen des Jahres 1702 erschien er überraschend vor Cremona, brachte mit Hilfe der Bewohner 400 Mann Guido Starhembergs vom Regiment Gschwind durch einen Wasserkanal in die Stadt und [78] überrumpelte so Villeroi. Als es dann noch einer anderen Abteilung von Starhembergs Truppen gelang, durch die Porta Margherita in die Stadt einzudringen, wurde in der entstehenden Verwirrung der französische Marschall gefangen. Da verzögerte sich unglücklicherweise der Anmarsch der ebenfalls zum Überfall auf die Festung bestimmten Truppen des Prinzen Vaudemont durch die grundlosen Wege. Französische Truppen, die in den ersten Morgenstunden den Ausmarsch zu einer Übung angetreten hatten, leisteten überraschenden Widerstand, und so wurden die eingedrungenen Truppen gezwungen, wieder kämpfend die Stadt zu verlassen. Aber sie führten 300 Gefangene, 500 Pferde und zahlreiche Trophäen mit. Unter den mitgeschleppten Gefangenen befand sich auch der französische Marschall.

Dieser überraschende Streich gewann Eugen die Sympathien des ganzen Landes. Wo sich von jetzt ab die kaiserlichen Truppen zeigten, wurden sie von der Bevölkerung mit Freuden empfangen. Hatte sich doch Villeroi durch sein hochfahrendes Wesen und durch die Überheblichkeit seiner Truppen überall verhaßt gemacht. Erst als Ludwig XIV. den kriegserfahrenen und auch leutseligen Vendome nach Oberitalien sandte, änderte sich das Verhalten der Bevölkerung gegenüber den Franzosen. Auch Eugen machte dieser alte Haudegen jetzt ernstlich zu schaffen. Während es den kaiserlichen Truppen immer mehr an den notwendigsten Dingen zu mangeln begann, zog der Franzose immer größere Verstärkungen heran, so daß schließlich 80 000 Franzosen nur 28 000 Österreichern gegenüberstanden. Dennoch stellte sich Eugen am 15. August 1702 Vendome bei Luzzara und schlug trotz seiner zahlenmäßigen Unterlegenheit eine derart blutige Schlacht, daß die Franzosen den Kampf abbrachen und Eugen das Schlachtfeld überließen. Zum großen Schmerze Eugens fand sein Jugendgespiele und Waffengefährte Prinz Vaudemont an diesem Tage den Heldentod. Doch der sich jetzt immer stärker bemerkbar machende Mangel an Verstärkungen und Kriegsmaterial zwang Eugen, für den weiteren Verlauf dieses Feldzuges seine Kräfte äußerst zu schonen. Er verlegte sich darauf, den Gegner nach Möglichkeit durch kühne Streifzüge in Unruhe zu halten, und als es gar einer Abteilung Husaren unter dem Reiterobristen Deak gelang, noch im Oktober durch den Feind durchzubrechen und in Mailand einzureiten, vermochte er dadurch anzuzeigen, daß er immer noch das Gesetz des Handelns in der Hand behalten hatte.

Da schied nach dem bereits im Jahre 1701 erfolgten Tode Rüdiger von Starhembergs dessen Nachfolger als Hofkriegsratspräsident, der Fürst Mansfeld-Fondi, aus dem Amte. Letzterer hatte sich, sehr zum Unwillen Eugens, gegenüber allen Vorstellungen des Prinzen zur [79] Heranschaffung von Verstärkungen und Kampfmitteln passiv verhalten. War doch die Ausrüstung der Truppen trotz Eugens unendlichem Eifer, sie im Stand zu halten, in der letzten Zeit derartig im argen, daß er darüber hinaus noch berichtet hatte, "die alte Mannschaft zu Fuß und zu Pferd völlig dismundiert, ohne Stiefel und Schuhe nackend und bloß". Nur diesen unablässigen und energischen Vorstellungen war es zu danken, daß man sich in Wien endlich für einen neuen Hofkriegsratspräsidenten entschied.

Eugen reiste nach Wien und wurde tatsächlich zum Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt. Sofort schritt er an die Durchführung der unter seinem Einfluß noch von Rüdiger von Starhemberg bereits angestrebten Reformen, und während Guido von Starhemberg das Heer in Italien weiterführte, setzte Eugen alle seine Kräfte daran, auch in die gesamte Kriegführung einen neuen tatkräftigen Zug zu bringen.

Dies tat vor allem auf dem deutschen Kriegsschauplatz und in dem wieder aufsässig gewordenen Ungarn not. Kurfürst Max Emanuel war in Bayern siegreich vorgedrungen und hatte den kaiserlichen General Schlick geschlagen. Unaufgehalten zog er gegen Tirol heran und versuchte sich über den Brenner und über den Reschenpaß einen Weg nach Südtirol zu bahnen. Er hatte die Absicht, sich mit Vendome, dem Starhemberg wegen seiner schwachen Kräfte nur hinhaltend gegenübertreten durfte, zu vereinigen und so Österreich von seinen Vorlanden abzuschneiden. Da geboten ihm aber die Tiroler Bayern unter Martin Sterzinger am Brenner und an der Pontlatzer Brücke Halt. Der Kurfürst wurde derart verlustreich geschlagen, daß er sich mit dem Rest seiner Truppen Hals über Kopf aus Tirol flüchten mußte und erst durch die Vereinigung mit Villars, die übrigens vom Markgrafen Ludwig von Baden nicht gehindert wurde, Kraft zu erneuten Vorstößen fand. Diese Angriffe der vereinigten Franzosen und Bayern führten dann auch zu einer schweren Niederlage des kaiserlichen Feldmarschalls Limburg-Styrum bei Höchstädt. Das Jahr 1703 stand also durchaus im Zeichen des Unglücks für die Kaiserlichen und ihre Verbündeten.

Doch nun machte sich auf einmal Eugens Wirken als Hofkriegsratspräsident auch in der Umgruppierung der gesamten Streitkräfte in Deutschland, den Niederlanden, Italien und Ungarn bemerkbar. Dazu kam, daß die Engländer und Preußen unter Marlborough am Niederrhein erfolgreich gefochten hatten und Herzog Amadeus von Savoyen wieder zur Sache des Kaisers übergetreten war. Auch in Portugal sammelte sich jetzt ein Heer, das mit englischen, holländischen und portugiesischen Truppen unter Führung Karls den Angriff auf Frankreich vorzubereiten begann. Eugen aber hatte mit klarem Blick erkannt, daß [80] eine Entscheidung nur durch die Niederwerfung des Gegners in Süddeutschland möglich war. Zu diesem Zwecke beschloß er, die Vereinigung aller zur Verfügung stehenden Kräfte im württembergisch-bayrischen Raum anzustreben. Es war ein Beispiel für Marlboroughs Feldherrnbegabung, daß er als Führer der in der Maastrichter Gegend stehenden deutsch-englisch-holländischen Truppen ohne zu zögern auf Eugens Vorschläge einging und in einem meisterhaft durchgeführten Marsch in wenigen Tagen sein Heer von der Südspitze der Niederlande bis nach Ladenburg am Neckar heranführte.

Zu gleicher Zeit kam Eugen über Tirol auf dem Kriegsschauplatz an. Nicht umsonst hatte der Kurfürst von Bayern, als er vom Eintreffen Eugens erfuhr, an den Sonnenkönig geschrieben: "Es ist nicht zu zweifeln, daß der Prinz von Savoyen nur zur Ausführung großer Projekte nach dem Kriegsschauplatz gekommen ist." Denn als sich die beiden Feldherren am 10. Juni bei der berühmten Zusammenkunft von Mindesheim trafen, und drei Tage später auch noch der Markgraf Ludwig von Baden bei Großheppach eine Besprechung mit Eugen und Marlborough hatte, änderte sich bald die gesamte militärische Lage.

Eugen selbst übernahm die schwierigste Aufgabe. Er behielt sich die Abwehr der Franzosen in der Rheingegend vor, obwohl ihm das zahlenmäßig kleinste und aus sämtlichen Kontingenten des Reiches zusammengewürfelte Heer zur Verfügung stand. Den Kern seiner Truppen bildeten allerdings Brandenburger und Kaiserliche. Bei den Brandenburgern hatte auch der junge Prinz Leopold von Anhalt-Dessau schon ein Kommando inne.

Markgraf Ludwig von Baden und Marlborough wandten sich inzwischen gemeinsam marschierend gegen den bayrischen General Arco und schlugen ihn am 2. Juli bei Schellenberg in der Nähe von Donauwörth. Das hatte zur Folge, daß der französische Marschall Tallard mit starken Kräften den Rhein überschritt. Weil Prinz Eugen einsah, daß er mit seinen schwachen und vor allem uneinheitlichen Soldaten den Franzosen nicht gegenübertreten konnte, bevor er seine Truppen nicht selber straff in der Hand hatte, faßte er den kühnen Entschluß, im Parallelmarsch das französische Heer zu begleiten. 20 000 Mann ließ er unter dem Grafen Nassau an den Stollhoferlinien zurück, damit dieser den inzwischen wieder freigelassenen Villeroi mit einem zweiten französischen Heere aufhalten konnte. Er selber aber rückte mit nur 15 000 Mann, immer auf gleicher Höhe mit Tallard marschierend, zur Verstärkung Marlboroughs und Markgraf Ludwigs heran.

Dieser Marsch genügte, um Eugens bunt zusammengesetztes Heer bereits fest an seine Persönlichkeit zu binden. Daß Eugen es auch bei den [81] übrigen deutschen Reichskontingenten verstand, sie unter seinen harten Willen zu zwingen, beweist, mit welch unerbittlicher Strenge er seine Befehle erteilte. Ebenso energisch und vor allem bedingungslos vermochte aber Eugen auch bei bedeutenden Feldherren, wie Marlborough und dem zwar alt und bedächtig gewordenen, aber doch auf große Erfolge zurückblickenden Markgrafen von Baden, mit seinen Absichten durchzudringen.

Es war dabei der klugen, Spannungen zu überbrücken suchenden Art des englischen Feldherrn zu danken, daß Eugen und Marlborough nun den Markgrafen Ludwig dazu brachten, sich mit seinen Truppen von den beiden jungen Führern zu trennen und Ingolstadt zu belagern. Nun wandten sich Marlborough und Eugen gegen das Gros des französisch-bayrischen Heeres. Das zog, vom Kurfürsten Max Emanuel und den Marschällen Marsin und Tallard geführt, in der Stärke von rund 55 000 Mann gegen Höchstädt und Dillingen heran. Und als nun diese französisch-bayrische Streitmacht zwischen Blindheim und Lützingen eine feste, durch den Nebelbach gedeckte Stellung bezog, stellten auch Eugen und Marlborough, deren Heer aus einem bunten Durcheinander kaiserlicher, brandenburgischer, reichsständiger, britischer, dänischer und niederländischer Kontingente bestand, ihre Streitkräfte in Schlachtordnung auf und führten sie angesichts des gleichen Höchstädt zur Schlacht, wo ein Jahr vorher der kaiserliche General Limburg-

Styrum geschlagen worden war.
Am 13. August 1704 kam es zum Kampf. Noch am Tage vorher hatten Eugen und Marlborough gemeinsam eine Rekognoszierung der feindlichen Linien vorgenommen und dabei einen Fehler in der Aufstellung des Gegners entdeckt. Diese dehnte sich zwischen Blindheim und Lützingen in einem zu großen Umfange aus. Nun beschlossen die beiden Feldherren das feindliche Zentrum zu sprengen. In aller Stille führte Eugen in den Morgenstunden des 13. August seinen rechten Flügel, darunter auch die Brandenburger, in einem Flankenmarsch auf die gleiche Höhe von Lützingen heran. Durch tiefen Nebel gedeckt, gelang es ihm dann, ungestört vom Gegner gegen den Ort einzuschwenken, und während nun Marlborough auf Blindheim losrückte, warf sich Eugen auf das von Bayern besetzte Lützingen und das französische Zentrum. Aber alle Angriffe brachen vorerst noch im furchtbaren Artilleriefeuer des Gegners zusammen. Erst als die Brandenburger des Fürsten Leopold von Anhalt Dessau von Eugen vorgeführt wurden, [82] glückte der Einbruch in die Stellungen. Auch Marlborough brachte jetzt seine Bataillone unter schweren Verlusten über den Nebelbach. Dieser gemeinsam geführte Stoß zerriß jetzt endlich auch das feindliche Zentrum. Während Eugen mit den Brandenburgern Lützingen erstürmte, wurde der französische General Blatanc in Blindheim umzingelt. In den Flanken gepackt, wich der General auf allen Punkten. Der rechte Flügel Tallards schien völlig vernichtet. Marsin entwich in voller Auflösung bis an den Rhein. Auch die Bayern hatten schwere Verluste. Allein 14 000 Tote und Verwundete, mehr als 13 000 Gefangene, darunter Marschall Tallard, kostete dieser Tag den Franzosen.

[86] Der Herzog von Marlborough leitet das Vorgehen seiner Kavallerie bei Höchstädt. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Dietz.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Aber die Verbündeten haben an die 12 000 Tote verloren. Wenn Eugen am Abend der Schlacht dem Kaiser berichtet, "Ich habe kein Schwadron und kein Bataillon, welches nicht wenigstens viermal angreifen mußte", so gilt dieses Wort vor allem dem Heldenmut der bayrischen Soldaten, die im Dienste eines ehrgeizeigen, seine Reichspflicht vergessenden Fürsten, für die Interessen Frankreichs geblutet haben und damit jener verhängnisvollen deutschen Zwietracht Tribut zollten, die noch so oft bestes deutsches Soldatenblut im Dienste der Fremden verspritzen sollte.

Zu schwer war diesmal der Sieg errungen worden, als daß sich Eugen von seiner gewohnten Tatkraft fortreißen ließ, den geschlagenen Gegner sofort zu verfolgen. So glückte es Marsin und dem bayrischen Kurfürsten, ihre arg dezimierten Truppen hinter die Festung Landau zu führen, das in einer tapferen Verteidigung durch den französischen Generalleutnant Laubanie den Verbündeten lange widerstand. Erst im November 1704 kam es zu Fall, was zur Folge hatte, daß damit den Franzosen das ganze Gebiet rechts des Rheins entrissen wurde und Bayern in österreichische Gewalt kam. Vor der Festung Landau war auch der römische König Josef, Leopolds Sohn, als militärischer Führer in Erscheinung getreten. Obwohl er nur den nominellen Oberbefehl führte, bewies der jugendliche Fürst neben einer von Verehrung und Freundschaft getragenen Haltung gegenüber dem Prinzen Eugen auch ein derartig energisches, schon jetzt zielbewußt auf das gesamte Reichsinteresse gerichtetes Auftreten, daß sich Prinz Eugen und mancher deutsche Reichsfürst, der nicht nur von den Interessen seiner mehr oder minder bedeutsamen Stellung innerhalb des Reiches befangen war, von der späteren Übernahme der Reichsgewalt durch Josef eine neue Stärkung der deutschen Kaiserwürde versprachen.

[83] Daß die österreichische Herrschaft, die jetzt die Macht in den bayrischen Landen Max Emanuels übernahm, sich vielfach in derart grausamer Strenge auswirkte, daß es zu Aufständen und zuletzt zur blutigen Sendlinger Bauernschlacht des fürstentreuen, bayrischen Volkes kam, war nicht Prinz Eugen, sondern vielfach der Härte mancher kaiserlicher Unterführer zuzuschreiben. Nur dort, wo er im Sinne seiner Stellung als kaiserlicher Feldmarschall scharf durchgreifen mußte, war Eugen allerdings für kompromißlose Strenge. Aber ebensooft versuchte er zu schlichten und auszugleichen. Auch daß er die bayrischen Soldaten in kaiserliche Regimenter einreihte, war nicht als Ausdruck einer willkürlich auf die alleinige Stärkung der habsburgischen Hausmacht hinzielenden Gewaltmaßnahme zu werten, sondern galt dem Gedanken, die kaiserliche, also die Reichsgewalt durch die zahlenmäßige Verstärkung deutsch-kaiserlicher Truppen zu erhärten. Es war nicht des deutschen Kaisers sondern Max Emanuels Schuld, daß bayrisches Land alle Bitternis eines gegen das Reich

aufgebotenen Staates auszukosten bekam. Für Prinz Eugenius galt stets die durch die Person seines Fürsten verkörperte Sache des Reiches als Maßstab für seine Handlungen und Entscheidungen. Als dann Graf Wratislaw die Statthalterschaft in Bayern übernahm, reiste Eugen nach Wien. Hier war er es allerdings, der auf rücksichtslose Unterwerfung der habsburgischen Untertanen in Ungarn drang, die in neuen Aufständen sogar zeitweise das von Truppen entblößte Wien bedroht hatten. Die Erfolge, die der sonst tapfere, aber in seiner Härte dem General Caraffa in nichts nachstehende General Heister gegen die Anhänger Rakoczys bei Forgach und Tyrnau errungen hatte, nötigten Eugen damals lediglich die Bemerkung ab, daß mit Einzelerfolgen nichts, sondern nur mit einer Zusammenfassung aller verfügbaren Kräfte die Ausrottung aller Widerstandsnester herbeigeführt werden könne. Doch ehe Eugen die Wiederherstellung der Ordnung in den ungarischen Landen selbst in die Hand nehmen konnte, zwang die Lage in Oberitalien den Feldmarschall zu einer beschleunigten Abreise in Guido Starhembergs Lager.

Da traf ihn, schon als er von Wien abgereist war, die Nachricht vom Ableben des alten Kaisers. Für Eugen bedeutete dieser Tod Leopolds, der in einer sturmbewegten Zeit beinahe 50 Jahre die Kaiserkrone getragen hatte, einen schweren Schlag. War er doch dem bedächtigen, stets im Banne seiner kirchlichen Ratgeber gefangenen, aber doch das Reichsinteresse, wenn es not tat auch mit starrer Entschiedenheit wahrnehmenden Fürsten in tiefer, treuer Ehrfurcht ergeben. Nicht nur dem Manne, dem er seine große Soldatenlaufbahn verdankte, sondern vor allem dem deutschen Kaiser hatte er sich mit der [84] ganzen Kompromißlosigkeit seines aufrechten Wesens verschrieben. Weil er jener Leopold war, der in all seinem oftmaligen Zögern und Zaudern in dem Savoyer eben jenen wahren Paladin des Reiches erkannt hatte, dem das Reich gerade die starre Entschiedenheit des Kaisers in der Begegnung rechtsfeindlicher Gefahren verdankte, hatte Leopold Eugens Verdienste mit vielfältigen Gnadenbeweisen vergolten. Stets hatte er sich auch entschieden gegen alle Intrigen gegenüber Eugen gewandt. Nun, da er auf dem Totenbett lag, beklagte ihn Eugen wie einen Vater. Als er noch viele Jahre später sein Verhältnis zu den drei Kaisern, denen er gedient hatte, in den Satz kleidete, "Kaiser Leopold war mein Vater, Josef I. mein Bruder, Karl VI. mein Herr!", hat er selber seine Bindung an den alten Kaiser durch dieses Bekenntnis erhärtet.

Auch Josef I. mußte bei seinem Regierungsantritt sogleich Eugens unermüdliche und mahnende Sorge um seine Soldaten erfahren. Prinz Eugen war dem Hilfskorps Deutscher, vor allem preußischer Truppen, die er für die Fortführung des italienischen Feldzuges angefordert hatte, vorausgeeilt und erschien im April 1705 in Starhembergs Roveretanerlager. Nur unter den größten Schwierigkeiten hatte sich Starhemberg gegen den übermächtigen Vendome gehalten. Das savoyische Hilfskorps, das der jetzt

wieder auf deutscher Seite kämpfende Herzog Amadeus den Kaiserlichen zugeführt hatte, bestand aus einer Handvoll Soldaten. Weil Starhembergs Kräfte viel zu schwach gewesen waren, sich in den weiten lombardisch-venezianischen Ebenen gegen die Franzosen zu halten, hatte er sich im Schutze der Berner Klause verschanzt.

Aber wie bisher noch nie befand sich der Zustand der Truppen im argen. Das Verhängnis, das stets österreichische Truppen in der Gestalt des Mangels an allem verfolgt hatte, glich dieses Mal einer Katastrophe. Wien hatte und sollte auch im folgenden nicht einmal die Mittel haben, um die Kuriere für Starhemberg und den Feldmarschall abzufertigen. Was jedoch Eugen vorfand, schien ihm alle Hoffnung auf den geringsten Erfolg gegenüber Vendome zu nehmen. "Wie ich irgend etwas mit ausgehungerten und halbnackten Soldaten, ohne einen Kreuzer Geld, ohne Zelte, ohne Brot, ohne Fuhrwesen, ohne Artillerie werde in die Wege richten können, scheint fast eine Unmöglichkeit zu sein... Viele Regimenter sind derart ohne Montur, daß ihre Kleidung zerrissener und abgetragener aussieht als die von Straßenbettlern, so daß die Offiziere sich schämen, sie zu befehligen. Wenn man ein Kommando von nur 100 Mann ausschickt und dies nicht weiter als eine halbe Stunde geht, so bleibt gewiß die Hälfte davon aus Mattigkeit auf der Straße liegen, weil die Leute dergestalt ausgehungert sind, daß sie mehr [85-86=Illustrationen] [87] Schatten als lebenden Menschen ähnlich sehen", das schrieb er von diesem Heere nach Wien.

Und doch hat Prinz Eugen mit diesen Soldaten zwei der bedeutsamsten Schlachten jener Epoche geschlagen. Rücksichtslos setzte er sofort alle Kräfte daran, mit Hilfe der aus dem Lande gezogenen Mittel, seine Truppen manövrierfähig zu machen. Schon bald schien sich die Bemerkung des Engländers Hill zu bewahrheiten, "daß auf der österreichischen Seite die Überlegenheit des Genies, der Tapferkeit und der Begabung des Prinzen Eugen lag". Mit geschickten Bewegungen schob sich Eugen, den Gardasee überfahrend, in das oberitalienische Tiefland. Bald hatte er Vendomes Bruder zur Aufgabe seiner Stellungen am Etschlauf gebracht, schlug ihm am Oglio und stellte dann den Marschall am 16. August bei Cassano. Hier schlug er jene denkwürdige Schlacht, die einzigartig war und die wegen ihrer Durchführung wohl als einmaliges Beispiel ihrer Art in der neueren Heeresgeschichte Eingang gefunden hat.

Die Franzosen standen hinter stark verschanzten Stellungen nahe der Adda. Um sie zum Rückzug über diesen Fluß zu zwingen, griff Eugen Vendome entschlossen an. Verstärkt durch die bewährten preußischen Truppen des Dessauers durchwateten die Kaiserlichen die Kanäle der Adda und stürmten gegen die französischen Schanzen. Es zeigte sich, daß das Wasser die Schußmunition der Infanterie völlig unbrauchbar gemacht hatte. Da griffen Österreicher und Preußen ohne zu feuern an und führten durch Stunden fast

ausschließlich mit der blanken Waffe den Kampf. Der spielte sich mit solcher Wildheit und rauher persönlicher Tapferkeit ab, wie er seinesgleichen nur in den mörderischen Kämpfen von Mann zu Mann im Mittelalter gekannt hatte.

Beide Feldherren, Eugen und Vendome wurden mehrmals verwundet. Als man dann Eugen trotz seiner wiederholten Weigerung, die vordersten Linien zu verlassen, zuletzt dennoch auf einer Bahre von der Walstatt tragen mußte, übernahm der Feldzeugmeister Bibsa die Fortführung der Schlacht. Sie endete unentschieden auf beiden Seiten nach einem fürchterlichen Blutbad. Mit über zweitausend Toten und ebensoviel Verwundeten, unter denen sich auch Leopold von Anhalt-Dessau befand, mußten Österreicher und Preußen den Tag bezahlen, mit dem der Feldzug in diesem Jahr seinen Abschluß fand.

Aber Vendome, der übereilig Ludwig XIV. berichtet hatte, er werde dieses Mal einen vollständigen Sieg erringen, sah sich genötigt, seine Unfähigkeit einzugestehen, den in der Lombardei eingedrungene Eugen wieder abzuschütteln. Leopold von Dessau, den Eugen als Deckung des kaiserlichen Heeres vorgeschoben hatte, hielt scharfe Wacht.

[88] Starhemberg war inzwischen zur Niederwerfung der ungarischen Unruhen abgegangen. Heister hatte dort keine glückliche Hand. Es gelang ihm zwar militärische Erfolge zu erringen, aber, wie es Prinz Eugen vorausgesagt hatte, vermochte er durch einzelne Schläge, die er dann stets nur mit härtesten örtlichen Maßnahmen auszunützen trachtete, des weitverzweigten Aufruhrs nicht Herr zu werden. Erst als Starhemberg das Kommando übernahm, trieb dieser durch planmäßiges Vorgehen die Rebellen zu Paaren. Weil er sich außerdem klug und gerecht zeigte, gewann er der Partei Rakoczys viele Anhänger ab.

Eugen arbeitete indessen an großen Plänen. Er war mit Beginn des Winters wieder nach Wien geeilt und fand als Hofkriegsratspräsident eine kräftige Stütze in der Person des jungen Kaisers. Unermüdlich führte er jetzt die schon begonnenen Heeresreformen durch. Weil er seine Hauptsorge aus bitteren Erfahrungen heraus der Sicherstellung der notwendigen Mittel für die Ausrüstung des Heeres zuwendete, gehörte er auch zu jenen, die entscheidend am Ausbau der soeben gegründeten Wiener Stadtbank mitwirkten. Zum größten Schaden des Staates und damit im besonderen der Soldaten hatten bisher jüdische "Kriegsfaktoren", voran das Bankhaus Oppenheimer, das gesamte Geldwesen in Wien in der Hand gehabt. Durch die Gründung der Stadtbank sollte nun die Geldwirtschaft auf gesünderen Grundlagen aufgebaut werden. Unumwunden lehnte Eugen dem Kaiser gegenüber jede Verantwortung ab, weiter ein schlecht gerüstetes Heer in den Kampf zu führen. Und weil Josef I. ein Fürst war, der sich auch den Reichsfürsten und den Reichsständen, ja selbst den Jesuiten gegenüber

durchzusetzen verstand, gelang es Eugen endlich, nicht nur die Mittel für den Ausbau des Heeres zu betreiben, sondern er sicherte auch einen erneuten militärischen Beistand im Reiche. Selbst in England vermochte Marlborough auf Eugens Drängen eine Anleihe für die Fortführung des Krieges in Italien aufzubringen. Auch war es derselbe Marlborough, der auf Eugens Bitten hin den König Friedrich durch einen Besuch in Berlin zur Belassung und Verstärkung der preußischen Truppen in Italien bewog.

Eugen sollte auch dieses Mal wieder den Gegner erst auf italienischem Boden treffen. Solange sich Markgraf Ludwig von Baden zwar umständlich operierend, aber doch zäh in den Stollhofer Linien Villars und Marsins erwehrte, sah Eugen den gefährlichsten Gegner in seinem alten Widersacher Vendome. Und er behielt auch recht. Denn Nachrichten aus Holland besagten, daß Ludwig XIV. immer mehr Truppen ins Savoyische werfe. Scheinbar erhoffte sich der Sonnenkönig einen bedeutenden Erfolg durch die Umsicht seines bewährten Vendome und ge- [89] dachte durch ihn die besten Truppen des Kaisers entscheidend zu schlagen, um sich dann mit ganzer Macht auf Ludwig von Baden zu werfen.

So rüstete Eugen neuerlich zum Aufbruch nach Italien. Kaum, daß er dann beim Heere ankam, mußte er auch schon eingreifen, um die Folgen einer Niederlage zu vereiteln, die Vendome dem General Graf Reventlau bei Calcinato beigebracht hatte. Bezeichnend für Eugen war seine dem General gegenüber bewiesene Haltung. Als man von ihm verlangte, Graf Reventlau vor ein Kriegsgericht zu stellen, gab er ablehnend zur Antwort, "man würde kein anderes Ergebnis liefern als zeigen, daß es eben nicht jedermann verstehe, eine Armee zu führen."

Nun galt es, sich für einen bestimmten Plan zu entschließen, da die Verteilung der Kräfteverhältnisse bei den Gegnern auf italienischem Boden verschiedene Angriffsmöglichkeiten boten. Es galt entweder Turin, das von La Feuillade belagert wurde, zu entsetzen, oder die Eroberung Neapels. Eugen entschied sich aber, wohl auch unter dem Eindruck der unglücklichen Schlacht bei Calcinato, erst das Ansehen der kaiserlichen Waffen in Norditalien wieder herzustellen. So rüstete er zum Entsatz von Turin. Seit Mitte Mai hatte dort der österreichische Feldmarschall Wirich Graf Daun, der Vater des späteren Feldherrn Maria Theresias, aufs tapferste unterstützt durch die Bevölkerung, der hartnäckigen Belagerung von 90 000 Franzosen standgehalten. Doch vorerst wurde die Ausdauer und Opferwilligkeit der Belagerten noch weiter auf eine harte Probe gestellt. Eugen hielt es für unerläßlich, erst sein Heer nach der Niederlage von Calcinato in Südtirol neu zu ordnen. Langsam schob er sich dann, die von Vendome besetzten Etschpässe umgehend, in das oberitalienische Land und stand auf einmal an der Etsch, forcierte den Po und war, ehe Vendome Eugens Absichten überhaupt erraten konnte, schon in das Gebiet von Ferrara ausgewichen.

Bestürzt sah sich Vendome gezwungen, seine mit großer Mühe ausgebauten Befestigungsanlagen am Etschdurchbruch als zwecklos gewordene Schanzen zu räumen. Nun manövrierte sich Eugen, ohne auch nur einen Schuß zu tun, mit seinen 30 000 Mann südlich des Po ins Monferatto heran. Wohl wissend, daß ihm nördlich des Po die angeschwollenen Flüsse, die aus den Alpen hervorbrachen, den Vormarsch erschweren würden, rückte er jetzt durch nichts aufgehalten immer näher an die bedrängte Stadt.

Schon in den ersten Septembertagen stand er plötzlich in dem Rücken der Belagerer. In Eilmärschen kam jetzt auch das französische Heer aus der Lombardei. Doch es war nicht mehr Vendome, der nun [90] den Entsatz Turins zu vereiteln trachtete. Ludwig XIV. hatte inzwischen diesen erfahrenen Marschall in die Niederlande abberufen. Dort war seinen Truppen unter Villeroi von Marlborough bei Ramilliers eine empfindliche Niederlage beigebracht worden. An Vendomes Stelle kommandierte jetzt ein königlicher Prinz, Philipp von Orléans, und Marschall Marsin in Italien. Am 7. September trat Eugen gegen die französische Hauptmacht an, während das zweite französische Heer Turin noch weiter belagerte. Obwohl Übermacht und eine außerordentlich befestigte Stellung den Franzosen alle Vorteile eröffneten, errang Eugen mit knapp 30 000 Mann einen seiner glänzendsten Siege. Vor allem hatten die Brandenburger unter dem "alten Dessauer" einen hervorragenden Anteil an dem Erfolge des Tages. Bei der Erstürmung der feindlichen Hauptschanzen entwickelten sie einen Heldenmut, der bald im ganzen deutschen Heere sprichwörtlich war. Eugen selbst wurde verwundet. Das Pferd brach unter dem Feldmarschall tödlich getroffen zusammen, doch als die Soldaten erschreckt herbeieilten, hatte sich Eugen bereits wieder aufgerafft und führte die Stürmenden zu Fuß gegen die französischen Schanzen.

Nach stundenlangem Kampf brachte der gleichzeitige Ansturm der Preußen, Österreicher und Piemonteser die französische Schlachtordnung ins Wanken. Als dann kaiserliche Reiterei über die eroberten Verhacke hinwegsetzten, die Kanoniere Eugens die erbeuteten Geschütze herumwarfen, erlahmte auch der letzte feindliche Widerstand. Durch einen Ausfall Dauns in der Flanke gefaßt, sah sowohl die französische Belagerungsarmee als auch ihre Hauptmacht die einzige Rettung in einem fluchtartigen Abmarsch. Marschall Marsin war gefallen, der Herzog von Orléans verwundet. Und was nicht floh, ging in den Sümpfen des Po elend zugrunde. 6000 Gefangene, 3000 Pferde, der gesamte Geschütz- und Belagerungspark säumten die Wege der Sieger. Auch ihnen hatte die Schlacht bei Turin 3000 Tote gekostet. Doch über allen Verlusten stand strahlend der Tag, an dem der "kleine Abbé" zwei Heere

Ludwigs XIV. vernichtet und den Prinzen aus königlichem Geblüt mit dessen ganzer Armee aus Italien gejagt hatte.

Rasch hintereinander fielen jetzt Mailand, Como, Lodi, Alessandria, Mortara und Modena in die Hände der Kaiserlichen. Weil der Papst, der als Verbündeter des "allerchristlichsten" Königs gegen den deutschen Kaiser stand, sich gerade gegenüber dem jesuitenfeindlichen Josef I. nicht beugen wollte, schickte ihm dieser kurzerhand die protestantischen [91] Preußen in den Kirchenstaat. Im Jahre 1707 eroberten der Verteidiger von Turin, Wirisch Graf Daun, schließlich auch noch Neapel.

Dieses Jahr 1707 wurde aber, obwohl es sonst im Zeichen einiger erfolgloser, ja sogar unglücklicher Unternehmungen für die Sache des Kaisers stand, gerade für die deutsche Heeresgeschichte ein Jahr von besonderer Bedeutung. Es brachte die Ernennung des Prinzen Eugen zum Reichsfeldmarschall!

Am 4. Januar 1707 war der alte "Türkenlouis", Markgraf Ludwig von Baden, zu Rastatt gestorben. Kühn und ein leuchtendes Beispiel deutschen Soldatentums in den Jugendjahren, war er mit zunehmendem Alter ein immer eigenwilligerer, ja geradezu eifersüchtiger Feldherr in allen Angelegenheiten der Obersten Kommandoführung geworden. Sicherlich hatten ihm in den letzten Lebensjahren auch die leidigen Zustände bei der "Reichsarmee" noch vieles vergällt. Aber er trat schließlich doch, seines alten Feldherrnruhmes würdig, mit der Eroberung von Landau aus der Reihe der Kommandierenden ab. Kurze Zeit später ereilte ihn der Tod. Mit ihm war auch der letzte der großen militärischen Führer aus jener bedeutenden Feldherrngeneration ins Grab gesunken, die von Montecuccoli über Herzog Carl von Lothringen, und solange er auch zur Sache des Reiches stand, auch mit Kurfürst Max Emilian dem Prinzen Eugen Vorbild und Lehrmeister waren.

Es lag somit auf der Hand, daß man in dem Prinzen Eugen nicht nur den würdigsten Nachfolger im Range des obersten Reichsbefehlshabers sah, sondern es war vor allem die Tatkraft Eugens, die durch seine Ernennung zum Reichsfeldmarschall eine endliche kraftvolle Zusammenfassung aller militärischen Kräfte und Möglichkeiten versprach. Soweit dies das Reich und die Beistellung von Truppen durch die Reichsstände und Reichsfürsten betraf, schien das Eingreifen Eugens hier noch dringender nötig, als es schon dauernd in Wien erforderlich war.
Unter der schwerfälligen Führung des Oberbefehles durch den Markgraf Ludwig von Baden hatte sich bei der Reichsarmee wieder ein blühender kleindeutscher Separatismus entwickelt. Während die besten Truppen der Reichskontingente, die Mannschaften aus den deutschen habsburgischen

Erblanden, Preußen und Sachsen, schon ferne des Reiches um die Reichssache fochten, haben die deutschen Kleinfürsten, statt ihre Truppen für die Reichsarmee zur Verfügung zu stellen, diese an die dem Kaiser verbündeten Seemächte vermietet. So ergab sich die für den Schutz des Reiches unhaltbare Lage, daß wohl Deutsche in Italien für die Reichssache eingesetzt waren, daß unter britischer, holländischer und dänischer Flagge in den Niederlanden und Belgien Deutsche aus Oldenburg, Holstein, Kurpfalz, Hessen, Kassel und anderen Reichs- [92] gebieten "des besseren Geschäftes halber, als dies vom Reich zu erwarten war", kämpften, daß aber für die Reichsarmee selber zu wenig deutsche Kontingente zur Verfügung standen.

[85] Prinz Eugen von Savoyen, der Befreier Südosteuropas von der Türkenherrschaft und Vorkämpfer für eine großdeutsche Einheit. Nach einem Gemälde von J. van Schuppen. (Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Es war also eine noch weitaus schwerere Bürde, als es schon die Stelle des Hofkriegsratpräsidenten war, die Eugen auf sich nahm, als ihn der Regensburger Reichstag durch Aufforderung des Kaisers zum Reichsfeldmarschall ernannte. Weil aber der Savoyer gewillt war, diesen höchsten militärischen Rang nicht mehr als großartig klingendes Anhängsel irgendeines fürstlichen Namens, sondern als Ausdruck der in seiner Person vereinigten Oberbefehlsgewalt zu betrachten, nahm er, immer nur die

Verfolgung seines unausgesetzten Zieles, das Reich für alle Zukunft vor den Einbrüchen Frankreichs zu bewahren, vor Augen, bedenkenlos an.

Er hatte soeben, sehr gegen seinen Willen, erst noch eine von England und Holland geforderte Belagerung von Toulon durchzuführen gehabt. Wie er befürchtet hatte, war diese Belagerung ohne nennenswerten Erfolg geblieben. Darüber hinaus hatte der Nachfolger Ludwigs von Baden im Oberkommando an den Stollhofener Linien, der Markgraf von Bayreuth, diese an den Marschall Villars verloren. Auch in Spanien war König Karl bei Almanza vom Herzog von Berwick geschlagen worden. Als Karl daraufhin Eugen für den Oberbefehl in Spanien forderte, hatte dieser den Kaiser veranlaßt, daß der tüchtige Guido Starhemberg an seiner Stelle nach Spanien gesandt wurde.

Plötzlich, ohne dem Gegner die geringste Möglichkeit zu Erforschungen seiner Pläne zu geben, erschien er an der Mosel. Aber nicht einmal die Generale der Reichsarmee vermochten von diesem Auftauchen Eugens ein Bild über seine Absichten zu gewinnen. Nur einer kannte die Gedanken Eugens als tiefstes Geheimnis, Marlborough! Seit Monaten befand sich der englische Feldmarschall vor dem hochbefähigten Vendome in schwerster Bedrängnis. Vorsichtig und dabei noch mit der zähen Tapferkeit seiner Truppen operierend, hatte Vendome Stück um Stück eines an Hilfsquellen reichen, fruchtbaren Landes gewonnen. Gent und Brügge waren verlorengegangen, schon bedrohte der Franzose die wichtigsten Wasserverbindungen der Niederlande, näherte sich Antwerpen, Cortay, Menin und marschierte soeben auf die Festung Oudenarde, da stand Eugen mit einem aus dem Boden gestampften Heere von Reichstruppen, Preußen und Österreichern auf einmal in den Niederlanden.

Mit einer derartig meisterhaften Tarnung, die alle ähnlichen Proben seiner bisher schon oft bewiesenen Fähigkeit, den Gegner über sich im unklaren zu lassen, zu überbieten verstand, hatte er ganz im stillen sein Heer versammelt und alle Aufmerksamkeit des Gegners auf die Truppen der Reichsarmee abgelenkt. Am 28. Juni 1708 war er mit der [93] Moselarmee, die Reichsarmee und damit Süddeutschland ruhig der Bedrohung durch Villars überlassend, zur Unterstützung Marlboroughs aufgebrochen. Am 6. Juli kam er in Brüssel an. Tags darauf traf er mit Marlborough bei Asche zusammen.

Die beiden Feldherren einigten sich fürs erste, die hart bedrängte Festung Oudenarde zu entsetzen. War das Zusammenwirken dieser beiden befreundeten Führer an und für sich schon ein Unterpfand des Erfolges, so lähmten Eifersüchteleien zwischen den französischen Generalen Vendome und dem Herzog von Burgund die Schlagkraft des Gegners, obwohl auch diese beiden fähige Heerführer waren. Am 11. Juli überraschten Eugen und Marlborough das französische Heer, das sich gerade zur Einnahme

Oudenardes bereit gestellt hatte. Besonders die Engländer bewiesen in der sich nun entwickelnden Schlacht eine äußerst zähe Tapferkeit. Schritt um Schritt mußten die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen werden. Erst als die französische Infanterie durch das furchtbare Feuer der deutschen und englischen Fußtruppen bataillonsweise dezimiert wurde, verweigerte sie jeden weiteren Widerstand. Ein umfassender Umklammerungsversuch Eugens und Marlboroughs zwang dann noch die französischen Garden zur Waffenstreckung. Fast vernichtet, wandte sich das Gros des französischen Heeres zur Flucht.

Es schien, als habe sich die Schicksalsgöttin auch weiter Eugen als dem Mann verdungen, der sie einfach im Bann seines unbeugsamen Willens festzuhalten verstand. Mit niemals erlahmender Zielsicherheit war er von dem Tage an, da sein Einfluß in Wien und damit auch für die Interessen des Reiches maßgebend geworden war, auf die vollkommene Ausschaltung Frankreichs vom deutschen Boden losgegangen. Immer wieder hatte er alle Hindernisse, gleichgültig ob es Mängel beim Heer, Rückschläge, reichsschädigende Widersetzlichkeiten deutscher Fürsten oder dem Reiche nicht dienliche Interessenverlagerungen bei den ausländischen Verbündeten der deutschen Sache waren, zu überwinden verstanden. Und nun schien endlich der Tag anzubrechen, an dem nicht nur der nach drei Fronten geführte Krieg des Reiches gegen Frankreich seine Vollendung in der endgültigen Besitznahme aller geraubten deutschen Lande finden sollte, sondern der auch den Verbündeten Deutschlands die Erfüllung all ihrer Forderungen brachte. Noch halfen Eugen und Marlborough der mahnenden Forderung ihrer Waffen an Ludwig XIV., den Kampf aufzugeben, durch zwei kräftige Schwertstreiche nach. Sie eroberten kurz nach dem Siege von Oudenarde das als uneinnehmbar geltende Ryssel und getreu seiner Parole, die er ausge- [94] sprochen hatte, erschien der Savoyer mit Marlborough wenige Tage später vor Lille. Vergeblich versuchte der Herzog von Burgund die stolze Feste Vaubans zu entsetzen. Schon am 20. September 1708 fiel ein Teil der gewaltigen Werke in Eugens Hände.

Als am 9. Dezember der tapfere Verteidiger Lilles, Marschall Boufflers, nach sechzigtägiger Belagerungsschlacht die bis zuletzt gehaltene Zitadelle übergeben mußte, schien Ludwigs XIV. Schicksal besiegelt. Schon jagte Eugens gefürchtetste Waffe, die von ihm erzogene Kavallerie, bis St. Quentin und Peronne, schon hatte Guido von Starhemberg den größten Teil der französischen und bourbonisch-spanischen Streitkräfte bis hart an die Pyrenäen gedrängt und Heister Frankreichs Verbündeten in Ungarn, Rakoczy, bei Trentschin vernichtend geschlagen, da gab der stolze französische König gramgebeugt nach. Zum ersten Mal bot Frankreich dem deutschen Kaiser und seinen Verbündeten durch Unterhändler im Haag den Frieden des gedemütigten europäischen Unruhestifters an. Jetzt zeigte sich

Eugen als der unerbittliche Sachwalter der Interessen des Reiches. Während Holland nur die militärische Besetzung einiger belgischer Plätze verlangte, England die Vertreibung der Stuarts aus Frankreich, die Schleifung Dünkirchens und beide Mächte als Verbündete Habsburgs das spanische Erbe für den Bruder Josef I. forderten, war es Eugen, der unbeugsam durch einen Kriegsrat in seinem Palais der Wiener Himmelpfortgasse an den Kaiser die Forderung stellte, von Frankreich nicht nur die Rückgabe des geraubten Elsaß und Straßburgs, sondern auch die Herausgabe der im 16. Jahrhundert verlorengegangenen Plätze Metz, Toul und Verdun zu verlangen.

Ludwig XIV. war ernstlich einmal nicht nur zur Übergabe Straßburgs und des Elsaß bereit, sondern er verzichtete sogar auf das spanische Erbe. Doch da ersannen die Diplomaten, durchaus gegen den Willen des Prinzen, ein noch demütigerendes Ansinnen an Frankreich. Ludwig XIV. sollte gezwungen werden, seinen eigenen Enkel Philipp mit französischer Waffenhilfe vollends aus Spanien zu vertreiben. Diese Forderung ging selbst dem Frankreich gegenüber unerbittlichen Eugen zu weit. Deutlich erkannte er, daß über solch übertriebene Bedingungen diplomatischer Unergründlichkeit das Reichsinteresse Gefahr laufen müsse. Er hatte als Soldat den König von Frankreich auf großen europäischen Schlachtfeldern geschlagen. Aber auf eine Demütigung, welche die Soldatenehre des Gegners verletzen würde, ging Eugen nicht ein. So beschwor er den Kaiser, es bei den von Frankreich bereits zugestandenen Forderungen um die Rückgabe aller verloren gewesenen Plätze im Westen und den französischen Verzicht auf das spanische Erbe zu be- [95] lassen. Doch Josef I. und die hochfahrende Anna, Königin von England, gaben nicht nach. So mußte sich Eugen schweren Herzens dazu hergeben, dem französischen Minister des Auswärtigen, Marquis de Torcy, die schwerste Friedensbedingung der Verbündeten zu übermitteln. Nun trat ein, was er befürchtet hatte. Höflich, aber doch entschieden wies der Bevollmächtigte Ludwigs XIV. das Frankreichs Waffenehre verletzende Ansinnen zurück. "Viel unschuldiges Blut wird die Fortsetzung dieses blutigen Krieges kosten!" schrieb Eugen daraufhin nach Wien. Und er behielt recht. Noch einmal raffte sich Ludwig XIV. zum Widerstand auf. Er beauftragte den Marschall Villars, ein französisches Heer aufzustellen. Der Marschall versammelte alle nur verfügbaren Truppen in der ersten Hälfte des Jahres 1709 an der belgischen Grenze. Villars galt als äußerst fähiger militärischer Führer. Wenn auch Großsprecherei und Habsucht seine soldatischen Eigenschaften oft verdunkelten, so gab ihm doch das Bewußtsein, daß er die letzte Armee seines Königs gegen einen fast unbezwinglichen Gegner ins Feld zu führen hatte, die Kraft, sich um die Waffenehre Frankreichs auf Leben und Tod zu schlagen.

Er verzichtete gleich zu Beginn des Feldzuges auf Vorstöße, die ihn in die Gefahr eines vorzeitigen Zusammentreffens mit dem überlegenen Gegner bringen konnten. Denn zum ersten Male war das französische Heer den

Streitkräften Eugens und Marlboroughs um Geringes unterlegen. So bezog Villars eine befestigte Stellung an der Lys und begnügte sich damit, die Verbündeten zu beobachten. Da erschien, von Ludwig XIV. gesandt, der Marschall Boufflers im französischen Hauptquartier, um ihn zur Rettung des von Eugen und Marlborough hart bedrängten Mons aufzufordern. Die beiden Feldherrn hatten ihr Heer in Stärke von ungefähr 110 000 Mann zunächst bei Courtray gesammelt, hatten durch Teile desselben erst Tournay belagern lassen und waren nach dessen Fall vor Mons gezogen. Jetzt setzte sich Villars, nachdem er noch alle irgendwie verfügbaren Kräfte an sich herangezogen hatte, in Bewegung und schien willens, dem Wunsche seines Königs folgend, eine günstige Gelegenheit zu erfassen, um sich zu schlagen.

Doch schon hatten die Verbündeten von den Bewegungen des französischen Marschalls erfahren. Sie bezogen auf den Höhen von Quaregnon und Quey eine befestigte Stellung und formierten ihre Truppen in Erwartung des Gegners. Bei den deutschen Truppen befand sich diesesmal auch der junge preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Soldatenkönig. Er war Eugen durch ein persönliches Handschreiben des Königs von Preußen empfohlen worden. Sonst zeigte das Heer der Verbündeten das nun schon gewohnte bunte Bild. An Stärke waren sie dem Heere Villars, das durch Hinzuziehung auch des letzten Batail- [96] lons auf 135 Bataillone und 257 Schwadronen gebracht worden war, trotz der größeren Nummernzahl, 170 Bataillone und 263 Schwadronen, im Gegensatz zum Feldzugsbeginn unterlegen. Was aber Eugen dieses Mal bedeutend größere Sorgen als jemals bereitete, war die Unzahl an Generalen bei den verbündeten Truppen, die sich niemals so hindernd bemerkbar gemacht hatten, als bei Beginn dieses Feldzuges. Jedes kleinste deutsche und ausländische Kontingent hatte neben den größeren Verbänden der Kaiserlichen, Preußen, Engländer und Holländer seinen Kommandierenden General. Wenn also in der Aufstellung vor diesem Kampf Kaiserliche, Spanier, Dänen, Hessen, Sachsen, Kurpfälzer, Wallonen, Holsteiner, Mecklenburger, Würzburger, Engländer, Holländer und Preußen nebeneinander standen, dann konnte man begreifen, welche wahre Sisyphusarbeit der Savoyer geleistet hatte, als er abschließend den alle Rücksichten übergehenden Befehl ausgab, daß jeder "geringere General dem höher charakterisierten zu parieren" habe. So trat Eugen mit Marlborough zum letzten und zum blutigsten Waffengang mit Frankreich an. Ein Waffengang, der nach Eugens Auffassung jetzt, da die Friedensverhandlungen gescheitert waren, nicht mehr über die Hegemonie Frankreichs über Europa entschied, sondern bei dem das Reich selber sein Schicksal für die Zukunft in die Waagschale warf. Noch einmal stieß der deutsche Aar in der Einigkeit seiner in Eugens Hand zusammengeballten Kraft drohend auf den gallischen Hahn herab.

Aber wider alles Erwarten scheint weder die Avantgarde noch das Gros des

französischen Heeres nach dem ersten Geplänkel ihrer Spitzenpatrouillen mit den deutschen und britischen Reitern Miene zu machen, sich in die Schlachtordnung für einen Angriffskampf zu entwickeln. Das steht so sehr im Widerspruch zu den Worten Villars, der noch kurz vorher gesagt hat: "Meinen Franzosen liegt es im Blute, den Feind anzugreifen!", daß Eugen beschließt, selber die Bewegungen des Gegners auszukundschaften. Dabei muß er feststellen, daß der Gegner angesichts der Stärke zwischen Quaregnon und Quey aufmarschierten verbündeten Truppen nicht nur haltgemacht hat, sondern daß er sich anschickt, sich mit allen Mitteln der gerade bei den Franzosen hervorragend ausgebildeten Befestigungskunst zu verschanzen.

Villars legt sich quer vor das Dörfchen Malplaquet mit einem Ge- [97] wirre von Verhacken und Schanzgräben, nützt geschickt das zerklüftete, von Hohlwegen, Bachläufen, Buschwerk und Wäldern zerschnittene und überzogene Gelände aus und wirft vor Weilern, mauernumgebenen Adelssitzen und weißen, aus dem Grün der Landschaft freundlich herübergrüßenden Bauernhöfen schwarze Erdwälle auf, als wolle er hier den Angriff des Gegners erwarten.

Mißmutig unter dem Eindruck, um die Voraussetzungen eines Schlachtplanes gebracht worden zu sein, reitet Eugen zu Marlborough zurück. Er muß erst hartnäckig gegen alle möglichen Bedenken der englischen Felddeputierten, die seit einiger Zeit Marlboroughs Befehlsgewalt immer unverfrorener eindämmen, ankämpfen, wie er nun von dem Engländer die Aufgabe der defensiven Stellung und das Wagnis einer Angriffsschlacht fordert.

In Marlborough ist seit den letzten Monaten eine seltsame Veränderung vorgegangen. Er ist nicht mehr der alte verläßliche Haudegen, der unverzagt mit Eugen die kühnsten Unternehmungen wagt. Schon wird es auch unter den Unterführern des verbündeten Heeres bekannt, daß in England die Partei der kriegsfeindlichen Tories immer mehr an Einfluß gewinnt und daß die Herzogin von Marlborough in ein immer kühleres Verhältnis zur englischen Königin tritt. Darum steigert sich auch täglich die unerfreuliche Einmischung der englischen Beauftragten, und da und dort nennt man schon den Namen des Kurfürsten von Hannover als Nachfolger des englischen Feldmarschalls. So muß Eugen zu allen dienstlichen Sorgen des Reichsfeldmarschalls immer wieder seinen Einfluß als unermüdlicher Mahner und vielen schon lästiger Draufgänger geltend machen, kann aber dennoch nicht mehr überall durchgreifen und verdankt es nur seiner so glücklichen Gemütsbeschaffenheit und seinem außerordentlichen Talente, daß er über all das hinwegkommen kann.

Nach langem Hin und Her stimmt endlich Marlborough Eugens Vorschlag zu.

Doch erst nach achtundvierzig Stunden, nachdem noch Verstärkungen eingetroffen sind, wird der Angriffsbefehl gegeben.

Es ist ein Morgen wie bei Höchstädt, als im Aufbrechen der Herbstnebel die tiefgegliederten Treffen der Verbündeten in all der Farbenpracht ihrer vielfachen Uniformen mit blitzenden Waffen und wehenden Bannern gegen die Franzosen heranrücken. Dem am stärksten verschanzten französischen linken Flügel im Walde von Sarte und im Wäldchen von Taières greift Eugen und unter ihm der sächsische General von der Schulenburg an. Eugen sind die Kaiserlichen, Truppen der deutschen Kleinstaaten und Dänen unterstellt. Links befiehlt Marlborough Engländer, Holländer, Hannoveraner und Preußen. Noch einmal dröhnen [98] längs der gesamten Schlachtenfront der Verbündeten die Geschützsalven auf und geben damit das Signal zum Beginn der Schlacht. Dann stürmen rechts schon Eugens Bataillone gegen den Wald von Sarte heran und links stürmen Preußen und Holländer gegen Malplaquet. Sumpf, Buschwerk, wassergefüllte Gräben und Hohlwege hemmen den Anlauf der Kaiserlichen. Doch unentwegt rücken Eugens Grenadiere als erste gegen den Forst von Sarte vor. Der starrt nicht nur als ein Wald von quergelegten Bäumen, Astwerk, spanischen Reitern und Brustwehren, sondern auch als ein Wald von Bajonetten den Angreifern entgegen. Wie auf dem Exerzierplatz gehen die braven Grenadiere das feindliche Bollwerk an. Geschickt werden alle Hindernisse des Geländes überwunden, die sumpfigen Wiesenflächen werden umgangen, und dann sind die ersten schon auf Schußweite an den Gegner heran. Aber erst als sich die Soldaten Eugens auf Pistolenschußweite den Franzosen genähert haben, schlägt ihnen eine Feuergarbe entgegen, daß hunderte unter dem furchtbaren Kugelregen fallen. Wie eine Axt, die einen Baumstamm zuerst nicht durchschlägt, sondern sein Holz zersplittert, so wirft Salve um Salve jetzt die ersten Treffen der Angreifer zwar nicht zurück, aber sie fegt sie zur Seite. Da ist Prinz Eugen, wie immer in den entscheidenden Augenblicken, schon mitten unter den Stürmenden. An Schulenburgs Seite sammelt er die Zersprengten, läßt die Glieder neuerdings schließen und rückt an der Spitze der Grenadiere heran. Noch einmal zerreißen ihm die Franzosen mit ihrem Feuer die soeben erst wieder geordneten Linien, aber beim drittenmal ist der Prinz als erster mit den Grenadieren an den Verhauen. Meterhoch sausen die Splitter der niederkrachenden Verhacke unter den Beilen der neben den Grenadieren vorstürmenden Zimmerleute der Musketierkompanien, schwarze Rauchfahnen ziehen sausend die Grenadiergranaten in die Massen der zwischen dem Buschgrün gestaffelten französischen Infanterie. Krachend klirrt die Eisenfüllung und das splitternde Glas der Handgranaten zwischen berstendem Astwerk und blutüberströmten Menschenleibern, und dann rast der Bajonettsturm des Infanterieangriffs auf die Reihen des französischen Fußvolks los, daß das ganze Waldstück von Sarte für lange nichts als der Schauplatz eines furchtbaren Nahkampfes wird, bei dem um jeden Fußbreit Bodens erbittert gerungen wird.

Mit 36 Bataillonen steht Prinz Eugen nun im Walde von Sarte in einem nach rechts ausholenden Bogen an der feindlichen Flanke. Zwei Stunden dauert der Waldkampf - im Pulverrauch und unübersichtlichen Dickicht schießen kaiserliche und Reichskontingente verschiedentlich auch aufeinander -, dann drücken Schulenburgs Grenadiere die letzten französischen Truppen aus dem Waldgebiet auf offenes Gelände zurück.

[99] "Der Prinz leitete diesen Angriff mit einer Weisheit und Geistesgegenwart, deren, man möchte sagen, nur er allein fähig ist. Er sah alles und wußte an jeder Stelle einzugreifen; kaum war ein Bataillon zurückgeworfen, als schon ein anderes an seiner Stelle erschien, während ersteres sich bereits anschickte, wieder zu kämpfen", sagt der französische Schlachtbericht später über den Waldkampf von Sarte. So ist es Eugen, dem der erste Erfolg dieses blutigen Tages glückt. Während sich Villars vor Malplaquet und im Zentrum unerschütterlich hält, biegt Eugen den linken Flügel des französischen Marschalls immer weiter zurück.

Indessen wird vor Malplaquet mit der gleichen Erbitterung wie im Wald von Sarte gerungen. Holländer und Preußen tragen dort die blutige Last des Schlachtanfanges. Schon ist es dem Prinzen von Oranien gelungen, mit der Fahne in der Hand den vordersten Erdwall zu erklimmen, da wirft eine furchtbare Lage Kartätschenfeuer die holländischen Stürme zurück. Bald decken 2000 Leichen, darunter die der Generale Sparr und Oxenstierna, die Hänge vor Malplaquet, ja schon ist es den Franzosen durch einen Ausfall gelungen, den Holländern eine Batterie wegzunehmen, da stemmen sich ihnen die preußischen Bataillone Finkensteins entgegen und gewinnen wieder Schritt um Schritt an Boden. Zuletzt greifen noch die Reiter des Erbprinzen von Hessen ein. Nun müssen die Franzosen wieder an den Ortsrand von Malplaquet zurück, so daß der Sturm der Preußen und Holländer um diesen Ort von neuem beginnt.

Es ist zwölf Uhr mittag, als Villars Eugens Truppen im Vormarsch über seine äußersten Flügelregimenter erkennt. Die Gefahr des Aufgerolltwerdens erfassend, rafft der französische Marschall 30 Bataillone zusammen und wirft sich aus dem Zentrum auf Eugens Flanke, um ihn vom eigenen Zentrum zu trennen. Doch während des erneuten schweren Kampfes, der jetzt im Wald von Taières entbrennt, ist Villars zu kühn, zu stürmisch gegen den Savoyer losgeprescht und hat selber seine eigene Verbindung mit dem französischen linken Flügel durch das Herausholen der Verbindungstruppen zwischen Zentrum und Flügel zerrissen. Während Eugen sich im Walde von Taières den Franzosen hartnäckig entgegenstemmt, holt er aus seinem rückwärtigen Treffen schon neue Bataillone heran, die, während im Walde noch mit wechselndem Glück gekämpft wird, längs des Waldrandes vorbrechen sollen, um die entstandene Lücke bei den Franzosen zu erweitern. Da wird er, mitten unter den feuernden Infanteriegliedern stehend und Dispositionen zum Stoß

in die feindliche Lücke gebend, am Kopfe verwundet. Die herbeistürzenden Offiziere und Soldaten, die ihn stützen und verbinden wollen, weist er mit harten Worten zurück. "Wenn ich bestimmt bin, hier [100] zu sterben, ist der Verband unnütz; wenn aber nicht, so hat es auch noch abends Zeit genug dazu!" sagt er kurz und begibt sich nun sofort zu den Truppen, die vorbrechen sollen. Und das Wagnis gelingt. Von Eugen geführt, reißen die vorgehenden Bataillone am Walde von Taières die französische Front auseinander. Als Villars in diesem entscheidenden Augenblick durch einen Knieschuß verwundet wird, ist das Schicksal des Tages eigentlich schon besiegelt. Wohl übernimmt der "Löwe von Lille", Boufflers, jetzt den Oberbefehl über die französischen Truppen, und es gelingt ihm auch, durch einen todesmutigen Reiterangriff die im Zentrum bereits vorbrechende kaiserliche, preußische, hannoversche und holländische Kavallerie zu werfen, da taucht Eugen zum dritten Male an diesem Tage in der vordersten Linie auf. Einen Regimentshornisten an seiner Seite, läßt er ununterbrochen zum Sammeln und zur Neuformierung der zurückpreschenden Schwadronen blasen. Als diese Signale unablässig mahnend, dann fordernd und befehlend das Kampfgetöse durchgellen, als sie, von kaiserlichen, preußischen und britischen Trompeten aufgenommen, zuletzt über das ganze Schlachtfeld dahinschmettern, da dröhnt der Boden plötzlich wider vom Galopp der Schwadronen. 18 Reiterregimenter sammeln sich neuerdings im Geschützqualm und Pulverrauch, und auf einmal brandet es mit brausendem "Vivat, Eugenius!" gegen Boufflers Reitermassen heran, jagt sie zurück, und jetzt ist auch das französische Fußvolk nicht mehr zu halten. Im Zentrum zusammengeritten, am linken Flügel umzingelt, bricht die französische Schlachtfront zusammen. Noch halten sich die tapferen Reste des rechten Franzosenflügels in Malplaquet. Doch nun gelingt es endlich dem Prinzen von Oranien, mit seinen Holländern den brennenden Ort zu erstürmen. Es ist erst drei Uhr, als Boufflers zum allgemeinen Rückzug blasen läßt. Geschlagen, aber in guter Ordnung verläßt das französische Heer das Schlachtfeld von Malplaquet. Es hat sich ehrenvoll und mit so großer Tapferkeit geschlagen, daß die eigenen Verluste die Verbündeten zwingen, von jeder weiteren Verfolgung abzustehen. Fast 23 000 Mann an Toten und Verwundeten der Verbündeten bedecken das Schlachtfeld. Die holländische Garde hat allein 1200 Mann vor Malplaquet verloren. Dort wo sie gefallen sind, türmen sich die Leichen zu so furchtbaren Haufen, daß die obersten in gleicher Höhe mit den französischen Brustwehren liegen. Auch sonst ist das Schlachtfeld, vor allem in den Wäldern von Sarte und Taières, mit Toten übersät. "Wir hoffen, daß Eugen und Marlborough mit uns zufrieden waren!" sagen französische Offiziere nach dieser Schlacht. Auch die Franzosen haben 11 000 Mann zu beklagen. So wird Malplaquet zum blutigsten Tag aller Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges. Er hinterläßt eine [101] Walstatt, auf der nach der Voraussage Prinz Eugens Ströme von Blut geflossen sind und die dennoch, weil man auf den gleichen Eugen nicht gehört hat, für die deutsche Sache bereits umsonst geflossen sind.

Ruhm und Tragik

Noch war der Kanonendonner von Malplaquet kaum verhallt, als sich an den Höfen verschiedener, dem Kaiser verbündeter innerdeutscher und ausländischer Staaten Anzeichen bemerkbar machten, die Prinz Eugens trübe Ahnungen nach den gescheiterten Friedensverhandlungen im Haag dahin bestärkten, daß die große heroische Epoche des gesamtdeutschen Einsatzes gegen die französische Bedrohung des Reiches im Westen, Süden und gegen die Verbündeten im Südosten ihr Ende gefunden hatte. Wohl sollten für das kaiserliche Heer und die Truppen mancher, Österreich weiterhin verbündet bleibender deutscher Staaten noch Tage glorreichsten Waffenruhmes anbrechen. Aber jenes Band, das nicht zuletzt der Name Eugen von Savoyen um die deutschen Heere geschlungen hatte, begann sich mehr und mehr zu lockern, bis zuletzt nur mehr die erprobtesten Waffengefährten bei den Fahnen des Savoyers standen.

Der Sonnenkönig hatte, noch während die preußischen Truppen bei Malplaquet mit vorbildlicher Tapferkeit fochten, bereits in Berlin vorsichtig wegen eines Sonderfriedens vorfühlen lassen. Als dann nach der Schlacht bei Malplaquet das Schicksal Frankreichs endgültig besiegelt schien, war diese Fühlungnahme durch weitgehende Sonderangebote ergänzt worden. Doch da zerschlug der Dessauer brüsk das feine Spinnengewebe der das Reichsinteresse unterbindenden Diplomaten. Er schrieb an Prinz Eugen, der gerade in Wien weilte und bat ihn, unverzüglich zu kommen und durch sein Erscheinen alle weiteren Verhandlungen mit den Bevollmächtigten Ludwigs XIV. zu vereiteln. Eugen kam und setzte bei dem ohnehin der Reichssache treu ergebenen Friedrich I. die weitere Teilnahme Preußens an dem Feldzuge gegen Frankreich durch. Nun wandte sich Ludwig XIV. an die Holländer. Wie er ganz richtig herausgefühlt hatte, fand er bei den Generalstaaten, denen vor allem die fürchterlichen Verluste der holländischen Truppen in die Knochen gefahren waren, ein bedeutend geneigteres Ohr als in Preußen. So begannen zuerst in Gertruidenburg Friedensverhandlungen, während Eugen selber den Krieg noch mit aller Entschiedenheit weiterzuführen versuchte. Aber nun zeigte es sich, daß auch die Feldherren, die jetzt am westlichen Kriegsschauplatz befehligten, nicht mehr Führerpersönlichkeiten nach dem [102] Wunsche des Reichsfeldmarschalls waren. Den Kurfürsten von Hannover, der die Reichsarmee befehligen sollte, lehnte Eugen brüsk als "Phantom eines Fürsten, der den Krieg nicht verstehe", ab. Doch auch der Feldmarschall Graf Gronsfeld, der nunmehr das Oberkommando über die

Reichsarmee erhielt, war ebenfalls nicht ein Mann nach Eugens Geschmack. So war es nicht zu verwundern, daß man dem Prinzen schließlich zuzumuten versuchte, abwechselnd einmal in den Niederlanden, dann bei der Reichsarme und möglicherweise auch noch in Südfrankreich, wo eine Niederlage des Feldmarschalleutnants Mercy Daun zum Rückzug von Lyon gezwungen hatte, die Leitung zu übernehmen. Dieses Ansinnen veranlaßte Eugen schließlich zu den berühmten Worten: "Ich muß wiederholen, daß ich unmöglich wie ein Postillon in Europa herumlaufen, heute eine Armee übernehmen, bei derselben alles disponieren und sie morgen wieder einem anderen übergeben kann!"

So kam der Feldzug seit dem Jahre 1710 nicht mehr in den von Eugen gewünschten Schwung. Auch in England hatte der Sturz der Whigs die gefürchtete Ausschaltung der Partei Marlboroughs gebracht. Bald konnte es nur mehr eine Frage der Zeit sein, da Marlborough abberufen und ein anderer englischer General das Oberkommando in Belgien und in den Niederlanden übernehmen würde. Zu gleicher Zeit begannen die Franzosen bereits geschickt neben den laufenden Verhandlungen in Gertruidenburg ihren Einfluß auf die zum Frieden geneigte Partei der Tories geltend zu machen. Trotzdem trug Eugen in zäher Verfolgung seines Planes die kaiserlichen Fahnen immer weiter nach Frankreich hinein. Er eroberte Douay, nahm Bethune, Aire und Saint-Vernant. Als auch Starhemberg in Spanien den Franzosen bei Salamanca eine vernichtende Niederlage beibrachte und Karl III. in Madrid einzog, schien es, als ob die Waffen den schleichenden Friedensverhandlungen noch einmal eine ausschlaggebende Wendung geben sollten.

Selbst Ludwig XIV. gab jetzt endgültig nach. Er bot das Elsaß, Straßburg, war bereit, Spanien und die Kolonien dem Hause Habsburg zu überlassen und machte sich auch erbötig, für die Vertreibung seines Enkels aus Spanien Geld zur Verfügung zu stellen. Da starb plötzlich der Kaiser, ohne Kinder zu hinterlassen. Mit den Tode Josefs war eine der größten Hoffnungen aller reichsbewußten Männer in Deutschland dahingegangen. Keiner empfand das schmerzlicher als Prinz Eugen. Trotzdem setzte er sich sofort für die Krönung Karl III. von Spanien zum deutschen Kaiser als Karl VI. ein, der als einziger Erbe des Hauses Habsburg für die Nachfolge in Frage kam. Was ihn zum energischen Vorwärtstreiben dieser Kaiserkrönung zwang, war der Gedanke, daß er die Reichsgewalt um keinen Preis in der augenblicklichen [103-104=Illustrationen] [105] Lage den Einflüssen in- und ausländischer Interesseneinwirkungen ausgeliefert wissen wollte. Aber schon bei den Vorbereitungen zur Kaiserwahl wurde Eugen gewahr, daß der Habsburger Karl ein Spanier und kein deutscher Fürst im Sinne eines Josef I. war. Der Reichsfeldmarschall mußte immer wieder energisch mahnen, bis Karl endlich sein geliebtes Spanien verließ und nach Deutschland kam. Doch schon zeigte es sich, wie notwendig Eugens Mahnungen, die Reichsgewalt auch

nicht einen Augenblick treiben zu lassen, gewesen waren. Sofort mit dem Tode Josefs trat jene Veränderung in der außenpolitischen Lage ein, die für das Reich nicht nur den Verlust zweier ausländischer Bundesgenossen auf Kosten der Hausmachtsinteressen Habsburg brachte, sondern die in ihren Auswirkungen auf die innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands dem Reiche auch die weitere Mithilfe wertvollen deutschen Soldatentums kostete. Die Verlagerung der Welt- und europäischen Macht, die durch die im Dezember 1711 erfolgte Krönung Karl von Spanien zum deutschen Kaiser Habsburg wiederum in den Besitz jenes Reiches zu bringen schien, in dem die Sonne nicht unterging, zerstörte jene, stets nach dem Belieben der Seemächte abgewandelte Auffassung vom europäischen Gleichgewicht, um deretwillen England und Holland gegen Frankreichs drohende Hegemonie in Europa und in der Welt ins Feld gezogen waren. Sofort als die deutsche Erbfolge Karls gesichert war, knüpfte England weitere Besprechungen an die Gertruidenburger Verhandlungen an, ja brach jetzt plötzlich auch noch seine Beziehungen mit Wien ab und suchte nun auch auf Holland ausschlaggebend zu drücken. Vergeblich reiste Eugen daraufhin nach London. Das einzige, was ihm gelang, war, daß er die Holländer im Haag noch einmal zum Einhalten der beschworenen Verträge brachte. In London aber wurde er besonders jetzt, da Marlborough endgültig abberufen, ja sogar von seinen Feinden der Unterschlagung von Staatsgeldern bezichtigt worden war, zwar großartig gefeiert und mit allen erdenklichen Ehrungen bedacht, aber man bedeutete ihm, daß die eingeleiteten Friedensverhandlungen nach englischer Auffassung die einzige Möglichkeit boten, durch einen annehmbaren Vertrag mit Frankreich das notwendige Gleichgewicht zwischen den Großmächten zu erhalten. Als Eugen dann noch erfuhr, daß in Spanien englische Generale Guido von Starhemberg bereits den Gehorsam verweigerten, reiste er ab.

Unaufhaltsam kam die Stunde heran, da er erkennen mußte, daß all sein Planen und Schaffen um die große Neuaufrichtung des Reiches an den Gegensätzen zerbrach, die sich durch die Verkoppelung der habsburgischen Hausmacht mit den deutschen und spanischen Besitzungen zwischen Wien, London und dem Haag aufgetürmt hatten.

[106] Mitten während des nun erfolgenden neuerlichen Vormarsches Eugens auf das Heer Villars, das der Reichsfeldmarschall bereits zu umzingeln drohte, verweigerte der Nachfolger Marlboroughs, der Herzog von Ormond, Eugen den weiteren Beistand der englischen Truppen. Bis zum Äußersten aufgebracht, nannte der Savoyer das offenen Verrat und hielt dem Engländer vor, daß er ihn durch sein Verhalten, dem er zu Beginn des neuen Feldzuges noch einen durchaus bündnistreuen Anstrich gegeben hatte, in eine höchst gefährliche Lage hineinmanövriert habe. Aber Ormond war schon während der Aufmarschgefechte im geheimen mit den Franzosen in Verbindung getreten und hatte sie auf Grund der zwischen Frankreich und England inzwischen zu Utrecht geführten Besprechungen wissen lassen, daß sie von

seiten der englischen Truppen nicht mehr viel zu befürchten hätten. Jetzt deckte er brutal seine Karten auf und stellte Eugen vor die Wahl, entweder zurückzugehen, oder allein den Feldzug weiterzuführen. Da nahm Eugen den Kampf ohne die Engländer auf. Noch standen die Holländer zu ihm, und auch die deutschen Generale blieben bei ihm. Er eroberte Quesnoi und schickte seine Schwadronen noch einmal tief nach Frankreich hinein. Doch ehe er Villars von neuem stellen und ihn zu einer letzten Schlacht zwingen konnte, forderte Ormond jetzt auch von den deutschen Generalen, deren Truppen im englischen Solde standen, Eugen jede weitere Gefolgschaft zu verweigern. Da stieß er auf entschlossenen Widerstand. Empört lehnten sich die deutschen Generale gegen eine solche Zumutung auf. Der General von Bülow ließ den Engländer wissen, daß seine Hannoveraner nicht um des Soldes wegen, sondern der Ehre halber im Felde stünden. Fürst Leopold von Dessau wies darauf hin, daß ein preußischer General der Sache seines Königs und damit der des Reichsfeldmarschalls diene, und auch der Erbprinz von Hessen-Kassel erklärte, er würde seine Hessen weiter gegen die Franzosen führen. Auch die Sachsen und Dänen wiesen brüsk das Ansinnen Ormonds zurück. Nur die Holsteiner gingen zu ihm über. Eugen ließ sie ziehen.

So verhütete die Treue deutscher Soldaten das Schlimmste. Doch schon bald machte sich der Druck des englischen Kabinetts, das bisher die Mittel für die Kriegskosten der kleineren deutschen Staaten vorgestreckt hatte, immer empfindlicher fühlbar. Der Sold blieb aus. Auch die Holländer mußten sich nun endlich doch den englischen Forderungen beugen, und dann kam der Tag, da auch die deutschen Fürsten ihre Truppen zurückzurufen begannen. Vergeblich mahnte, forderte und bat Prinz Eugen zuletzt in unzähligen Briefen an jeden einzelnen der deutschen Fürsten, aus der Frage der Hausmachtsstellung Habsburgs, deren endgültige Lösung doch nur den Friedensverhandlungen zwischen Wien [107] und Paris vorbehalten bleiben mochte, keine ungünstige militärische Lage für das Reich zu schaffen. Als selbst auch Preußen trotz der guten deutschen Gesinnung seines Königs dem Zwang der Verhältnisse nachgeben mußte, stand Eugen mit den kaiserlichen Soldaten auf dem französisch-belgischen Kriegsschauplatz eines Tages allein und hatte mit einer zusammengeschmolzenen Truppenmacht die Last des Kampfes zu tragen. Da schaltete der Frieden von Utrecht am 11. April 1713 überhaupt jede weitere Möglichkeit, die Bundesgenossen noch einmal zum Kampf zu bewegen, aus. England, Holland, Savoyen und später auch Preußen schlossen mit Frankreich und dem durch Philipp V. vertretenen Spanien einen Vertrag, wonach Ludwigs XIV. Enkel Spanien und die Kolonien behalten sollte und man Österreich Mailand, Sardinien, Neapel und die spanischen Niederlande anbot.

Jetzt war es der Savoyer, der den Kaiser von der Fortsetzung des Kriegs abriet. Immer in erster Linie auf die Sicherung der Reichsgrenzen bedacht,

stellte er dem Kaiser vor, daß die Belassung der spanischen Niederlande an das Haus Habsburg zugleich mit der Wiederkehr des Elsaß, das er Frankreich doch noch im Wege von ihm selbst geführten Verhandlungen abzugewinnen hoffte, zwei Bollwerke darstellen würden, die das Reich vor jeder künftigen Bedrohung durch Frankreich zu schützen vermochten. Aber Karl VI. wollte nicht auf Spanien verzichten. So wurde Eugen gegen seinen Willen gezwungen, mit schwachen Kräften und der durch die schlechte Befehlsführung der letzten Jahre wieder völlig heruntergekommenen Reichsarmee den Krieg während des Sommers 1713 weiterzuführen. Nun schien es, als wäre mit dem Zusammenbruch all seiner großen Pläne um Deutschland auch der kühne Geist des großen Savoyers müde geworden. Wohl stemmte er sich mit aller Kraft gegen das durch neue Kräfte verstärkte Heer Villars und vermochte auch die Grenze des Reiches gegen einen französischen Einbruch zu schützen. Aber infolge des schlechten Zustandes seiner Truppen konnte er weder den Verlust Landaus noch den Fall Freiburgs verhindern. Endlich gab Karl VI. Eugens immer wieder vorgebrachten Mahnungen, jetzt noch Frieden zu machen, solange für das Reich eine Möglichkeit einer Erhaltung der noch in seiner Hand befindlichen Positionen bestand, nach, und so kam es zu jener berühmt gewordenen Zusammenkunft Villars und Eugens bei Rastatt, wo zwei Soldaten, die sich gegenseitig sehr achteten, einen Frieden abschlossen, der außer der Bestätigung des Utrechter Vertrages noch den Kurfürsten von Bayern und Köln die Rückkehr in ihre Länder ermöglichte. Mit den bitteren Worten, "man hat mich dazu ausersehen, auf die Sünden der Seemächte im Namen meines Souveräns das Siegel aufzudrücken", setzte [108] Eugen seinen Namenszug unter den Vertrag. Damit fand ein Ringen seinen Abschluß, in dessen Verlauf, dank der Waffentaten der Soldaten aller deutschen Gaue, unter der genialen Führung Eugens das Reich herrlich und kraftvoll neu zu erstehen schien. Die Tragik deutschen Schicksals, im Interessenzwiespalt deutscher Fürstenhäuser begründet, ließ damals den von den Soldaten geschaffenen Bau nicht vollenden. Wir, die wir heute das unermeßliche Glück haben, alle glückhaften und tragischen Wendepunkte des deutschen Geschickes nur unter dem Gesichtspunkt betrachten zu können, daß die oft schicksalsschweren Auseinandersetzungen zwischen den Mächten, die in und außerhalb Deutschlands ihren Machtanspruch um die Reichsgestaltung geltend machten, nichts anderes als zwangsläufige Wegbereiter der Großdeutschen Einigung durch Adolf Hitler waren, vermögen aber gerade mit tiefer Ergriffenheit jene Tragik zu ermessen, die einen Prinzen Eugen, der so Großes um Deutschland gewollt hatte, in jenen Tagen von Rastatt umgab.

In den Friedensjahren, die nun dem Vertrage von Rastatt folgten, wandte Prinz Eugen seine ganze Arbeitskraft dem weiteren Ausbau der seit der Jahrhundertwende begonnenen Umorganisation des kaiserlichen Heeres zu. Aus den Beständen der aus Spanien zurückkehrenden Regimenter wurden neue Truppenkörper geschaffen, so daß sich der Bestand der Fußtruppen

jetzt schon der beim Tode Eugens erreichten Zahl von 52 Infanterieregimentern außer den Grenztruppen näherte. Die Kavallerie wurde auf eine Stärke von 18 Kürassier-, 14 Dragoner- und 8 Husarenregimentern gebracht, und auch die Artillerie erlebte unter dem bekanntesten Nachfolger des "braven Constablers" Börner, Wirich Graf Daun, eine bedeutsame Neuorganisation. Im Jahre 1716 wurde von Prinz Eugen ein Mineurkorps geschaffen, das als der eigentliche Stamm der österreichischen technischen Truppen gelten kann. Auch mit dem Bau einer ersten Donauflotte wurde damals begonnen, die schon bald darauf im Jahre 1717 bei der Belagerung Belgrads wertvolle Dienste tat. Besondere Aufmerksamkeit widmete Prinz Eugen dann auch der einheitlichen Ordnung der Verpflegs- und Soldverhältnisse des Heeres, so daß zum ersten Male für das Heer ein laufender höhere Betrag zur Verfügung stand. Auch die Schaffung eines Generalkriegskommissariates, die Errichtung erster staatlicher Militärschulen für die Heranbildung von Offizieren, ja die Gründung höherer Unterrichtsschulen für die Spezialwaffen und einer ersten Akademie für die Kriegsbaukunst waren das Verdienst Prinz Eugens.

So gestalteten sich die Friedensjahre bis zum Beginn des neuen Feldzuges mit der Türkei zu einer kurzen Epoche eines grundlegenden Aufbauwerkes des kaiserlichen Heeres. Diese Armee Österreichs wurde [109] aber in den auf die drei Friedensjahre nach Rastatt folgenden Feldzügen gegen die Türkei und gegen Spanien und zuletzt in dem Feldzuge gegen Frankreich um die polnische Krone fast ausschließlich im Interesse der habsburgischen Hauspolitik aufgesogen. Für die Geschichte des deutschen Soldatentums der Ostmark in seinem Einsatz um das Reich wurden diese Kriege nur deshalb bedeutsam, weil der erste von ihnen für Prinz Eugen neue und dieses Mal die größten Lorbeeren seiner militärischen Laufbahn und eine weitgehende Erschließung des Südostraumes durch deutsche Siedler brachte, dann, weil im Kriege gegen Spanien die österreichischen Heere eine Reihe bedeutsamer Siege erfochten und schließlich, weil im letzten Feldzug Prinz Eugens gegen Frankreich das große militärische Genie des Reichsfeldmarschalls einen tragischen, durch das hohe Alter bedingten Abschluß fand.

Zum ersten Male konnte Prinz Eugen im Frühjahr 1716, als Österreich auf Grund seiner Bündnisverpflichtungen gegenüber dem von den Türken angegriffenen Venedig in einen neuen Krieg gegen die Pforte eintrat, dem Kaiser die Bereitschaft eines vollgerüsteten Heeres melden. Mit 65 000 Mann griff er das türkische Heer, das sich vor Peterwardein in Stärke von 200 000 Mann gesammelt hatte, an. Am Morgen des 5. August ging das kaiserliche Heer in drei Treffen gegliedert gegen die türkischen Stellungen vor. Ein gewaltiger Vorstoß der nach der alten Taktik Montecuccolis in geschlossenen Massen ausreitenden Reiterei vollendete den Erfolg des Tages. Mit der Erbeutung von 172 Geschützen, des gesamten türkischen Lagers und der

Gefangennahme der wenig noch übriggebliebenen Anhänger Rakoczys, die nach der völligen Unterwerfung des letzten ungarischen Rebellenheeres bei Maystein im Jahre 1711 in türkische Dienste übergetreten waren, wurde Prinz Eugen der Sieger von Peterwardein.

Noch bedeutsamer und sein größter Sieg wurde die Schlacht und Erstürmung von Belgrad. Knapp ein Jahr nach der Schlacht von Peterwardein versammelte Eugen 61 Bataillone und 176 Schwadronen zwischen der Save und Donau. Mit dieser Heeresmacht wurde Belgrad von der Landseite vollkommen eingeschlossen und über beide Flüsse Brücken geschlagen, die durch die Befestigungslinien des kaiserlichen Lagers gedeckt wurden. Die Festung selbst wurde von 30 000 Mann auserlesener türkischer Truppen unter dem Befehl des tapferen Mustapha Pascha verteidigt. Da erschien unerwartet ein großes türkisches Heer von 200 000 Mann unter Führung des Großwesirs, das bisher an der siebenbürgischen Grenze gestanden hatte. Nun wurde die Lage des kaiserlichen Heeres, das sich plötzlich zwischen zwei Flüssen und zwei Gegnern eingeklemmt sah, bedrohlich. Da beschloß Prinz Eugen kühn [110] den Angriff auf das Heer des Großwesirs, ehe dieser Anstalten zu einer Schlacht machte. Nach einem Kriegsrat,der am 15. August 1717 stattfand, wurden alle Vorbereitungen für die Ausführung des gesamten Angriffes getroffen. 7 Regimenter Kavallerie, 8 Infanteriebataillone und 4 Grenadierkompanien unter den Generalen Graf Browne und Viard blieben zum Schein als Belagerungskorps zurück. Alle übrigen Streitkräfte wurden für den Kampf mit der Hauptmacht des türkischen Heeres herangezogen. In zwei Treffen formiert, die Infanterie im Zentrum, die Reiterregimenter am Flügel und 15 Bataillone als Reserve, so begann um ein Uhr nachts unter dem Schutz des Nebels die Vorrückung gegen den Feind. Eine Reihe bedeutsamer deutscher Generale führten dieses Mal die einzelnen Truppenverbände an. Die Reiterei wurde von Feldmarschall Johann Graf Palffy kommandiert, unter dem vor allem einer der ersten Husarengenerale der Kriegsgeschichte, Baron Ladislaus Eberging, hervortrat. Die Infanterie befehligten der Feldmarschall Alexander von Württemberg, wieder ein Starhemberg, Graf Maximilian, und dann die Generale Graf Harrach, Ferdinand Prinz von Bevern (Braunschweig-Wolfenbüttel) und Friedrich Heinrich von Seckendorf.

Mitten während des Vormarschierens in der Dunkelheit der Nacht kamen die Schwadronen von der anbefohlenen Richtung ab und stießen unerwartet auf im Bau befindliche türkische Schanzen. Dadurch wurde der Feind alarmiert. So kam es am rechten Flügel vorzeitig zu einem schweren Kampfe. Obwohl die Österreicher trotz der Dunkelheit Schritt um Schritt an Boden gewannen, wurde gerade infolge der Finsternis der Zusammenhang der Verbände gelockert, und plötzlich waren Teile des rechten Flügels und des Zentrums so weit vorgedrungen, daß inmitten der kaiserlichen Schlachtordnung eine gefährliche Lücke klaffte.

Es war acht Uhr morgens, als Prinz Eugen im Aufsteigen der Nebelschwaden die Gefährlichkeit seiner Lage erkannte. Sofort führte er das als Reserve dienende zweite Treffen des Prinzen von Bevern nach vorn. Aber auch die Türken, rasch ihres Vorteils gewahr, warfen sich mit aller Gewalt auf die heranrückenden österreichischen Reserven. Da ritt Eugen auch in dieser Schlacht an der Spitze seiner kaiserlichen Reiter in einem großangelegten Flankenangriff gegen die Türken an und sprengte ihre Treffen auseinander. Sofort wurde die österreichische Schlachtlinie wieder geschlossen, und der Generalsturm in breiter Front auf der ganzen Linie fortgesetzt. Zehn Grenadierkompanien im Zentrum erstürmten unter klingendem Spiel, ohne einen Schuß abzufeuern, die türkische Hauptstellung mit allen Batterien. Um neun Uhr morgens be- [111] fanden sich sämtliche Bataillone Eugens auf den das türkische Lager beherrschenden Höhen.

[103] Prinz Eugen an der Spitze seiner Reiter bei Belgrad.
Nach einer Zeichnung von Wilhelm Camphausen. (Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Wie einst der Lothringer bei seinem entscheidenden Schwenkungsmarsch in der Schlacht vor Wien am türkischen Lager vorbeizog, so ließ Eugen auch jetzt seine Truppen nicht in das gewaltige Türkenlager einrücken, sondern blieb, einen Gegenangriff befürchtend, auf den eroberten Höhen stehen. Erst als er zu seinem Erstaunen gewahr wurde, daß der Gegner das Lager fluchtartig räumte und sich gegen Südosten zurückzog, befahl er Husaren und Dragonern, den Feind zu verfolgen. Das Lager, in das er nun einzog, bot eine schier unermeßliche Beute. Die Türken hatten 200 Geschütze und 20 000 Mann an Gefallenen und Verwundeten verloren. Das kaiserliche Heer büßte 1500 Tote und 3500 Verwundete ein. Auch Prinz Eugen war wieder

verletzt worden. Aber schon wenige Tage später wurden durch die Kapitulation von Belgrad Verluste und Wunden wettgemacht. Am 28. August 1717 mußte sich die Festung mit 600 Geschützen, gewaltigen Munitionsvorräten und der ganzen türkischen Donauflotille ergeben. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Den Tag von Belgrad aber hat jener unbekannte bayrische Trompeter aus einem der kaiserlichen Reiterregimenter unsterblich gemacht, der mit den von ihm gedichteten Strophen vom "Prinz Eugenius, dem edlen Ritter" die Erinnerung an den Reichsfeldmarschall in das ganze deutsche Volk getragen hat.

Nach Belgrad fiel ein großer Teil Bosniens und fast die ganze Walachei in die Hände der Österreicher. In dem Frieden von Passarowitz, durch den der Kaiser den Krieg mit der Türkei abbrechen mußte, weil Spanien die habsburgischen Besitzungen in Italien angriff, erreichte der habsburgisch-österreichische Kaiserstaat seine größte Ausdehnung. Auch hier war es Prinz Eugen, der als Führer der deutschen Partei am Wiener Hofe gegenüber der um den Kaiser versammelten spanischen Partei für die planmäßige Besiedlung und Erschließung des Südostraumes durch deutsche Bauern aus allen Gebieten des Reiches eintrat.

Der dem siegreichen Waffengang gegen die Türkei nun folgende Krieg gegen Spanien wurde rasch und energisch durch das von Eugen wohlausgerüstete kaiserliche Heer beendet. In rascher Folge wurden Messina, Malta, Griffone und Castelazzo den Spaniern entrissen. Als es dann im Sommer 1720 zum Abkommen von Cambray mit Spanien kam, behielt das Haus Habsburg die im Utrechter Frieden ihm zugestandenen italienischen Besitzungen, trat aber das schwer zu verteidigende Sardinien als Zahlung für die von dem Herzog Amadeus von Savoyen geleistete Bündnishilfe an Piemont ab.

[112] Prinz Eugen stand in diesen Jahren bereits in hohem Alter. Aber noch immer arbeitete er mit zähem Eifer am Ausbau des Heeres. Seine niemals rastende Tätigkeit wurde jedoch keineswegs von den Aufgaben des Reichsfeldmarschalls und Hofkriegsratspräsidenten begrenzt. Immer wieder traten neben den Gaben des großen militärischen Organisators auch seine bedeutenden Fähigkeiten als Staatsmann zutage. In seinem herrlichen Palais in der Himmelpfortgasse und in dem nach seinen Angaben später errichteten Prunkbau des Belvedere hatte er stets einen Kreis von Männern um sich versammelt, denen gerade aus Anlaß der bitteren Erfahrungen des Jahres 1713 die endliche Schaffung eines von starker Hand geführten Reiches Ziel und Aufgabe war. Der bedeutsame Vertreter dieser Richtung an Eugens Seite war Leibnitz, der zusammen mit Eugen sogar den Plan entwarf, durch die Schaffung einer einheitlichen deutschen Nationalkirche der unseligen konfessionellen Spaltung des deutschen Volkes ein Ende zu setzen. Kein Wunder, daß Eugen als geistiges Oberhaupt solcher Gedankengänge in

einen scharfen Gegensatz zu der um den Kaiser versammelten spanischen Hofkamerilla kam. Wie allen verdienten Männern um Habsburg, blieb auch einem Prinzen Eugen von Savoyen in jenen Tagen nicht die Bitternis einer an Undank grenzenden kühlen Haltung des Hofes erspart. Bis das Intrigantentum spanischer Höflinge sogar das Märchen einer Verschwörung Eugens gegen den Kaiser erfand. Da brach der alte Feuergeist noch einmal in dem Savoyer durch. Er ging zum Kaiser und zerstörte in einer schonungslosen Aussprache mit der Majestät das niedrige Machwerk landfremder Intriganten.

Doch auch in der Auffassung der weiteren Verankerung des habsburgischen Erbes im Reich und den außerdeutschen Besitzungen des Hauses Habsburg gingen die Ansichten Eugens und des Kaisers auseinander. Immer von den gleichen Gedanken beseelt, in einer möglichst gefestigten Stellung des kaiserlichen Hauses im deutschen Raume auch eine starke Vertretung des Reiches nach außen zu sehen, stemmte er sich gegen den Plan, die Erfolge Habsburgs durch die papierne Bestätigung der "Pragmatischen Sanktion", die der einzigen Tochter Karls, Maria Theresia, die Erbfolge sichern sollte, vom guten Willen anderer Fürstenhöfe abhängig zu machen. Immer wieder trat er vor den Kaiser und schlug ihm die Verehelichung Maria Theresias mit dem bayrischen Thronfolger vor. Auch für ein Bündnis Österreichs mit Preußen und mit dem immer mehr in den Vordergrund des europäischen Kräftespiels tretenden Rußland setzte er sich verschiedentlich ein. Am bekanntesten aber wurde sein Wort, das er prophetisch nach der Bestätigung der Pragmatischen Sanktion durch die europäischen Fürstenhöfe ausgerufen hatte: [113] "Ein gefüllter Schatz und eine schlagfertige Armee sind die beste pragmatische Sanktion!"

Diese Pragmatische Sanktion, die genau wie es Eugen vorausgesagt hatte, bereits in den folgenden Jahrzehnten eine Quelle des Unheils für das Haus Habsburg und die Ursache eines langjährigen blutigen Opferganges besten deutschen Soldatentums werden sollte, war es auch, die das Ende der Soldatenlaufbahn des größten deutschen Feldherrn der vorfriderizianischen Zeit mit einer düsteren Tragik umschattete.

August II. von Sachsen, König von Polen, war Anfang Februar 1733 gestorben. Da schien auf Betreiben Frankreichs die Nachfolge auf den polnischen Thron nicht an August III. von Sachsen, sondern auf den Schwiegervater des neuen französischen Königs Ludwig XV., Stanislaus Leszcynski, zu fallen. Nun war vor allem Rußland, das hier zum ersten Male seine Stimme gegen diese Wahl gewichtig in die Waagschale warf. Aber auch der Kaiser trat entschieden gegen die Thronfolge Stanislaus Leszcynskis auf. August III. von Sachsen hatte die Pragmatische Sanktion garantiert. Dieser Umstand erschien dem Kaiser gewichtig genug, um sich in die Angelegenheiten der polnischen Königswahl einzumischen. Als dann auf den

Einspruch der beiden Mächte die Stellung Leszcynskis unhaltbar wurde, war es Österreich, das in einem höchst überflüssigen Streit mit Frankreich die Folgen der innerpolnischen Auseinandersetzung ausbaden mußte. Frankreich erklärte im Bunde mit Spanien und Sardinien dem Kaiser den Krieg. So kam es zu jenem letzten Waffengang Prinz Eugens, in dem der bereits siebzigjährige Reichsfeldmarschall den Oberbefehl am Rhein übernehmen mußte.

Vergeblich sah sich Österreich noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten nach starken Bundesgenossen um. Außer Rußland, das aber vorläufig noch keine militärischen Kräfte zur Verfügung stellen konnte, war es nur Preußen, dessen König auf ein französisches Bündnisansuchen geantwortet hatte, "wer ihm zumute, es mit Franzosen gegen den Kaiser zu halten, sei ein Hundfott, und wenn er auch ein gekröntes Haupt sei", das ein ansehnliches Truppenaufgebot beistellte. In seinen Reihen stand auch der junge Kronprinz Friedrich. Die Eindrücke, die der preußische Kronprinz während dieses Feldzuges von der Vergänglichkeit menschlicher Größe und der immer mehr ermüdenden Tatkraft des einmal so kühnen Prinzen Eugen gewinnen sollte, hat der große König Preußens dann in späteren Jahren auch auf dem Höhepunkt seines Ruhmes niemals vergessen.

[104] Der große Lehrmeister und sein größter Schüler.
Prinz Eugen und Kronprinz Friedrich von Preußen bei Philippsburg.
Nach einem Gemälde von Wilhelm Camphausen. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin W 35)

Der Feldzug, der nun begann, stand von allem Anfang an unter dem Zeichen einer abwartenden und auf die Verteidigung eingestellten Tak- [114] tik. Prinz Eugen, dessen beste kaiserliche Truppen unter Dauns, Württembergs und später Mercys Führung in Italien standen, konnte sich nur auf das preußische Kontingent und auf die von ihm niemals besonders hoch eingeschätzten Reichstruppen stützen. Wenn es im Verlaufe der Kämpfe auch zu keiner Niederlage der deutschen Truppen kam, so zeigte die diesmalige Kriegführung, daß hohes Alter Prinz Eugen zu der gleichen Bedächtigkeit zwang, die er selber einst an dem Markgrafen Ludwig von Baden so sehr bemängelt hatte.

Der siebzigjährige, von den vielen Verwundungen geschwächte Körper und die fünfzigjährige militärische Laufbahn, die alle Kräfte des großen Mannes in übermäßiger Weise angespannt hatte, ließen den einst so tatkräftigen Geist Eugens immer sichtlicher erlahmen. So kam es, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden unzureichenden Kräften den Fall der Festung Philippsburg nicht mehr zu hindern vermochte. Als dann auch die Lage in Italien vor Mailand und Mantua die Aussichten für einen Erfolg der Waffen bedeutend verringerte, war er es, der in den Kaiser drang, unbedingt Frieden zu schließen.

Noch während der Verhandlungen zum endgültigen Friedensschluß, der Österreich Neapel und Sizilien kosten, Leszcynski Lothringen und August II. die polnische Königskrone einbringen sollte, schloß Prinz Eugen am 21. April 1736 in Wien in aller Stille die Augen. Er war noch anscheinend gesund aus dem Feldzuge nach Wien zurückgekehrt und hatte den Abend des 20. April bei seiner Freundin, der Gräfin Batthyany-Strattmann, von den Wienern die "schöne Lorl" genannt, in angeregter Unterhaltung verbracht. Am nächsten Morgen fand man ihn tot in seinem Bette. Eine Lungenlähmung hatte dieses große Leben in der Einsamkeit einer zeugenlosen Todesstunde ausgelöscht.

Vierzehn Feldmarschalleutnants trugen den Leichnam des kleinen Kapuziners am 26. April 1736 nach der Kreuzkapelle des Stephansdomes zu Grabe. Dem Trauerkondukt, der so feierlich war, wie es in Österreich noch bei keinem Untertan geschehen war: "denn man soll sehen, daß des Verstorbenen merita allezeit bei mir unsterblich sein werden", wohnte der Kaiser, eine für die spanische Etikette des Wiener Hofzeremoniells damals unerhörte Abweichung, selber bei. An der Donau, am Rhein, an der Save, am Timok, in der Walachei und fern in den Niederlanden und in Oberitalien dröhnten die Salven der kaiserlichen Artillerie. Von der Schelde bis zur Aluta senkten sich die Pallasche der von Eugen über alles geliebten Reiterei, und in stummer Trauerparade reckten sich Tausende und Tausende von Infanteriemusketen im Präsentiergriff unter dem dröhnenden Wirbel der Trommeln. Österreichs glorreichster Feldherr, einer der größten Soldaten des

Reiches, der eigentliche Schöpfer [115] der Wehrmacht der Ostmark, Eugenius der edle Ritter, Prinz von Savoyen-Carignan, war zu den großen Heldengestalten der deutschen Soldatengeschichte eingegangen. Stumm und ehrfürchtig grüßten auch die Könige, Feldherren und Soldaten der ehemaligen Feinde den Toten. Dem deutschen Volke aber blieb er als unsterbliches Vorbild eines Mannes erhalten, dessen ganze Kraft und dessen rastloser Einsatz nur einer Aufgabe gegolten hatte, dem Dienst an Deutschland als sein größter Reichsfeldmarschall!

Aus den Kriegen Friedrichs des Großen gegen Maria Theresia 116

Friedrich der Große und Maria Theresia, zwei Namen, die heute, da wir die Anschauungen aller jener Generationen hinter uns gebracht haben, die in den Trägern dieser Namen nur Sinnbilder des das deutsche Volk trennenden Machtkampfes zweier Kronen sahen, zu Begriffen einer beide Herrschergestalten verbindenden edelsten Pflichterfüllung für ihr Volk und die deutsche Größe geworden sind! So wie wir in dem größten Soldaten der deutschen Geschichte und in der deutschesten Habsburgerin auf dem Thron des alten Römischen Reiches Deutscher Nation auch nur zwei Gestalten erblicken können, die ihrer Regierungsepoche die Merkmale deutscher Kraft und deutscher Geisteshaltung aufgeprägt haben, so kann der mit so viel deutschem Soldatenblut gezeichnete Weg ihrer innerdeutschen Auseinandersetzung für uns ebenfalls nur zu einem Bild des preußischen und österreichischen Soldatentums erhoben werden, das sich in den Waffentaten der deutschen Soldaten beider Teile in uns erhalten hat.

Es soll auch nicht Aufgabe dieses Buchabschnittes sein, jede der in der Kriegsgeschichte und Soldatenliteratur beider ehemaliger Heere längst erschöpfend behandelten Schlachten oder jedes Gefecht der Kriege zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen aufzuzählen. Auch sei die Erwähnung jedes einzelnen dieser Kämpfe nicht deshalb unterlassen, weil Österreichs Heere in den ausschlaggebenden Waffengängen dieser Kriege der überlegenen Feldherrnkunst des großen Königs und der besseren Schlagfertigkeit der preußischen Truppen unterlagen. Ein tapferer Gegner hat noch jedesmal in der Kriegsgeschichte den Ruhm des Sieges erhöht! Der Grund dafür, daß im folgenden nur auf die für das Soldatentum der Ostmark bedeutsamen Schlachten der Fride- [116] rizianischen Feldzüge näher eingegangen werden soll, ist in der Aufgabe dieses Buches zu suchen, das die Erinnerung der großen Taten ostmarkdeutschen Soldatentums in das Blickfeld gesamtdeutscher Geschichtsauffassung hineinstellen will und in erster Linie den Einsatz dieses Soldatentums in jenen Kriegen aufzuzeigen versucht, die dem Schutze des Reiches gegolten haben.

Am 20. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben. Gemäß der Bestimmungen der Pragmatischen Sanktion war ihm seine älteste Tochter, Erzherzogin Maria Theresia, auf den Thron gefolgt. Nun zeigte es sich, wie weitschauend Prinz Eugen gehandelt hatte, als er sich gegen die im Jahre 1735 erfolgte Vermählung der Kaisertochter mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen gestemmt hatte, der als krasseste Figur eines volksfremden Länder- und Fürstenschachers zum Großherzog von Toskana bestellt worden war, während der Anwärter auf den polnischen Thron, Stanislaus Leszcynski, im Frieden von Wien 1735 das deutsche Lothringen erhalten hatte. Kaum

daß Maria Theresia in den Besitz der Regierungsgewalt gekommen war, erhob Bayern in der Gestalt seines Kurfürsten Karl Albert Ansprüche auf das Erbe der Habsburger und schuf damit einen verhängnisvollen neuerlichen Zwiespalt zwischen den Häusern Wittelsbach und Habsburg, deren Verbindung gerade Prinz Eugen so sehr zugeredet hatte.

Die Gefahr einer blutigen Auseinandersetzung nahm aber erst dann drohende Gestalt an, als der bayrische Kurfürst sein behauptetes Recht bei den deutschen Fürsten anmeldete und in dem jungen und tatkräftigen Nachfolger Friedrich Wilhelms I. von Preußen, Friedrich II., Unterstützung fand. Auch Friedrich II. forderte unter dem Hinweis auf die Rückgabe des Schwiebuser Kreises durch Friedrich I. an Österreich die Herzogtümer Brieg, Liegnitz, Wohlau und Fürstentum Jägerndorf für die preußische Krone. Gleichzeitig bot er der jungen Kaiserin allerdings auch ein Schutz- und Trutzbündnis gegen alle ihre Feinde an und versprach ihr, die Wahl Franz Stephans von Lothringen zum deutschen Kaiser zu sichern. Doch Maria Theresia wies, auf ihre verbrieften Rechte pochend, die Ansprüche Bayerns und Preußens energisch zurück. Da entschied sich Friedrich II. kurz entschlossen zum Krieg. Nach seinen eigenen Worten, "da zu erwarten war, daß mein Anerbieten abgelehnt werden würde, so war Graf Gotter für diesen Fall ermächtigt, der Königin von Ungarn den Krieg zu erklären", hatte er mit der stolzen Haltung seiner jugendlichen Gegnerin gerechnet. Und da "die Armee eifriger war als der Gesandte, so rückte sie zwei Tage vor der Ankunft Gotters in Wien schon in Schlesien ein". Nun schien es dem Manne, der später einmal von Österreichs größtem Feldherrn gesagt hat: "Wenn ich etwas [117] tauge, wenn ich etwas von meinem Handwerk, namentlich in schwierigen Feinheiten, verstehe, so verdanke ich es dem Prinz Eugen!", vielleicht doch rätselhaft, daß er bei diesem Einmarsch in Schlesien von seiten der Soldaten, die ein Prinz Eugen geschult und erzogen hatte, fast keinen Widerstand fand. Eine verhängnisvolle Abwärtsentwicklung hatte im kaiserlichen Heere nach dem Ableben Eugens mit Riesenschritten Platz gegriffen. Jäh, als sie zum Waffengang gegen die besten Soldaten der Welt antreten sollte, wurde diese Armee gewahr, wie sehr ihre ganze Schlagkraft in ihrer Führung durch den Savoyer gelegen hatte. Alle Mängel in der Handhabung der Befehlsgewalt durch wenige tüchtige, aber viele mittelmäßige, auch unfähige Generale, dann in der schleppenden Tätigkeit des Hofkriegsrates und des Generalkriegskommissariats, vor allem aber in der Bewaffnung, Ausrüstung und der wirtschaftlichen Versorgung der Soldaten traten mit erschreckender Anpassung an die voreugenische Zeit wieder zutage. Dazu kam, daß die Armee nach dem Tode Prinz Eugens eine trübe Periode unglücklicher Gefechte gegen die Türken durchgemacht hatte. Der schwerste Schlag jedoch, der dem kaiserlichen Heer eine gewaltige Einbuße seines alten Kriegsruhmes eingebracht hatte, war die völlig unbegründete Übergabe Belgrads an die Türken. Diese schmähliche Preisgabe des mit soviel bestem deutschen Blutes eroberten wichtigen

Platzes, die außerdem nur auf Grund von Eifersüchteleien zwischen einigen Generalen erfolgte, hatte die bedeutsamsten Siege Prinz Eugens im Südosten um ihre weittragenden Erfolge gebracht. "Belgrad ist mein Tod! Wenn Eugen das erlebt hätte!" rief Karl VI. auf diese Nachricht hin aus. Von dem Schlag aber, der das Selbstbewußtsein der Armee durch diesen Feldzug traf, hat sie sich erst wieder in den Schlachten mit dem preußischen Gegner erholt, der ihre Kampfkraft an der Kriegstüchtigkeit der preußischen Truppen von Schlacht zu Schlacht neuerdings schulte.

Die Unterlegenheit des kaiserlichen Heeres gegenüber den preußischen Truppen trat anfänglich vor allem in der schwerfälligen Beweglichkeit der großen Verbände und in einer der Entwicklung der Handfeuerwaffen nicht Schritt haltenden Kampftaktik der Infanterie zutage. Auch feierte die alte übertriebene Vorsicht, das kostspielige Soldatenmaterial möglichst nicht der Gefahr einer Vernichtung auszusetzen und eine Schlacht durch kleine Gefechte und Handstreiche auf feindliche Lebensmittel- und Munitionstransporte wettzumachen, eine neuerlich unerfreuliche Wiedergeburt. Es schien, als hätten sich gerade jene Tadler Prinz Eugens, die dem Savoyer das kühne Wagnis seiner Unternehmungen als jeder Kriegsregel widersprechend vorgeworfen hatten, mit wenigen Ausnahmen in der Führung gegen den preußischen Gegner vereinigt. [118] Dazu kam, daß man der nunmehr immer stärker in den Vordergrund tretenden Infanterie nicht jene Sorgfalt in der Schießkunst und in der Durchbildung zur Manövrierfähigkeit zugewandt hatte, wie dies seit Friedrich Wilhelm I. in Preußen geschehen war.

Die übelsten Folgen zeitigte jedoch die unterlegene Bewaffnung. So wie 126 Jahre später das österreichische Fußvolk unter der Feuerüberlegenheit des preußischen Zündnadelgewehrs im verhängnisvollen Drauflosstürmen der Stoßtaktik verbluten sollte, so trat es auch dieses Mal mit hölzernem Ladestock gegenüber dem preußischen Musketier an. Dieser konnte nach der Einführung des eisernen Ladestocks in Preußen fünfmal in der Minute laden und feuern und verursachte dadurch beim österreichischen Fußvolk anfänglich, so wie bei Mollwitz, schwere Paniken.

Es war ein Heer von etwas über 100 000 Mann, das Maria Theresia dem jungen Preußenkönig entgegenstellen konnte. Aber da die Truppen in allen Gegenden des neugeschaffenen Reiches verteilt waren und der größte Teil der wirklichen Kampfwert aufweisenden Truppen in Südungarn, in Italien, in den Vorlanden und in den Niederlanden standen, so waren es zuerst überhaupt nur 7000 Mann, die Feldmarschalleutnant Graf Browne zur Sicherung der schlesischen Plätze zusammenraffte. So fand Friedrich II. bei seinem Einrücken in Schlesien fast keinen richtigen Widerstand. Erst zu Anfang des Jahres 1741 hatte Browne endlich annähernd 35 000 Mann in Mähren gesammelt. Aber unglücklicherweise wurde der Oberbefehl nicht

diesem tapferen und bewährten General übergeben, sondern es war der durch die Übergabe Belgrads berüchtigte General Neipperg, der die Führung der kaiserlichen Streitkräfte übernahm. Nach dem Fall Glogaus suchte er nun, über die schlesische Grenze vorrückend, das hart bedrängte Neiße zu entsetzen. Da wurde er am 10. April 1741 bei Mollwitz durch die Nachricht überrascht, daß die gesamte preußische Armee in Schlachtordnung anrücke. Nur dem aufopfernden Eingreifen der kaiserlichen Reiterregimenter unter Karl Joachim Baron Römer war es zu danken, daß das österreichische Heer sich noch rechtzeitig aufstellen konnte. Um zwei Uhr nachmittags begann die eigentliche Schlacht. Die preußische Artillerie eröffnete ein wirkungsvolles Feuer auf die österreichische Kavallerie. Als diese zu sehr unter dem Eisenhagel litt, erteilte Römer den Befehl zur Attacke und warf in einem schneidigen Angriff die preußischen Reiter auf dem linken Flügel über den Haufen. Doch sobald sie gegen die preußische Infanterie anritten, brach sich die Attacke im Feuer der wie auf dem Exerzierplatz manövrierenden Preußen. Fünfmal wurde der Angriff wiederholt. Erst als Römer gefallen war, ließ die völlig erschöpfte österreichische Reiterei von weiteren Durchbruchsversuchen ab.

[119] Im Zentrum war das Kampfgetümmel inzwischen so heftig geworden, daß der preußische Feldmarschall Schwerin seinen jungen König veranlaßte, das Schlachtfeld zu verlassen. Als Schwerin neue Bataillone vorrücken ließ, trat die verhängnisvolle Unterlegenheit in der Bewaffnung der Österreicher besonders erschreckend zutage. In der Absicht, es den Preußen durch ebenso schnelles Laden gleichzutun, zerbrachen Hunderte von Infanteristen die Ladestöcke. Durch mörderisches Feuer der Preußen erschüttert, ballten sich die Mannschaften in Klumpen von dreißig bis vierzig Mann zusammen. Die Verwirrung benützte Schwerin, um seine Regimenter im Sturmschritt vorgehen zu lassen.

Diesem Angriff hielten die österreichischen Linien nicht mehr stand. Um sieben Uhr abends hatte sich der anfängliche Sieg in eine Niederlage verwandelt. Der Rückzug mußte angetreten werden, den die Preußen jedoch aus Mangel an Reiterei nicht stören konnten.

Der Sieg von Mollwitz schien mit einem einzigartigen Schwertstreich die papiernen Abmachungen der Pragmatischen Sanktion zu zerreißen. Frankreich trat mit einem Bündnisangebot an Bayern und Preußen auf den Plan. Ludwig XV. achtete den Augenblick für gekommen, die Macht des Hauses Habsburg und die damit verbundene Kaisergewalt für immer zu brechen, um das Vermächtnis des vierzehnten Ludwig, das Reich zu zerstückeln, in die Tat umzusetzen. Marschall Belle-Isle reiste nach Bayern. So kam am 18. Mai 1741 der Vertrag von Nymphenburg zustande, wonach Frankreich Bayern in der Erwerbung der österreichischen Staaten und in der Erringung der deutschen Kaiserwürde unterstützen wollte, während

Frankreich dafür in den Niederlanden und am Rhein entschädigt werden sollte.

Diesem Bunde traten kurz danach auch Sachsen und Spanien bei. Nur die Seemächte und, zum Glück für Maria Theresia, auch die Türkei verhielten sich neutral. Rußland war in einem Krieg gegen Schweden, ebenfalls auf Betreiben Frankreichs, verwickelt, und so stand Maria Theresia allein und hatte die ganze Last des Kampfes um den ererbten Besitz ihres Hauses zu tragen. Es spricht gewiß für die Größe dieser Frau, daß sie die Entschlossenheit und den Mut aufbrachte, nach dem bitteren Auftakt von Mollwitz und dem Verlust beinahe ganz Schlesiens dennoch den Kampf gegen die vielen Feinde zu wagen. Aber es bleibt doch ein erschütterndes Bild deutscher Tragik, daß ein Streit, der bei gutem Willen auf beiden Seiten zu einem Abkommen über die Zuteilung der in Frage kommenden innerdeutschen Ländereien hätte beigelegt werden können, ein Ausmaß annahm, der die erbittertsten Feinde Deutschlands auf den Plan rief. So berechtigt es war, daß Maria Theresia jetzt erst recht, als Frankreich durch Bayern gedeckt die Hand nach [120] dem deutschen Kaiserthron ausstreckte, ihre Rechte unerschrocken zu wahren trachtete, so hat auch sie später wie jetzt Friedrich II. die Bundesgenossenschaft Frankreichs gegen einen deutschen Fürsten in Anspruch genommen. An solchen Bildern deutscher Vergangenheit erhebt sich gerade die großdeutsche Einigung unseres Volkes durch Adolf Hitler in seiner gewaltigen Tragweite und geschichtlichen Größe. Es mußte erst zur Austragung aller innerdeutschen Machtfragen, zur zeitweisen, scheinbar völligen Erniedrigung des Reiches durch ausländische Eroberer, dann zu seiner zweiten Auferstehung und schließlich zum völligen Niederbruch der beiden, aus dem ersten deutschen Reich entstandenen Großmächte kommen, bis das deutsche Volk endlich die innere Kraft finden konnte, mit allem, was es an Trennendem an die Vergangenheit band, abzubrechen und einer neuen Zukunft seiner durch das Blut geeinten Gemeinschaft entgegenzugehen.

Auch daß aus dem Bruderkampf des 18. und 19. Jahrhunderts dem deutschen Heere die großen Lehrmeister seiner herrlichen Entwicklung entstehen sollten, hat das deutsche Schicksal gewollt. So erwächst aus den mörderischen Schlachten der Kriege um die Vorherrschaft in Deutschland aus dem Blute der Kämpfe auf beiden Seiten als tragikumwobenes, aber doch stolzes Vorbild der deutsche Soldat Friedrichs des Großen und Maria Theresias, ebenso wie später derjenige Moltkes und Benedeks.

Dabei war es der gleiche deutsche Soldat, der jetzt sowohl als Gegner wie auch als hervortretendster Waffenträger eines Völkerreiches zum Lehrmeister der soldatischen Völker des Südostraumes wurde. Das sollte vor allem der Einsatz der magyarischen und kroatischen Kontingente beweisen, die von nun ab als Soldaten Maria Theresias ihre neuzeitliche Waffenschulung

erfuhren.

Es war unleugbar das Verdienst Prinz Eugens, daß sich das ungarische Volk, alle früheren blutigen Auseinandersetzungen mit dem Hause Habsburg vergessend, am 11. September 1741 zugunsten Maria Theresias erhob. Eine allgemeine Adelsinsurrektion wurde aufgeboten und der Königin die Bereitstellung von 100 000 Mann versprochen. Wenn auch die Stärke der zugesagten ungarischen Hilfstruppen dann unter der Zahl des versprochenen Aufgebotes zurückblieb, so strömten doch Tausende von Rekruten zu den Fahnen, Freikorps wurden gebildet und ein großer Teil der Kriegskosten von den ungarischen Ständen übernommen. Vor allem aber war die Wirkung der Bereitwilligkeit des ungarischen Einsatzes auf das Ausland von großer Bedeutung. So kam im Oktober 1741 der Geheimvertrag von Kleinschellendorf zwischen Friedrich II. und Maria Theresia zustande, der als Vorabkommen für einen späteren [121] Friedensschluß gedacht war, nach dessen Bestimmungen Niederschlesien und Neiße an Preußen abgetreten werden sollten.

Dadurch erhielt Maria Theresia freie Hand gegen Bayern und Frankreich. Friedrich II. belagerte nur zum Scheine weiterhin Neiße. Dieses ergab sich am 31. Oktober 1741 ebenfalls, ohne durch ernsthafte Angriffe des Gegners dazu gezwungen worden zu sein. Inzwischen hatte sich aber ein französisch-englisches Heer Passaus bemächtigt, zog dann bei Schärding neue Verstärkungen heran, so daß es zuletzt an 80 000 Mann zählte, und besetzte dann schließlich auch Linz. Ein zweites französisches Heer marschierte am Oberrhein auf und bedrohte die kaiserlichen Vorlande. Breisach mußte gesprengt werden, und nur mit der Aufbietung aller Kräfte gelang es, Freiburg zu halten. Schon ging man in Wien daran, die Festungswerke der Stadt neuerdings in verteidigungsmäßigen Zustand zu setzen, da schwenkten Kurfürst Karl Albert und Marschall Belle-Isle nach Böhmen ab. Zu gleicher Zeit marschierten 20 000 Sachsen in Böhmen ein. Der Stoß des bayrisch-französischen Heeres richtete sich jetzt unverkennbar gegen Prag, und nun war die Wegnahme dieser wichtigen Stadt, die überdies eine völlig unzureichende Besatzung von 2500 soeben erst ausgehobener Rekruten unter dem Befehl des Grafen Ogilvy hatte, nur eine Frage der Zeit, wenn nicht noch rechtzeitig Hilfe durch starke österreichische Kräfte herankam.

Doch Neipperg, der noch in Schlesien kommandierte, wich einem Zusammenstoß mit den starken gegnerischen Kräften in Böhmen einfach aus und marschierte nach Mähren. Dort vereinigte er sich mit den Truppen des Fürsten Lobkowitz. Obwohl jetzt der Gatte Maria Theresias den Oberbefehl über die Truppen übernahm, wurde noch immer nicht der Marsch gegen Prag angetreten. Ein kühner Handstreich des französischen Generals Moritz von Sachsen brachte am 25. November 1741 die Stadt in französisch-bayrische Gewalt. Die Folge dieser Wegnahme Prags war die Huldigung der

böhmischen Stände vor Karl Albert und dann im Januar und Februar 1742 seine Wahl und Krönung zum deutschen Kaiser in Frankfurt. Mitten in schwerster Bedrängnis hatte Maria Theresia in dem Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller den Mann gefunden, der wohl als einziger General ein wahrhafter Schüler Prinz Eugens zu nennen war. Mit 20 000 Mann warf er sich nicht auf die feindlichen Streitkräfte in Böhmen, sondern marschierte geradeswegs auf das Stammland Karl Alberts, nach Bayern. In stürmischem Anlauf ging er bis Linz, warf die dort stehenden 15 000 Franzosen unter Ségur aus ihren Verschanzungen, erstürmte die Stadt, gewährte dem Gegner jedoch freien Abzug.

Und wirklich, es schien, als habe sich der alte Geist Prinz Eugens mit [122] den Beschlüssen dieses Generals verbündet. Verstärkt durch kriegserprobte kaiserliche Regimenter, die er aus Italien herangezogen hatte, rückte Khevenhüller entschlossen in Bayern ein. Bärenklau siegte bei Schärding und Braunau, eroberte dann auch noch Passau und nahm hier, nachdem er bei Braunau schon fünf Geschütze und zehn Fahnen erbeutet hatte, dem Gegner noch 50 Geschütze ab. Am gleichen Tage, an dem Karl Albert in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt wurde, am 12. Februar 1742, rückte Oberst Mezel bereits in München ein. Erst als der alte Unterführer Prinz Eugens, Seckendorf, der in bayrische Dienste getreten war, mit einem starken französischen Heere heranrückte und der bayrische Landsturm die Verbindungslinien der Österreicher in deren Rücken bedrohte, zog sich Bärenklau wieder auf Khevenhüllers Hauptmacht zurück.

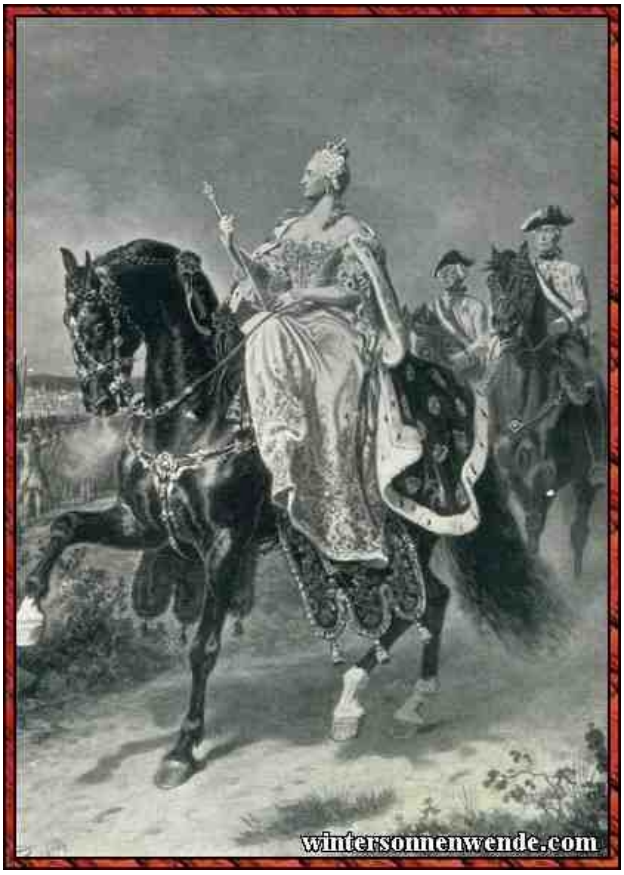
Diese Erfolge der Österreicher riefen jetzt aber wiederum Friedrich II. auf den Plan. Da der Geheimvertrag von Kleinschellendorf ohnehin von beiden Parteien nicht ernst genommen wurde und Karl Albert jetzt Friedrich dringend um Hilfe anrief, griff der preußische König die Österreicher neuerdings in Schlesien und Mähren an. Trotz tapferer Gegenwehr mußte sich jetzt auch die Festung Glatz nach beinahe sechsmonatiger Belagerung ergeben. Vereinigt mit Franzosen, Bayern und Sachsen, rückten Friedrichs Truppen weiter nach Mähren vor. Brünn wurde belagert, die Berennung der Stadt jedoch infolge des plötzlichen Abrückens der Sachsen wieder aufgegeben. Aber Ziethens Husaren gelang es dennoch, sogar schon bis Stockerau vorzudringen.

Die zweideutige Haltung der Sachsen zwang Friedrich bald wieder, Mähren zu räumen. Auch rückten jetzt endlich wieder die Hauptstreitkräfte der Österreicher heran. An Neippergs Stelle hatte der Schwager Maria Theresias, Prinz Karl Alexander von Lothringen, das Kommando über die kaiserlichen Streitkräfte übernommen. Aber ebenso wie alle seine Vorgänger keine überragenden Führerpersönlichkeiten waren, blieb auch die Kommandoführung Karls von Lothringen zögernd und sprunghaft. Statt den Rat des erfahrenen Browne zu befolgen, der für einen Angriff auf die

französischen Streitkräfte des Marschalls Broglie war, solange Friedrich noch in Mähren stand, entschloß er sich, die langsam dieses Kronland räumenden Preußen anzugreifen. Doch Friedrich ließ sich auch nicht durch verschiedene glückliche Handstreiche der Österreicher, denen sogar die Wegnahme von 60 Geschützen gelang, von seiner Marschrichtung nach Böhmen abbringen. Auch als Broglies Verbindungslinien gefährlich unterbrochen wurden, änderte er nichts an seinen Dispositionen. Er erreichte seine Magazine in Böhmen und wartete erst das Herannahen von Verstärkungen ab. Bei Chrudim bezog er ein festes Lager, verließ es aber dann Mitte Mai, als sich die Nachrichten [123] verdichteten, daß die Truppen des Prinzen von Lothringen im Anrücken seien und alle Anzeichen darauf hinzudeuten schienen, daß die Österreicher jetzt auf Prag loszurücken beabsichtigten. Eine entscheidende Schlacht war ihm aber auch aus dem Grunde genommen, weil die von England vermittelten Friedensunterhandlungen so weit fortgeschritten waren, daß ein Sieg der preußischen Truppen dem Abschluß eines dauernden Friedens nur eine vorteilhafte Note aufdrücken konnte. Am 16. Mai 1742 stieß er in der Nähe von Neuhof und Kuttenberg auf die österreichische Vorhut. Am darauffolgenden Tage prallten die beiden Heere bei Czaslau oder bei Chotusitz, wie die Kriegsgeschichte dann die Schlacht nach dem Schlüsselpunkt der preußischen Stellung benannte, aufeinander. Die Schlacht begann mit einem Geschützkampf, bei dem die zahlenmäßig überlegene preußische Artillerie den gegnerischen linken Flügel, der sich noch im Anmarsch befand, ins Wanken brachte. Dagegen gelang es dem Zentrum und dem linken Flügel der Österreicher, Chotusitz zu umgehen und die Preußen zu werfen. Statt diesen Erfolg auszunutzen, sah Lothringen tatenlos zu, wie sein Fußvolk und Kavallerie das preußische Lager plünderten. Die Preußen konnten sich wieder sammeln und gewannen Chotusitz zurück. Eine kühne Schwenkung des rechten preußischen Flügels bedrohte dann die Flanke der Österreicher und zwang sie zum Rückzug. Der Tag von Chotusitz machte dem Ringen des ersten schlesischen Krieges ein Ende. Nach Abschließung eines Vorfriedens in Breslau kam am 28. Juli der Friede in Berlin zustande. Ganz Schlesien, mit Ausnahme von Teschen und Troppau, wurde preußisch.

Der Friedensvertrag von Breslau und Berlin brachte dem österreichischen Heere nicht jene Atempause, deren es dringend bedurft hätte, um sich auf Grund der Erfahrungen des türkischen und ersten schlesischen Krieges in seinem inneren Aufbau, in der Bewaffnung und in der Führung wieder auf eine Höhe zu bringen, die der veränderten Kriegsführung auf allen Gebieten entsprach. Die Reformen und die durch die ununterbrochene Weiterführung des österreichischen Erbfolgekrieges bedingte immer weitläufigere Erfassung der Bevölkerung zum Waffendienst konnten so erst Schritt um Schritt mit den weiteren Feldzügen der kaiserlichen Heere in Böhmen und Bayern am Rhein, in den Niederlanden und in Italien durchgeführt werden, so daß sich erst mit

dem Jahre 1744 eine allmähliche Änderung im bisherigen Aufbau des kaiserlichen und jetzt nunmehr auch königlichen Heere anzubahnen begann.



[137] Kaiserin Maria Theresia, eine deutsche Fürstin von innerer Größe, die ihr Erbe gegen eine Welt von Feinden verteidigte.
Nach einem Gemälde von Wilhelm Camphausen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin)

Die ersten Gegner, deren sich Maria Theresia nach dem Verlust Schlesiens nun entledigen mußte, waren Bayern und Frankreich. Noch [124] standen die Franzosen unter Belle-Isle in Prag, Broglie hielt weiter wichtige Teile Böhmens besetzt, durch Bayern kam ein französisches Heer unter Harcourt heran, in Italien bedrängten an die 30 000 Franzosen und Spanier das kaiserliche Heer, und in den Niederlanden sammelten sich 70 000 Franzosen unter Maillebois. So trat wieder einmal an das österreichische Heer die Aufgabe heran, auf fast allen Kriegsschauplätzen Europas zu fechten. Doch es war das erstemal, daß es mit Ausnahme des Savoyischen Bundesgenossen vorerst noch völlig allein stand und sich als Verteidiger der aus den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges entstandenen Großmacht Österreich zu bewähren hatte. Die Uneinigkeit der in Böhmen stehenden französischen Generale und die Wachsamkeit Khevenhüllers in Bayern ermöglichten es, daß bald ganz Böhmen wieder in die Gewalt der

Kaiserlichen kam. Nach glänzenden Waffentaten vereinigte sich das österreichische Heer jetzt wieder unter dem Oberbefehl des Großherzogs Franz Stephan vor Prag und begann die Belagerung dieser Stadt. Trotz der heldenmütigen Gegenwehr Belle-Isles, der sich so lange zur Wehr setzte, bis seine Verteidigungsmannschaften buchstäblich vor Hunger und Erschöpfung zusammenbrachen, fiel Prag endgültig am 3. Januar 1743 in die Hände der Kaiserlichen.

Auch in Italien glückte es dem tüchtigen Feldmarschalleutnant Traun, der wie Khevenhüller und Browne ein Schüler Prinz Eugens war, die französisch-spanische Armee in der Schlacht von Pannaro zu schlagen. Nicht minder glücklich focht das kaiserliche Heer in den folgenden Monaten in Bayern. Immer stärker trat Khevenhüllers bedeutende Begabung als militärischer Führer zutage. Frankreich, für das es jetzt eine Ehrenangelegenheit war, seinem Schutzbefohlenen Kaiser Karl VII., Kurfürst Karl Albert von Bayern, wenigstens sein Stammland zu erhalten, trat nun mit 55 000 Mann auf den Plan. Sie sollten sich mit 35 000 Bayern vereinigen. Doch Khevenhüller, der seine Truppen an der Donau zusammengezogen hatte, verstand es geschickt, erst die Bayern zu fassen und brachte ihnen bei Simbach am 8. Mai 1743 eine empfindliche Niederlage bei. Nun fielen auch Dingelfing, Landau und Degendorf in die Hände der Österreicher. Broglie, der auch in diesem Jahre das starke französische Heer befehligte, wich bis an die Isar zurück, und nun griff ihn Khevenhüller, statt die Isar zu forcieren, mit einem entschlossenen Übergang über die Donau an, zwang Broglie zur Preisgabe Münchens und drängte ihn noch weiter auf Donauwörth zu. Zum zweiten Male zog General Bärenklau in der bayrischen Hauptstadt ein. Kaiser Karl VII. mußte fliehen. Als die Husaren Nadasdys und Menzels den Franzosen bei Donauwörth das Herannahen Khevenhüllers verkün- [125] deten, wich Broglie noch weiter bis an den Neckar und verschanzte sich erst wieder jenseits des Rheins.

Indessen hatte sich England zur Hilfeleistung der Kaiserin im Westen entschlossen. Ein Heer von 16 000 Engländern, ebenso vielen Hannoveranern und Österreichern, bildeten die sogenannte pragmatische Armee. Diese Armee sammelte sich am Niederrhein unter dem Kommando Georgs II. von England, zog rheinaufwärts und stellt sich im Mai 1743 dem französischen Marschall Noailles in der Gegend von Frankfurt entgegen. Durch geschicktes Manövrieren gelang es bei Dettingen den Österreichern, Hannoveranern und Briten, Noailles derartig zu umstellen, daß er nur knapp der Vernichtung entging.

Das Zaudern Georgs II., der auch eine kräftige Verfolgung Noailles verabsäumt hatte, wirkte sich dann auch ungünstig auf die Operationen Karls von Lothringen aus, dessen Versuche, den Rhein zu überschreiten, mehrere Male mißlangen. Bewährt haben sich damals lediglich Menzels Husaren und

Trenks berüchtigte, wilde Panduren, die bis tief ins Elsaß und nach Lothringen vordrangen und sehr bald auch von den Franzosen gefürchtet wurden. Schließlich zog aber Georg II. doch bis Worms und jetzt zeigte sich, daß der Sieg von Dettingen noch Früchte getragen hatte. Sachsen und Sardinien traten auf die Seite Maria Theresias.

Noch einmal kam es zu bedeutsamen Kämpfen in Oberitalien und Neapel. Erbost über Sardinien rückte ein starkes französisches Heer über die Alpen, wurde aber von den tapferen piemontesischen Truppen zurückgeschlagen. Als dann die Franzosen nochmals vorzudringen versuchten, scheiterten ihre Angriffe auf Cuneo und in der Schlacht bei Madonna del Olma neuerdings an der Tapferkeit des sardinischen Heeres. Auch in Mittelitalien fochten die Franzosen und Spanier nicht glücklich. Dort war bei den Österreichern zur Verstärkung des dort augenblicklich kommandierenden Fürsten Lobkowitz General Browne eingetroffen. In kühnen Gefechten, deren Seele Browne im Gegensatz zu dem schwerfälligen Lobkowitz war, warf der verdiente österreichische General den Gegner zurück. Bei Velletri gelang es ihm sogar, beinahe den König von Neapel und den Herzog von Modena gefangenzunehmen. Schon drohten Brownes Regimenter, sich den Weg nach Neapel zu erzwingen, da rief sie ein kaiserlicher Befehl nach Sardinien, um die dort stehenden piemontesischen Korps zu verstärken. Damit endete 1744 in Italien der Krieg. Es war aber noch lange kein Auftakt zum Frieden, denn schon trat der gefährlichste Gegner Maria Theresias, Friedrich II., in Deutschland neuerdings auf den Plan.

[126] Die Erfolge der österreichischen Waffen hatten in Friedrich II. die berechtigten Sorgen genährt, daß Maria Theresia eines Tages den Frieden von Berlin für nichtig erklären und ihm vereint mit ihren neuen Verbündeten wiederum den Besitz Schlesiens streitig machen würde. Der Abfall Sachsens bestärkte diese Sorgen nur um vieles. So schloß er mit Karl VII., Hessen-Kassel und der Kurpfalz unter der Mitwirkung Frankreichs einen Vertrag, um sich gegen jeden Angriff von seiten Habsburgs zu wappnen. Wie der preußische König seinen Gegnern stets zuvorzukommen verstand, wartete er nicht erst den Zeitpunkt ab, bis Maria Theresia genügend Bundesgenossen gegen ihn gesammelt hatte, sondern griff an.

Maria Theresia mußte, wie schon einmal erwähnt, auf die Durchführung bedeutsamer Heeresreformen während einer dem durchgreifenden Aufbau des Heeres dienenden Friedensperiode vorläufig noch verzichten. Solange die Kämpfe in Westdeutschland und Italien noch andauerten, galt es lediglich, alle verfügbaren Kräfte für die Auffüllung der im Felde stehenden Truppenkörper zu erfassen. Dennoch verstand es die Kaiserin, geradeso wie im inneren Aufbau und Ausbau der staatlichen Verwaltung auch auf dem Gebiete des Heereswesens mit dem Jahre 1744 an das Vorbild Prinz Eugens anzuknüpfen und mit Energie und Großzügigkeit die dringendsten Reformen

anzubahnen.

"Sie führte Pläne aus, die eines Mannes würdig waren", sagt die Geschichte der k. u. k. Armee und wird damit der Tatkraft einer Herrscherin gerecht, die bei aller Vertretung habsburgischer Hausmachtinteressen auch für Wehrerziehung des deutschen Volkes der Ostmark Großes geleistet hat. So ging man bereits in den Vierzigerjahren daran, mit Hilfe der von der Kaiserin geschaffenen Kreisämter die Werbung für die einzelnen Regimenter in jenen Gebieten durchzuführen, in welchen die Truppenkörper während der Friedenszeit stationiert waren.

Man glich damit mehr und mehr die Ausfälle der Reichswerbung aus, die durch die Gegnerschaft Bayerns und erstlich noch Sachsens ohnehin stark beeinträchtigt worden war. Anno 1744 wurden für die Infanterie 52 391 Rekruten, dann 7285 Mann für die schwere, die deutsche Kavallerie, und 1358 Rekruten für die ungarischen Reiterregimenter von im Felde stehenden Truppenkörpern verlangt. Die Artillerie forderte 200 Mann. Nach Gesichtspunkten, die der Eignung der aufgebotenen Landeskinder zu bestimmten Waffengattungen besonders gerecht zu werden versuchten, und die sich im großen und ganzen sogar bis zum Weltkrieg bewährt haben, sollten die Artilleristen vielfach in Böhmen, die Kürassiere und Dragoner zum großen Teil in den deutsch- [127] sprachigen Gebieten und die Mannschaften für die leichte Kavallerie in Ungarn geworben werden.

In Tirol wurde ebenfalls neben den bereits bestehenden Tiroler Scharfschützen-Freikorps ein "Tiroler Land- und Feldregiment" aufgestellt. Diese Truppe hatte bereits in dem 1703 gegründeten "Tiroler Landbataillon" einen Vorgänger gehabt und bestand zum Teil aus der waffenfähigen Mannschaft des Berglandes. Die übrigen, der für den Kriegsdienst erforderlichen Rekruten, die aus den "Wallonischen und lombardischen" Gebieten kamen, wurden ähnlich wie die durch die Reichswerbung aufgebotenen Kontingente unter Berücksichtigung der verfassungsmäßigen Vorrechte aufgebracht.

Jetzt begann sich zum ersten Male jener Opfergang des deutschen Soldaten der Ostmark für das Haus Habsburg in der österreichischen Heeresgeschichte abzuzeichnen, der zuletzt im Weltkriege sein größtes tragisches Ausmaß erreicht hat. Unabhängig von der stets der deutschen Soldatenart gleichwertigen Tapferkeit des ungarischen und südslawischen Kriegers, blieben diese Leute doch ebenso, wie die anderen nicht deutschsprachigen Wehrpflichtigen dieses Völkerheeres, den nationalen Strömungen ihrer Stammländer unterworfen. Gewiß haben sie alle, geradeso wie dies bereits von den Magyaren gesagt wurde, ihren ruhmreichen Anteil an der Verteidigung des deutschen Reichsgebietes und an den Kriegen des Hauses Habsburg gehabt. Aber der Blutzoll, der im Interesse Habsburgs in

den folgenden Feldzügen nicht nur nach außen, sondern auch zur Niederwerfung innerer Unruhen und Volkserhebungen gefordert wurde, haben im stärksten Ausmaße doch die deutschen Soldaten Österreichs infolge ihrer unerschütterlichen Treue zu dem beschworenen Eid entrichtet. Seit jenem Tage, da auf Grund der von Maria Theresia angebahnten allgemeinen Erfassung die Konskription eingeführt wurde, die auch noch zu Regierungszeiten der Kaiserin zur Errichtung des Völkerheeres Habsburgs führte, hat der Soldat der deutschen Ostmark mit seinem Blute den Kitt gebildet, der dieses Völkerheer zusammenhielt und wurde mit Hilfe der deutschen Führung des Staates Lehrmeister und Erzieher. Daß der deutsche Soldate der Ostmark diese oftmals fast unlösbar erscheinende Aufgabe dennoch gemeistert hat, stellt ihn in der Wertung seiner Leistungen ebenbürtig neben den sieggewohnten preußischen und deutschen Soldaten aller Epochen bis zum Ende des zweiten Kaiserreiches und erhebt auch ihn zum Vorbild des Soldaten Großdeutschlands.

So trat Maria Theresias Heer, noch auf allen Kriegsschauplätzen fechtend und erst in den Anfängen einer neuzeitlichen Umgestaltung stehend, in den Zweiten Schlesischen Krieg mit Friedrich II. ein. Bevor [128] es jedoch noch zu den entscheidenden Kämpfen mit dem Gegner kam, vermochte das österreichische Hauptheer, das jetzt im Westen Deutschlands stand, verschiedentlich glücklich zu kämpfen. Drei große französische Heere, eines unter dem Herzog von Coligny im Elsaß, das zweite unter dem Marschall Moritz von Sachsen am Mittelrhein und ein drittes unter Noailles in den Niederlanden rückten in drei gewaltigen Heeressäulen gegen Deutschland heran. Nur in den Niederlanden, wo sich beim Heere Noailles auch König Ludwig XV. befand, waren die österreich-englischen Truppen zu schwach, um dem Vordringen des überlegenen französischen Heeres genügend Widerstand entgegensetzen zu können. Dennoch gingen nur kleinere Plätze, wie Courtray, Ypern und Furnes, den verbündeten Truppen verloren. Der plötzlich nun glückende Vorstoß Karls von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheer über den Rhein bereitete den billigen französischen Siegen im Norden ein eiliges Ende. In einem geschickten Manöver, in dem Bärenklau Coligny bei Mainz trefflich zu täuschen verstand, setzten Lothringens Truppen über den Rhein und nahmen im ersten Anlauf Weißenburg und Lauerburg weg. Wohl gelang es dann Coligny, Weißenburg mit Hilfe seines gesamten Heeres wieder zu nehmen, aber er mußte sich schließlich noch weiter zurückziehen, und so fielen noch Hagenau, Bischweiler und Zabern in die Hände der Österreicher. Doch jetzt kam, auf die Nachrichten von Colignys Mißerfolge hin, Noailles eilig mit 70 000 Mann längs des Rheins heran. Moritz von Sachsen wurde in die Niederlande befohlen. Nun sollten Coligny und Noailles gemeinsam die Österreicher anpacken, die bereits vor den Toren Straßburgs standen. In diesem Augenblick berief Maria Theresia Karl von Lothringen nach Böhmen zurück. König Friedrich stand bereits mit 80 000 Mann an der böhmischen Grenze

und nun galt es, das österreichische Hauptheer so rasch als möglich auf den nördlichen Kriegsschauplatz zurückzuführen. Wieder gelang es Lothringen, oder besser gesagt, seinem tüchtigen Berater Graf Otto Traun, der diese Stelle seit dem sehr zum Unglück Maria Theresias im Januar 1744 erfolgten Tode Khevenhüllers einnahm, das Heer ungefährdet über den Rhein zu führen. Ein Versuch Noailles, das kaiserliche Heer durch einen Überfall vor dem Rückmarsch über den Rhein zu vernichten, wurde durch die von Graf Leopold Daun, dem späteren Feldherrn Maria Theresias, befehligte Nachhut bei Augenheim so blutig zurückgewiesen, daß Noailles von allen weiteren Angriffen abließ.

Nun wandte sich das Gros des französischen Heeres nach Freiburg, und da sich jetzt Ludwig XV. zu dem Befehlshaber des vor Freiburg rückenden Korps, Coligny, begab, wurden große Vorbereitungen ge- [129] troffen, um die Belagerung dieser Stadt zu einem gewaltigen Sieg dieser sogenannten französischen "Huldigungsarmee für Kaiser Karl VII." zu gestalten.

Die Verteidigung Freiburgs, die sich nun während der nächsten Wochen abspielte, gehört zu den leider nur wenig bekannten, aber ruhmvollsten Waffentaten der deutschen Soldatengeschichte. Freiburg war an und für sich eine Festung mittleren Ranges, und da die Befestigungsanlagen nur notdürftig instand gesetzt waren und das Schicksal der kleinen Besatzung, 7000 Mann, davon 199 Artilleristen, 300 Husaren und 70 Dragoner unter Feldmarschalleutnant Wolfgang Baron Damnitz im Falle einer ernsthaften Belagerung ohnehin feststand, hätte es bei der zögernden Haltung vieler österreichischer Untergenerale jener Zeit weiter nicht wundergenommen, wenn der Festungskommandant einem blutige Waffengang aus dem Wege gegangen wäre. Aber dieser Damnitz war aus dem gleiche Holze geschnitzt, wie seine bewährten Kameraden Khevenhüller, Browne, Bärenklau, Traun und Leopold Daun, und da er an der deutschbewßten Bevölkerung Freiburgs eine außerordentliche Stütze hatte, leistete er neun Wochen hindurch einen derartig entschlossenen Widerstand gegen die unter den Augen ihres Königs kämpfenden Franzosen, daß diese ihm die Festung nicht mit Gewalt abringen konnten. Erst als ein ausdrücklicher Befehl Maria Theresias eintraf, der Damnitz die Einstellung der Feindseligkeiten befahl, verließ die Besatzung unter militärischen Ehren die nicht mit der Waffe bezwungene Stadt.

Indessen ging die Hauptarmee in Eilmärschen durch Süddeutschland und Bayern nach Böhmen zurück. Bärenklau, der mit 20 000 Mann zur Beobachtung des Feindes in Bayern zurückgelassen wurde, zog unter Zurücklassung einer starken Besatzung in Ingolstadt bis an den Inn und blieb dann zwischen Schärding und Braunau stehen. So konnte Karl VII. noch einmal in München einziehen, beschloß jedoch bald darauf, am 20. Januar 1745, sein von einem unglücklichen Schicksal umschattetes Leben.

Während sich nun das österreichische Hauptheer noch durch Bayern gegen Nordosten heranschob, marschierte König Friedrich bereits mit drei Armeen in Böhmen. Alle drei Heersäulen, von denen die aus Schlesien kommende Schwerin, die aus der Lausitz heranmarschierende der Erbprinz von Dessau und die aus Sachsen anrückende der König selbst kommandierte, hatten ein gemeinsames Ziel; - die böhmische Hauptstadt, Prag. Schon am 2. September 1774 vereinigten sich die [130] drei preußischen Heersäulen vor dieser Stadt und schlossen sie ein. Ein österreichisches Korps von 20 000 Mann, das unter Batthyany in Bayern gestanden hatte, konnte nur noch rechtzeitig die Wegnahme der wichtigen österreichischen Magazine bei Beraun vereiteln. Prag mit einer Besatzung von 1600 Mann unter Feldmarschalleutnant Graf Harsch konnte an keinen ernstlichen Widerstand denken, ja der Versuch, sich auf eine langdauernde Verteidigung einzurichten, scheiterte am Widerstand der Bevölkerung. Als dann Schwerin am 12. September bereits den die Stadt beherrschenden Ziskaberg erstürmte und mit seinen Geschützen 150 Häuser zerstörte, verlangte die Bürgerschaft stürmisch die Übergabe. So fiel die böhmische Hauptstadt am 16. September in die Hände der siegreichen Preußen.

Doch jetzt erschien, überraschend früh für Friedrich, das österreichische Hauptheer in Böhmen. Schon hatte der König wertvolle Zeit mit der Belagerung und Wegnahme von Tabor und Budweis verloren. Als er jetzt eilig heranzog, um eine Vereinigung Batthyanys mit Karl von Lothringen zu hindern, war es zu spät, denn am 1. Oktober 1744 vereinigten sich die beiden österreichischen Heere bei Mirotis und erhielten dadurch eine gemeinsame Stärke von 50 000 Mann. In aufreibenden Hin- und Hermärschen, stets durch große Husarenaufgebote gedeckt, wich Traun, als eigentlicher Führer des österreichischen Heeres, nun dem preußischen König aus. Er verfolgte dabei die Taktik, den Truppen Friedrichs möglichst viele Verbindungen zu zerstören, und so glückte es ihm auch, daß der König die mit vielen Opfern eroberten Städte Tabor, Budweis und Frauenberg wieder preisgeben mußte. Und nun begann sich die Lage des preußischen Heeres bedrohlich zu verschlimmern. Sachsen nahm auch offen für Maria Theresia Partei und schickte 20 000 Mann nach Böhmen, die sich jetzt auch noch mit den Österreichern vereinigten. Als dann Friedrich II. bei Marschuwitz entschlossen eine Schlacht wagen wollte, nahm Karl von Lothringen, obwohl fast alle österreichischen Generale den Entscheidungskampf stürmisch verlangten, die Schlacht noch immer nicht an. Da entschloß sich der preußische König im Hinblick auf die für ihn immer bedrohlicher werdende Lage, zur völligen Räumung von Böhmen. Auch der Abschluß einer Quadrupel-Allianz zwischen Österreich, Sachsen, England und Holland im Januar 1745 in Warschau zwang ihn, die Fortsetzung des Krieges in der Nähe der für ihn erreichbaren Hilfsquellen seiner eigenen Länder abzuwarten.

Im Frühjahr kündigte auch Bayern König Friedrich die Bundesgenossenschaft auf. Anlaß dazu hatte einmal der Tod Karl VII. und das neuerliche rasche Vordringen der österreichischen Generale Aremberg, Batthyany und Bärenklau gegeben. Als eine französische Armee [131] unter Ségur dann noch von den Österreichern bei Pfaffenhofen geschlagen worden war, bot der junge Kurfürst Max Josef der Kaiserin den Frieden an, der am 22. April 1745 im Vertrage von Füssen seine Bestätigung fand. Mit einem Male stand Maria Theresia, die den österreichischen Erbfolgekrieg gegen alle militärisch bedeutsamen Mächte begonnen hatte, als erfolgreiche Gegnerin durch Bundesgenossen verstärkt vor König Friedrich da. Nun erhob sich plötzlich der ganz auf sich selbst und nur auf die vagen Zusicherungen Frankreichs und einiger deutscher Fürsten gestellte preußische König das erstemal zu seiner unvergeßlichen, alle seine Gegner überragenden Größe. Unverzüglich rüstete er sich zum Angriff. Während nun seine Gegner ihre Kräfte zersplitterten, um Jägerndorf und Kosel zu nehmen, zog er nach einem scheinbaren Rückzug auf Glogau sein ganzes Heer, 60 000 Mann, eine verschwindende Heeresmacht gegenüber der gewaltigen feindlichen Übermacht, bei Frankenstein zusammen. Entschlossen, alles zu wagen, "benahm er dem Zufall allen Einfluß, den ihm nur Vorsicht und Sorgfalt zu entreißen vermögen".

Und mit den Worten: "Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen", packte er die Österreicher und Sachsen an, als sie sich am 1. Juni in die Ebene von Landshut ergossen. Am 4. Juni 1745 schlug er die denkwürdige, für Friedrich siegreiche Schlacht bei Hohenfriedberg, die in der Genialität ihrer einleitenden Bewegungen und in der Sicherheit ihrer Durchführung nur wenige ihresgleichen in der Kriegsgeschichte hat.

Friedrich gab nach der Schlacht erst noch einen Teil seiner Truppen an den Rhein ab. Dann entledigte er sich durch den Vertrag von Hannover am 26. April 1745 der englisch-holländischen Gegnerschaft. Die Abgabe der Truppen erschien ihm deshalb besonders notwendig, weil die Kaiserwahl zu Frankfurt am Main bevorstand. Mehr in der Absicht durch seine Soldaten zu demonstrieren, als gemeinsam mit den Franzosen zu manövrieren, tat er dies und blieb unweit der schlesischen Grenze in Böhmen stehen.

Doch auch das Anrücken der Preußen vermochte die Wahl des Gemahls Maria Theresias zum deutschen Kaiser nicht mehr zu hindern. Mit bedeutend mehr Glück als gegen Friedrich hatten die Österreicher wiederum gegen Ludwig XV. gefochten. Traun war es gemeinsam mit Batthyany und Bärenklau geglückt, ein Heer von 50 000 Franzosen über den Main zu manövrieren. Als Bärenklau dann selber bei Biberitz den Rhein überschritt, zogen sich die Franzosen gänzlich zurück.

In Böhmen hatte Prinz Karl von Lothringen indessen einen neuen

militärischen Berater in der Gestalt des Feldmarschalls Fürsten Lobkowitz erhalten. Auch den alten Herzog von Aremberg hatte man zur Armee [132] geschickt. Nun wurde Karl von Lothringen vor allem von Lobkowitz gedrängt, den Plan der hinhaltenden Kriegführung aufzugeben und König Friedrich II. anzugreifen. Prinz Karl gab tatsächlich seine Stellungen auf und nahm Marschrichtung auf Schlesien. Daraufhin marschierte auch König Friedrich zurück und vollführte den berühmten Wettmarsch mit Karl von Lothringen auf Trautenau, dessen Besitz den Übergang über die böhmisch-schlesischen Gebirgspässe sicherte. Es glückte. Er stand am 30. September 1745 nahe Trautenau bei Soor, allerdings in einer denkbar ungünstigen Stellung, als ihm um vier Uhr morgens gemeldet wurde, daß die Österreicher in ihrem Anmarsch seine rechte Flanke genommen hätten und sich senkrecht zu derselben aufstellen würden. Hatte sich Friedrich II. bei Hohenfriedberg als Meister darin bewiesen, durch die einleitenden Bewegungen den Erfolg einer Schlacht zu sichern, so wußte er dieses Mal durch Entschlossenheit und glänzende Führung den Sieg trotz der ungünstigsten Umstände zu erringen.

Nur vier Stunden dauerte die Schlacht bei Soor. Mit 20 000 Mann, die den 35 000 Mann zählenden Österreichern wiederum an Zahl unterlegen waren und die zu Beginn des Kampfes in einer höchst bedrohlichen Lage waren, hatte Friedrich der Große seine Feldherrnbegabung von neuem bewährt. Immerhin hatten sich die kaiserlichen Truppen am Tage von Soor so geschlagen, daß die Niedergeschlagenheit, die sich der Regimenter nach der Schlacht bei Hohenfriedberg bemächtigte, einem neuen Selbstvertrauen wich.

Da nach der Auffassung Friedrichs der Feldzug mit der Schlacht von Soor beendigt war, kehrte er nach Berlin zurück. Schon zweimal hatte er die Hand zum Frieden geboten, das erste Mal, als Karl VII. gestorben war, und das zweite Mal, als der Erfolg der österreichischen Waffen gegen die Franzosen die Kaiserwahl des Franz von Lothringen-Toskana entschieden hatte. Doch jedesmal wies Maria Theresia stolz die Friedensangebote zurück. Im Gegenteil. Trotz der Niederlagen ihres Hauptheeres versteifte sie sich in ihren Plan, den König von Preußen um jeden Preis niederzuringen. Schon hatte sie Verhandlungen mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland angeknüpft, und da diese den Machtzuwachs Preußens mit scheelen Augen ansah, versprach sie, eine ansehnliche Truppenmacht zu mobilisieren. Hätte Maria Theresia nur einen einzigen Feldherrn gehabt, der annähernd über ähnliche große Gaben, wie Prinz Eugen sie in seiner Person vereinigte, verfügt hätte, so wäre ihr in der Fortführung des Krieges vielleicht doch noch der große Schlag gegen ihren Gegner geglückt. "Aber in dieser Phase des Krieges zeigte sich der immense Vorteil, welchen Friedrich dadurch voraus hatte, daß er als König und Feldherr in einer Person der alleinige Leiter und Herr [133] seiner Truppen war, während die Operationen seiner Gegner von Wien beeinflußt wurden und auch nicht so leicht ein Zusammenwirken der einzelnen Heeresteile herzustellen war."

Gerade auf dieses Zusammenwirken der einzelnen Heeresteile war der Plan aufgebaut, den man in Wien und bei den Feldherren zur weiteren Fortführung des Krieges gefaßt hatte. Nach der Schlacht von Soor waren die preußischen Truppen nach Schlesien zurückmarschiert. Es sollte nach neu getroffenen, geheimen Vereinbarungen zwischen den Sachsen und Österreichern ein österreichisch-sächsisches Heer gegen Berlin vordringen, während das Gros der preußischen Truppen noch in Schlesien stand. Da wurde der Plan durch die eitle Geschwätzigkeit des sächsischen Ministers Brühl bei seiner L'hombrepartie mit dem schwedischen Gesandten in Dresden diesen verraten. Der Schwede berichtete das Vorhaben der Verbündeten sogleich nach Berlin, und nun kam Friedrich II. seinem Gegner zuvor und eilte selbst so rasch als möglich nach Schlesien.

Noch zogen 10 000 Mann österreichische Truppen von der kaiserlichen Rheinarmee unter General Graf Grünne heran, die sich mit den Sachsen vereinigten und eine Teilung der preußischen Streitkräfte herbeiführen sollten, da erhielt Prinz Leopold von Dessau den Befehl des Königs, ein rasch bei Halle gesammeltes Korps nach Sachsen zu führen und nicht nur die Vereinigung der Sachsen mit Grünne, sondern auch die weitere Verbindung dieser Truppen mit Karl von Lothringen zu vereiteln. Plötzlich stand der Dessauer in Sachsen, näherte sich einem sächsischen Korps in der Nähe von Leipzig und zwang es zum Rückzug. Zur selben Zeit eilte König Friedrich mit seinen Truppen aus Schlesien herbei, überraschte ein zweites sächsisches Korps, das unweit von Lauban in der Lausitz stand und vernichtete es bei Katholisch-Hennersdorf beinahe vollständig, wobei sich besonders der Husarengeneral von Ziethen hervortat. Doch jetzt schob sich auch der alte Dessauer zwischen das sächsische Hauptheer, bei dem nun auch Grünne angelangt war und das unter dem Grafen Rutowski in der Nähe von Dresden stand und trennte es von dem österreichischen Hauptheer Karls von Lothringen ab. Statt sich nun auf den alten Dessauer zu werfen, ehe König Friedrich heran war, zog sich Karl von Lothringen unentschossen aus Sachsen zurück, wohin er gleich bei der neuerlichen Eröffnung der Feindseligkeiten vorgerückt war, und überließ Rutowski und Grünne ihrem Schicksal.

Erst als König August III. nun selbst nach Prag eilte und drohte, mit Friedrich zu unterhandeln, marschierte der Lothringen wieder nach Sachsen. Durch das Hin- und Herziehen waren die Truppen nutzlos ermüdet. Als das österreichische Heer nach einem äußerst beschwerlichen Marsch endlich am 13. Dezember 1745 wieder bei Dresden anlangte, [134] hatte sich die Lage für die Verbündeten weiter verschlechtert. Leopold von Dessau rüstete nämlich soeben zum Angriff auf die festen Stellungen der Sachsen bei Kesselsdorf.

Dennoch bot Lothringen dem sächsischen General Rutowski sofort Unterstützung an. Aber Rutowski wähnte sich mit seinen Truppen und in seinen Schanzen den Angreifern gewachsen, und weil bei dem sächsischen Heerführer wohl auch ein gewisser Ehrgeiz mitsprach, die Siegeslorbeeren für sich allein zu holen, wies er das Anerbieten des österreichischen Oberbefehlshabers voreilig ab.

Am 15. Dezember mittags griff der alte Dessauer Rutowski in seinen vorteilhaften, durch einen steilen Grund geschützten Verschanzungen an. Nach kaum dreistündigem Kampf zogen sich die Sachsen in Unordnung auf Dresden zurück.

Zehn Tage danach, am 25. Dezember 1745, wurde dann endlich der Friede von Dresden zwischen Preußen, Österreich und Sachsen unterzeichnet. Wohl war der König von Preußen noch als Sieger in Dresden eingezogen, aber die Bündniserklärung Kaiserin Elisabeth von Rußland für Maria Theresia und die beinahe völlige Erschöpfung seiner Kassen bewogen auch ihn, dem Kampf ein Ende zu machen. Anderseits wirkte England auf Maria Theresia ein, das erklärte, seine Geldunterstützungen einstellen zu wollen, wenn sich die Kaiserin nicht zur Beendigung des Krieges entschließen würde. So kam, während Karls von Lothringen Heer wieder in Böhmen stand, der Friede zustande, der Sachsen eine Million Taler und Maria Theresia endgültig Schlesien kostete, der Kaiserin aber die preußische Anerkennung der vollzogenen Kaiserwahl einbrachte.

Für das kaiserliche Heer aber war der Feldzug auch jetzt noch nicht zu Ende. Bei allen Erfolgen, die den Ruhm der preußischen Waffen während des Feldzuges von 1745 so hoch über den ihrer Gegner erhoben, darf bei der Beurteilung der Schlagkraft des kaiserlichen Heeres niemals der Fehler unterlaufen, daß man die anderen Kriegsschauplätze am Rhein, in den Niederlanden und in Italien vergißt, auf denen die vielleicht bedeutend fähigeren Generale als jene der Hauptarmee sich gegen den französisch-spanischen Gegner zu wehren hatten. Seit den Kriegen Prinz Eugens zeichnete sich immer deutlicher die Aufgabe des kaiserlich-österreichischen Heeres ab, daß es nicht nur während der Regierungszeit Maria Theresias, sondern auch für die ganze Dauer der Fortentwicklung des österreichischen Staates dazu bestimmt war, stets gleichzeitig an verschiedenen Fronten, die außerdem noch weit voneinander entfernt lagen, zu kämpfen. So mußte das kaiserliche Heer seine Kräfte im Gegensatz zu den Gegnern, die ihre Heeresmassen fast immer [135] in einem weitaus kleineren Kampfraum zusammenballen konnten, fast in jedem Kriege zersplittern und den weit ausgreifenden Raum des habsburgischen Besitztums im Norden und Süden, im Nord- und Südwesten und im Südosten Mitteleuropas beschützen. Dieser Zwang der Trennung wertvoller Kräfte, die die Schlagkraft der Truppe und die Einheitlichkeit der Führung der österreichischen Armee in vielen Kriegen

lähmte, wurde oftmals von einer oberflächlichen Kritik übersehen, die nur die Niederlagen des Hauptheeres in den preußisch-österreichischen Feldzügen sah. Nur derjenige, der Gelegenheit hat, sich dann und wann in die Regimentsgeschichten dieser uralten, einstigen kaiserlich und königlichen Truppenkörper zu vertiefen, wird gewahr, welche ungeheure Leistung dieses Heer vollbracht hat, dessen Regimenter oft während eines einzelnen Krieges, heute in Schlesien, morgen in den Niederlanden, dann wieder am Rhein, in Oberitalien, ja in Neapel und zuletzt noch im fernen Südosten fochten.

Auch als der Dresdner Friede geschlossen wurde, rollte das Kriegstheater an den übrigen Fronten noch weiter mit unverminderter Heftigkeit ab.

Mit Truppen, die bisher am Rhein und in Böhmen und Sachsen gestanden hatten, zogen die beiden besten Generale, Browne und Bärenklau, nach Italien. Ein entschlossener Vorstoß der beiden gegen die Adda warf bald die Franzosen und Spanier aus Mailand, Casale und Gustalle.

Kühn griff Liechtenstein, der seit der Vereinigung mit Browne und Bärenklau den Oberbefehl übernommen hatte, das stark befestigte Piacenza an. Da entschloß sich der spanisch-französische Heerführer Gages zum Entsatz, der gleichzeitig eine Entscheidung herbeiführen sollte. Die Entscheidung fiel, aber zugunsten der Österreicher. In der blutigen Schlacht vor Piacenza am 15. Juni 1746 wurde der rechte Flügel des französisch-spanischen Heeres völlig vernichtet und die spanischen Truppen, die den rechten österreichischen Flügel mit einer gewaltigen Übermacht angegriffen hatten, so blutig zurückgeschlagen, daß sie nach einem Verlust von 12 000 Mann bis über den Po zurückfluteten. Nun erwies sich Bärenklau wieder als einer jener wenigen Generale Maria Theresias, dessen Fähigkeiten und vor allem dessen rasche Entschlußkraft viel nutzbringender auf dem schlesisch-böhmischen Kriegsschauplatz, als am Rhein und jetzt in Italien angewendet worden wären. Ohne den Gegner zu Atem kommen zu lassen, griff er ihn noch während des Rückzuges bei Roddofredo stürmisch an. Schon war er ihm am Ufer des Tidone zuvorgekommen, hatte ihm die Übergangsmöglichkeit über den Fluß versperrt und setzte soeben zur völligen Umzingelung und Vernichtung [136] der feindlichen Streitkräfte an, da wurde er von einer Kugel niedergestreckt. Nur der Verwirrung, die durch den jähen Tod des beliebten Generals bei den Österreichern entstand, vermochte es Gages zu danken, daß er den größten Teil seines Heeres noch über den Tidone bekam. Mit Bärenklau aber hatte Maria Theresia einen ihrer besten und kühnsten Generale verloren.

Nach dem Rückzug der Franzosen und Spanier über den Tidone fiel auch Piacenza, dessen Festung sich bisher noch gehalten hatte. Immer weiter wichen die Franzosen und Spanier. Anfangs September zogen die Österreicher als Sieger in Genua ein, Browne marschierte jedoch weiter und

stand am 7. Dezember 1747 vor Antibes in der Provence. Da brach ein Aufstand der Genuesen aus. Die schwache Besatzung, 3000 Mann, wurde in verlustreiche Straßenkämpfe verwickelt. Als die Aufständischen dann noch starken Zuzug vom Lande erhielten, nahm der Aufruhr bald ein solches Ausmaß an, daß man sich zur Räumung der Seestadt entschloß. Nach schweren Marschgefechten, die durch die immer heftiger werdenden Überfälle der Landbewohner besonders verlustreich wurden, gelang es der Besatzung, endlich Parma zu erreichen.

Der Verlust Genuas zwang auch Browne zur Aufgabe der Belagerung von Antibes. Ohne von dem neuen Befehlshaber der Franzosen im Süden, Belle-Isle, angegriffen zu werden, ging er auf Nizza zurück und bezog dort Winterquartiere. Als dann Graf Schulenburg im kommenden Jahre, allerdings vergeblich, Genua von neuem belagerte, marschierte Browne bis in die piemontesischen Alpen und blieb dort nach der siegreichen Abwehr des Gegners am Col d'Assieste zur Sicherung der wiedereroberten habsburgischen Gebiete und des sardinischen Piemonts Gewehr bei Fuß stehen.

Am 18. Oktober 1748 schloß der österreichische Gesandte in Paris, Wenzel Anton Graf Kaunitz, für Habsburg den Frieden von Aachen ab. Dank der Unfähigkeit der Heerführung im Nordwesten ging das mit soviel Erfolg behauptete und eroberte Gebiet von Parma, Piacenza und Guastalla in Italien an Don Philipp von Spanien verloren. Die habsburgische Niederlande wurde von den Franzosen geräumt und blieben weiterhin in österreichischer Hand. Nach achtjährigem Krieg traten die österreichischen Truppen endlich wieder den Rückmarsch in ihre Friedensstandorte an. Dringend notwendige Reformen der Ausbildung und Ausrüstung erwarteten sowohl die Soldaten als auch durchgreifende Veränderungen in der obersten Befehlsgewalt die vordringlichste Forderung aus den Erfahrungen dieses unheilvollen Krieges waren.
[137-138=Illustrationen] [139] Der Friede von Aachen brachte für das kaiserliche Heer endlich jene großzügigen Reformen, an deren vollkommener Durchführung es bisher infolge der ununterbrochenen Kriegsdauer gemangelt hatte. Keinen Augenblick dachte Maria Theresia daran, den Gedanken an eine spätere Rückgewinnung Schlesiens endgültig zu begraben, sondern ihr Ziel und Streben war neben den Plänen, die sie hinsichtlich des Staatsneubaues durchzuführen beabsichtigte, stets auf die Heilung der schmerzlichsten Wunde am Körper dieses Völkerstaates gerichtet, und diese Wunde hieß Schlesien!

Ausgehend von den Reformen, die seit 1744 den Feldzügen zwar unzureichend und nur ganz allmählich und nicht allgemein Schritt gehalten hatten, ging man nunmehr seit dem Aachener Friedensschluß daran, alle Angelegenheiten der Reichsverteidigung von Grund aus neu zu gestalten.

Wenn früher die Bewilligung von Truppenstellungen die Lieferungen, überhaupt die Ausrüstung und Verpflegung zum großen Teile von dem Belieben der einzelnen Landstände abhingen, so übte von 1748 an der Staat den entscheidenden Einfluß auf die Organisierung und Verpflegung des Heeres: in seinem Namen, nicht mehr in jenem der einzelnen Länder, die ganz natürlich oft feilschten und kargten, um die eigene Last zu vermindern, werden künftig Rekruten ausgehoben, Truppenkörper aufgestellt und entlassen und die Armee, welche den Arm des Staates darstellt, auch von diesem allein gelenkt und bewahrt.

Das Heer wurde also, nach preußischem Vorbild, auch in Österreich die bewaffnete Trägerin der Staatsidee. Bedeutsam war jedoch, daß sie nach ihrer inneren Ausrichtung und auch nach der äußeren Gestalt nicht als das waffentragende Spiegelbild des habsburgischen Völkerstaates gedacht war, sondern, daß man ihr, eingedenk der Zielsetzung Prinz Eugens, einen deutschen Charakter gab. Da nun gerade die Truppen aus den Erblanden den Kern des Heeres zu bilden hatten, lag es auf der Hand, daß man noch einen Schritt weiter ging und auf Grund der bevorzugten Einstellung deutscher Mannschaften auch als allgemeine Dienstsprache des Heeres die deutsche Sprache anwandte. Gleichzeitig wurde versucht, die zu den Fahnen geworbenen Mannschaften, besonders soweit sie Deutsche waren, auch weiterhin für den Dienst des Staates zu erhalten. So besagte ein kaiserliches Edikt, das die Werbung deutscher Waffenfähiger verlangt, "daß auch von Seiten des Ziviles auf derlei Capitulanten, wenn solche nach geendigten Krieg nicht mehr in Militär-Diensten verbleiben, sondern sich irgendwo ansäßig machen wollen vor allem auf sie reflektiert und dieselbe nach Maß ihrer besitzenden Wissenschaft oder erlernter Kunst, Profession oder Handwerk auf ihr allmaliges Ansuchen bei sich ereigneten Aperturen vorzüglich untergebracht [140] oder zum Bürgerrecht und Meisterschaft befördert werden sollen." So wurde aus Soldaten nicht nur ein vorwiegend deutscher Beamtenkörper geschaffen, sondern man ging auch darauf aus, den einzelnen durch die Aussichten auf ein besseres ziviles Fortkommen nach Ablauf der Dienstzeit wehrfreudiger zu machen. Grundsätzlich hielt man dabei noch an der ausschließlichen Werbung fest. Die Einteilung des ganzen Reiches in Werbekantone für die einzelnen Regimenter wurde erst 1771 allgemein durchgeführt. Noch später, Anno 1780, sollte dann auch in Österreich die Allgemeine Konskription an Stelle der Werbung treten. Nur in Ungarn bestand auch weiterhin die "Insurrection", deren Kosten vom Landtag des Königreiches aufgebracht wurden. Versuche, die Stellung von Freikorps, die neben den vom Lande aufgebrachten Adelsbanderien und Heeresregimentern Kriegsdienste taten, später durch Konskription abzulösen, scheiterten noch zu Josef II. Regierungszeit am einmütigen Widerstand der Komitate.

Mehr Erfolge hatte man dagegen mit der Errichtung eigentlicher

Grenzerregimenter am Stelle der bisher bestehenden Grenzerfreikorps und einer erweiterten Einteilung der Gebiete an der türkischen Grenze in militärische Schutzbezirke. Das Banater, Szekler und wallachische Grenzland erhielt den ausgesprochenen Charakter einer Grenzmark, die durch einen, neben dem Waffendienst auch Zivilberufe ausübenden Soldatenstand geschützt wurde. Als dann noch 1746 in Kroatien aus den Grenzschutzsoldaten 16 Grenzinfanterieregimenter aufgestellt wurden, denen Grenzkavallerie und Artillerie beigegeben war, hatte sich Maria Theresia damit ein Truppenkontingent geschaffen, das sich später im Siebenjährigen Kriege durchaus bewähren sollte. Auch das Titler Czaikistenkorps wurde 1747 aufgestellt und hat sich als Stammtruppe der österreichischen Pioniere bis zu den großen Kriegen um die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten. Von den Seressanern, einer Art Gendarmeriekorps, die man aus verschiedenen Grenzregimentern, dem Ottochaner-, Szluiner- und Liccaner-Regiment aufstellte, wurde schon bei den Heeresreformen Eugens von Savoyen gesprochen.

Für die deutsche Soldatengeschichte von besonderer Bedeutung ist jedoch, daß in jener Epoche vor, während und kurz nach dem Siebenjährigen Krieg der größte Teil aller österreichischen Regimenter, also auch diejenigen, deren Tradition die großdeutsche Wehrmacht heute übernommen hat, gegründet worden ist. Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu wollen, sei zusammenfassend gesagt, daß vor allem jene Truppenkörper, die während des Weltkrieges und in der Nachkriegszeit dem Soldaten des damals reichsdeutschen Heeres als durchaus ebenbürtige österreichische Regimenter in Erinnerung geblieben waren, in jener Zeit [141] aufgestellt worden sind, soweit sie nicht schon bestanden. Lediglich aus Gründen uniformgeschichtlichen Interesses sei hier noch erwähnt, daß die erste Aufstellung der wegen ihrer prunkvollen Uniformen bekannten österreichischen und ungarischen Leibgarden durch Maria Theresia und ihrem Sohne Josef II. ebenfalls zu jenem Zeitpunkte stattfand, wie auch die unterschiedlichen Farben, welche die österreichischen Infanterie- und schweren Kavallerieregimenter damals erhielten, bis zum Ende des Weltkrieges, die gleichen geblieben sind.

[138] Österreichische Truppen unter Kaiserin Maria Theresia. Links: Büchsenmeister und Füsilier der Artillerie. Rechts: Berittener Pandur und Kroat eines Grenzregiments. Nach Aquarellen von Rudolf von Ottenfeld. (Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

So zeigte der Stand der österreichischen Armee in der Zeit der Friedensperiode zwischen dem österreichischen Erbfolgekrieg und dem Siebenjährigen Krieg jene ähnliche Steigerung, wie sie zur gleichen Zeit bei allen Heeres Europas festzustellen war. Zu Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges hatten 52 Infanterieregimenter, 18 Kürassierregimenter, 14 Dragonerregimenter und 8 Husarenregimenter in einer Gesamtstärke von 158 762 Mann bestanden. Als dann Maria Theresia in den Siebenjährigen Krieg eintrat, zählte die österreichische Armee 54 Infanterieregimenter (davon 39 deutsche, 1 spanisches, 5 walachische und 9 ungarische), 41 Kavallerieregimenter (18 Kürassier-, 12 Dragoner- und 11 Husarenregimenter), so daß die Stärke des österreichischen Heeres unter Einrechnung hier nicht angeführter ungarischer Sonderkontingente auf 195 183 Mann angestiegen war.

Grundlegend waren auch die Änderungen im Aufbau der Führung des gesamten Kriegswesens und in der militärischen Verwaltung des Staates. Maria Theresia bewies hier bei der Wahl der Männer, denen sie die Umgestaltung des Heeres anvertraute, eine glückliche Hand. Ganz unabhängig davon, ob diese Generale in der Schlachtenführung gegen das

Feldherrngenie eines Friedrich II. glücklich oder unglücklich waren, haben sich alle als die großen Organisatoren eines einheitlichen, deutschgeführten Heeres von vielen Völkerschaften erwiesen.

Der bedeutendste dieser Männer war der berühmte "Cunctator" des Siebenjährigen Kriegs, Friedrich II. zäher und nicht immer erfolgloser Widersacher, Feldzeugmeister Graf Leopold Daun, der, als Sohn des berühmten Verteidigers von Turin, in den Jahren vor dem Siebenjährigen Kriege an der Spitze der bereits geschaffenen und unter seiner Leitung neu errichteten Militärbildungsanstalten stand. Neben dieser Aufgabe übte er gleichzeitig auf die gesamten Reformen des Heerwesens einen bedeutsamen Einfluß aus. Obwohl er beim Heere wenig beliebt war, genoß er doch das volle Vertrauen der Kaiserin. Der zweite bedeutende General, den man sogar als den Schöpfer des modernen österreichischen Heeres ansprechen kann, war Franz Moritz Graf Lascy, der aus einer alten irländischen Familie stammte. Er kam aus russischen [142] Diensten, wo sein Vater den Rang eines Feldmarschalls und Gouverneurs von Livland innegehabt hatte, 1743 in österreichische Dienste. Rasch erklomm er in Anerkennung seiner Tapferkeit und großen Verwendbarkeit die militärische Stufenleiter und war zu Beginn des Siebenjährigen Krieges bereits Generalmajor. Zusammen mit dem dritten der großen Feldherren Maria Theresias, Laudon, erhielt er das Großkreuz des Maria Theresienordens und wurde während des Siebenjährigen Krieges durch den zweiten Zug der Österreicher nach Berlin bekannt. Der Tag von Torgau sollte ihm den Titel eines Feldmarschalls bringen, doch lehnte er ihn, um ältere Generale nicht zu kränken, ab und wurde später zum "General-Inspektor" der Armee ernannt.

Der dritte große Feldherr Maria Theresias war Gideon Freiherr von Laudon. Auch er stammte aus dem Ausland, aus Schottland, kam ebenfalls aus Livland, wo sich seine Familie niedergelassen hatte und trat aus russischen Diensten, nach einem vergeblichen Versuch, in Preußen unterzukommen, 1740 in österreichische Dienste. Da er keine Empfehlungen nachweisen konnte, mußte [er] zuerst im Pandurenkorps Trenks seine ersten Sporen bei den Kaiserlichen verdienen. Zerwürfnisse mit seinem Chef, dessen grausame Kriegsführung Laudons Ablehnung fand, zwangen ihn dann zur Niederlegung seines Dienstranges. Nun mußte er sich mit Schreibereien und mathematischen Arbeiten sein täglich Brot verdienen.

Es war Fürst Kaunitz, der auf den hageren Mann mit den roten Haaren und dem düsteren, harten Gesichtsausdruck eines Tages aufmerksam wurde. Auf seine Verwendung bekam er neuerdings ein Kommando bei einem Grenzerregiment. Als er sich dann zu Beginn des Siebenjährigen Krieges besonders in der Führung leichter Truppen derartig auszeichnete, daß man ihn beachten mußte, wurde er noch 1757 General. Der weitere Verlauf dieses Krieges hat ihn dann Zug um Zug die höchsten militärischen Rangstufen

erklimmen lassen.

Unterstützt von Männern, deren hervorragendste Vertreter Browne, Daun, Lascy und später dann auch Laudon waren, wurden von Maria Theresia als erste durchgreifende Verordnung der obersten Heeresbehörde neben dem auch weiterhin fortbestehenden Hofkriegsrat drei Departements, eines für das Militärgerichtswesen, ein zweites für die ökonomischen und ein drittes für die militär-politischen Angelegenheiten geschaffen.

Die größte Fürsorge galt natürlich der Schaffung neuer Exerziervorschriften für die drei großen Truppenkörper der Infanterie, der Kavallerie und der Artillerie und deren neuzeitlicher Bewaffnung. Das bereits 1737 herausgebrachte "Exerzier- und Dienstreglement" fand in General [143] Guasco einen umfassenden Bearbeiter, für die Kavallerie wurden neue Dienstvorschriften von General Ayassassa verfaßt, und auch das Ingenieurkorps erhielt 1748 Dienstanweisungen in deutscher und französischer Sprache. In der Umänderung der Bewaffnung wurde bei den leichten Fußtruppen mit der Einführung neuer Doppelflinten, von denen ein Lauf glatt und der andere gezogen war, der Anfang gemacht. Ebenso wurde die seit 1742 in Angriff genommene Ausrüstung der Infanterie mit eisernen Ladestöcken allgemein durchgeführt. Die Mannschaften erhielten neben dem Bajonett noch einen leichten Säbel, und mit den Grenadieren wurde statt des Gebrauches der Handgranate der ausschließliche Musketierfeuerdrill einexerziert.

Am durchgreifendsten waren Maria Theresias Reformen jedoch bei der Artillerie. Der Feldmarschall Fürst Wenzel Liechtenstein, der sich schon vor Piacenza einen Namen gemacht hatte, war es, der hier zum großen Organisator und zum Schöpfer des in allen Kriegen berühmt gewordenen österreichischen Geschützwesens wurde. Liechtensteins Erfahrungen aus dem ersten schlesischen Kriege und in den Feldzügen in Italien und Frankreich legten ihm den Gedanken nahe, die Artillerie in eine Feldartillerie und eine schwere oder Belagerungsartillerie zu teilen und durch eine Verkürzung des Geschützrohres sowie durch die Regulierung des Geschoßkalibers dem Feldgeschütz eine größere Beweglichkeit zu geben, ohne daß dessen Feuerwirkung beeinträchtigt wurde.

So wurde durch diese grundlegenden Veränderungen bei den einzelnen Waffengattungen, dann durch den Neuaufbau des Mineurkorps, die Schaffung eines eigenen Geniewesens, die Aufstellung von Sappeurkompagnien, eines Pionierbataillons und Pontonierkorps die Schlagkraft des Feldheeres bedeutend vermehrt. Auch die "Roßpartei" mußte noch vor und während des Siebenjährigen Krieges einem gesonderten Fuhrwesenkorps weichen. Für die finanzielle Versorgung und die Verpflegung der Armee, die bisher einem System unterstanden, das durch die dauernde

Ebbe der Kassen das Heer so oft einer völligen Auflösung nahe gebracht hatte, wurden völlig neue und feste Normen entworfen.

Nur kurz sei hier noch auf die Gründung einiger bedeutender Militär-Unterrichtsanstalten hingewiesen. So wurde das Jahr 1747 zum vorbereitenden Gründungsjahr der Alma mater aller höheren österreichischen Offiziere, der Wiener Neustädter Militärakademie. Nach einer von dem Hofkammerrat Johann Richthausen Freiherrn von Chaos gemachten Stiftung ließ Maria Theresia in diesem Jahr eine Kommission zusammentreten, die den Entwurf einer neuen Militärakademie für die wissenschaftliche Ausbildung des Offiziersnachwuchses ausarbeiten sollte. Nach diesem Entwurf wurden erst noch zwei Anstalten, ein in Wiener [144] Neustädter Burg untergebrachtes Kadettenkorps und eine Militärpflanzschule in der Wiener Stiftskaserne geschaffen. Oberdirektor beider Anstalten wurde Feldmarschall Daun. Am 14. März 1769 sprach dann Maria Theresia die Vereinigung beider Anstalten zu einer "Militär-Akademie" in Wiener-Neustadt aus. Das Gebäude in Wien wurde der schon von Prinz Eugen ins Leben gerufenen Ingenieurschule übergeben. In der weiteren Regierungszeit Maria Theresias und Josefs II. sind dann noch eine höhere Artillerieschule, eine medizinisch-chirurgische Akademie, achtzehn deutsche und zwölf ungarische Erziehungshäuser für Soldatenkinder, ein Offizierstöchter-Erziehungsinstitut und Invalidenhäuser entstanden.

Alle diese Reformen haben Maria Theresia beim Heere den Namen der "mater castrorum", der Mutter der Heerlager eingebracht. Mit jeder dieser Maßnahmen, welche den ganzen Heeresorganismus umfaßten, wurde naturgemäß auch ein mächtiger Einfluß auf den Geist der Armee ausgeübt. Sie fühlte sich nicht mehr bloß während des Krieges als eine Notwendigkeit, sondern die ihr auch während der Friedensjahre zugewendete umfassende Vorsorge lehrte sie, sich überhaupt als wichtiges Glied des Staatsorganismus zu betrachten. Dieses Bewußtsein tat sich in manchen Äußerlichkeiten kund, gab aber im ganzen dem Geist in der Armee eine neue Richtung.

Weil aber diese Richtung in der Verteidigung eines völkervermengenden Staatssystems ihre höchste Aufgabe sah, konnte sie sich nur so lange bewähren, als nicht die einzelnen Völker erwachten. Der Zwangslauf des deutschen Schicksals hat es mit sich gebracht, daß diese neue Armee schon in dem Manne ihren ersten Meister fand, der sein Heer auf die Einheit von Volk und Staat aufgebaut hatte. Dennoch sollte auch aus dem Blute der Deutschen der Ostmark, die nunmehr in der Erfüllung ihrer Soldatenpflicht als die hervortretendsten Waffenträger ihres Staates gegen andere Deutsche in den Kampf ziehen mußten, jener Lorbeer erwachsen, der sie Jahrhunderte später für alle Zukunft zusammenband.
Während so auf allen Gruppen des Heerwesens grundlegende Neuerungen angebahnt und durchgeführt wurden, erfuhr auch der innere Aufbau des

Staates eine entscheidende Umänderung seiner gesamten Verwaltung. Der Völkerstaat, der in den Niederlanden, in Italien, an der Drina, Donau, Drau und in den habsburgischen Vorlanden des Reiches seine Ausläufer hatte, sollte dem Einfluß der auseinanderstrebenden Interessen der Länderregierungen völlig entzogen werden und [145] in der straffsten Zusammenfassung aller Kräfte um die Person des Monarchen seine Einigung finden. Allenthalben wurden Bahnen eingeschlagen, die für jenes Staatsgebilde die Grundlagen hergaben, das als die K. u. K. Monarchie der Habsburger dann noch durch rund 170 Jahre seinen wechselvollen Schicksalsweg durch die Weltgeschichte angetreten hat. Bedeutungsvoll bei diesem Neubau des Staates war für das Deutschtum neben der allgemeinen Einführung des deutschen Schulwesens vor allem auch die weitverzweigte Einsetzung deutscher Beamter in den habsburgischen Landen. Auf Veranlassung des Grafen Haugwitz, Sohn eines sächsischen Generals, in dem Maria Theresia den tatkräftigen Baumeister ihres inneren Staatsneubaues fand, traten damals tausender deutscher Verwaltungsbeamter ihren schweren Weg in alle Landschaften der Völkermonarchie an. Ihrer jahrhundertelangen und den zahllosen stillen Opfern getragenen Arbeit ist es zu danken, wenn sich heute noch der deutsche Einfluß in den Verwaltungsgrundlagen vieler Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie bemerkbar macht. Durch mehr als anderthalb Jahrhunderte hat sich die deutsche Sprache in jenen Ländern nicht nur als die von Maria Theresia eingeführte Staatssprache, sondern auch als Umgangssprache der Gebildeten erhalten. Freilich, für die Erhaltung des Volkstums hat dieser Einsatz deutscher Menschen außerhalb ihrer deutschen Heimat auch eine allmähliche Zerreibung und den Verlust deutscher Geschlechter auf jenem Boden gebracht, wo nach dem Jahre 1918 jeder Deutsche notwendig war. Doch in Anerkennung der unleugbaren Verdienste Maria Theresias, die einmal ihrer Tochter, der Königin von Neapel, schrieb, "vergiß niemals, daß Du als Deutsche geboren bist!", sei gesagt, daß der von ihr als Verkörperung der habsburgischen Hausmacht aufgebaute Staat niemals anders als ein Staat mit deutscher Zielsetzung gedacht war.

Um so tragischer für die Gestaltung des Reichsgedankens erwiesen sich jedoch die Auswirkungen des innerdeutschen Machtkampfes, als Maria Theresias Staatskanzler Fürst Kaunitz in die bisherige europäische Bündnisordnung eine völlige Umwälzung brachte, die in jener deutschen Zielsetzung für die Dauer des Siebenjährigen Krieges im krassesten Widerspruch stand. Noch war Preußen nicht von der Bindung mit Frankreich gegen Österreich zurückgetreten, als Kaunitz, damals noch Kaiserlicher Gesandter in Versailles, bereits die ersten Fäden der Annäherung zwischen den bisher unversöhnlichen Gegnern vieler Jahrhunderte, Frankreich und Österreich, spann. Friedrich der Große nahm die Annäherung wahr und handelte. Er löste nicht nur seinen Vertrag mit Ludwig XV. auf, sondern knüpfte nun seinerseits Verhandlungen mit England an. Da England und

Frankreich sich seit 1755 in einem erbitterten Kolonial- [146] krieg in Nordamerika gegenüberstanden, hatte das Britische Königreich ein Interesse daran, das ihm in Deutschland verbündete Hannover von jeder Gefahr eines französischen Angriffs fernzuhalten. Als aber Österreich eine Unterstützung Englands gegen Frankreich nur dann zusagte, wenn England seinerseits eine neuerliche Bündnishilfe zur Wiedereroberung Schlesiens versprach, lehnte der ältere Pitt dieses Ansinnen ab. Erst jetzt schloß er mit Preußen den Vertrag von Westminster, wonach nicht nur die Neutralität aller Staaten im englisch-französischen Konflikt gesichert werden sollte, sondern worin sich auch England Friedrich II. im Falle eines auswärtigen Angriffes auf Preußen zu dessen Beistand verpflichtete.

Ein Bündnisabkommen Österreichs mit Frankreich im Mai 1756 war die Antwort. Zum ersten Male trat Frankreich auf die Seite Habsburgs. Wenn auch diese Verbindung beider Mächte ein diplomatisches Meisterstück Kaunitz' war, so vermag auch der gewiß begründete Hinweis auf die früheren Bindungen Brandenburg-Preußens und anderer deutscher Fürstenhäuser mit Frankreich gegen den Kaiser das größere Schuldmaß Kaunitz' vor der Sache des Reiches nicht zu vermindern, weil er die Trägerin der deutschen Kaiserkrone mit dem erbittertsten Reichsfeind gegen andere Deutsche verband. So stand denn an der Wiege des neuen habsburgischen Hausmachtstaates das müde, nur mehr, wie Friedrich der Große es nannte, dem alten Phantom eines "Ideals" gleichende Römische Reich Deutscher Nation Pate und legte dem Kaiserreich Österreich jenen Keim der Zersetzung durch innere und äußere seine Einheit zerstörende Kräfte mit in die Wiege, deren man sich selbst soeben im gegenseitigen Dienst der Reichszerstörung bediente.

Es war eine gewollte Fügung des Schicksals, daß der "Reichszerstörer" Friedrich der Große mit dem Ziele, aus seinem Staate eine neue Keimzelle deutscher Größe zu schaffen, schon das junge Österreich im verblichenen Purpurmantel des versinkenden alten Reiches mit seinem furchtbaren Schlage traf. Aufmerksam und durch seine geheimen Agenten stets auf das beste von den Vorgängen auf den europäischen Fürstenhöfen unterrichtet, hatte König Friedrich die österreichischen Rüstungen und das Spiel der Diplomaten verfolgt. Als dann noch Rußland und Sachsen dem österreich-französischen "Schutz- und Trutzbündnis" beitraten, war sich der große König darüber klar, daß in den geheimen Artikeln, die alle diese vertragsschließenden Mächte hinter den bekanntgegebenen Satzungen ihrer gegenseitigen Abkommen verbanden, als erster Punkt die Zerstückelung Preußens und die Rückerwerbung Schlesiens durch Österreich stand. Zweimal ließ er daraufhin in Wien noch über die Gründe der auffallenden Heeresverstärkungen Österreichs anfragen. [147] Wie dann die Antwort, die er erhielt, voller Ausflüchte war, erwiderte er die hinhaltende österreichische Haltung mit dem Einmarsch in Sachsen.

Damit begann, Anfang September 1756, der Krieg. In drei Kolonnen, mit insgesamt 70 000 Mann und 224 Geschützen betrat das preußische Heer sächsischen Boden und drang ungestüm vor. Schon am 9. September stand König Friedrich vor Dresden, durch Herzog Ferdinand von Braunschweig wurde Leipzig genommen, und der Herzog August Wilhelm von Bevern näherte sich Chemnitz. General Rutowski, der wiederum die sächsischen Truppen befehligte, blieb unschlüssig in einem befestigten Lager bei Pirna stehen und versäumte es, sich rechtzeitig auf das österreichische Hauptheer zurückzuziehen, das sich in Böhmen zu sammeln begann.

Da rückte König Friedrich selber ins Böhmische vor. Er ließ ungefähr 30 000 Mann zur Einschließung Rutowskis um Pirna zurück, befahl dem Feldmarschall Grafen Schwerin, von Schlesien aus nach Böhmen zu marschieren und ging selber mit den Korps Bevern und Keith auf das österreichische Heer des Feldmarschalls Browne los, das soeben Anstalten machte, den bei Pirna bedrängten Sachsen Hilfe zu bringen. Am 1. Oktober 1756 stießen die beiden Heere bei Lobositz an der Elbe im ersten schweren Treffen dieses Krieges zusammen. Ohne geschlagen worden zu sein räumte Browne das Schlachtfeld und marschierte nach Budin, um von dort aus seinen Plan, Rutowski zu Hilfe zu eilen, zur Durchführung zu bringen. Auch die Preußen gingen wieder an die sächsische Grenze zurück. Die Hartnäckigkeit des Kampfes, 3400 Mann Verluste bei den Preußen, 2000 Mann auf österreichischer Seite, hatte ihnen bewiesen, daß die Österreicher seit den schlesischen Kriegen viel hinzugelernt hatten.

Als aber Browne jetzt einen kühnen Vorstoß wagte, um die Sachsen endgültig zu befreien, mißglückte es wiederum an der zaudernden Haltung Rutowskis. Am 12. Oktober mußte sich der sächsische General mit 12 000 Mann den siegreichen preußischen Truppen bei Pirna ergeben. Der größte Teil der Gefangenen wurde in zehn neuformierte Regimenter gesteckt, die sächsischen Offiziere, die das Ehrenwort, nicht mehr gegen die preußischen Truppen zu kämpfen, verweigerten, wurden in preußische Städte gebracht und Sachsen vollkommen unterworfen.

Mit der Tragödie von Pirna war der Feldzug 1756 zu Ende. Am 17. Januar 1757 erklärte der Reichstag von Regensburg Friedrichs Einmarsch in Sachsen für einen Reichsfriedensbruch und sagte Maria Theresia die mehr als zweifelhafte "eilende Reichshilfe" zu. Aber auch Frankreich und Schweden erklärten nun Friedrich dem Großen und zwar unter dem grotesken Hinweis auf den Westfälischen Frieden im März [148] 1657 offen den Krieg. Die Franzosen eröffneten mit dem Einmarsch des Prinzen Rohan von Soubise in Geldern die Feindseligkeiten. Als Elisabeth von Rußland sich mit Maria Theresia einigte und beide Kaiserinnen sich gegenseitig verpflichteten, solange zu kämpfen, bis Schlesien und Glatz wieder mit

Österreich vereinigt seien, stand Friedrich der Große mit 140 000 Mann preußischer Truppen und einer alliierten Armee von Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Gothaern und Lippern beinahe allein gegen eine Übermacht von 400 000 Mann feindlicher, über bedeutende Hilfsmittel verfügender Kräfte.

Von den Gegnern waren allerdings vorläufig nur die Österreicher schlagfertig. So ging König Friedrichs Feldzugsplan darnach, mit vier Korps aus Sachsen und Schlesien in Böhmen einzumarschieren, die Armee vor Prag zu vereinigen und hier eine erste entscheidende Schlacht gegen die Truppen Maria Theresias zu schlagen. Vom Siege überzeugt, wollte er dann nur ein Korps zur Verfolgung der Österreicher ansetzen und mit den übrigen Truppen nach dem Westen marschieren, um dort im Verein mit seinen Verbündeten die Franzosen zu schlagen.

Doch dieses Mal vereitelte die völlig veränderte Haltung der österreichischen Truppen und die Tatkraft ihrer besten Generale Friedrichs genialen Plan. Noch war es allerdings Prinz Karl von Lothringen, der als wieder hervorgeholter oberster Befehlshaber des österreichischen Heeres entgegen den eindringlichen Vorstellungen Brownes einige unglückliche Proben seiner unzureichenden Feldherrnbegabung gab. So vermochte König Friedrich, der in der zweiten Aprilhälfte in fünf Kolonnen in Böhmen eindrang, erst noch eines der vier dort stehenden österreichischen Korps in der Nähe von Reichenberg zu schlagen und die übrigen kaiserlichen Truppen in blutigen Reitergefechten auf Prag zurückzudrücken. Anfang Mai traten sich dann die beiden feindlichen Hauptheere in der unmittelbaren Nähe der böhmischen Hauptstadt gegenüber. Die Österreicher hatten ihre Stellungen zwischen dem rechten Ufer der Moldau und dem linken Ufer der Elbe gewählt. König Friedrich war links der Moldau aufmarschiert, während Graf Schwerin seine Truppen um Brandeis konzentrierte.

Als König Friedrich nun vom Herannahen weiterer österreichischer Verstärkungen unter Feldmarschall Daun erfuhr, beschloß er, der Vereinigung Dauns mit Karl von Lothringen zuvorzukommen. Er ließ 20 000 Mann vor Prag zurück, zog die Truppen Schwerins an sich und befahl am 5. Mai den Angriff auf die Österreicher. Ein furchtbarer Kartätschenhagel wirft die Preußen anfangs immer wieder zurück. Die auf beiden Seiten zur Unterstützung eingesetzte Kavallerie zersplittert ihre Attacken [149] in eine Reihe von Einzelkämpfen. Da ergreift Schwerin die Fahne seines Regiments und führt seine Leute persönlich zum Sturm. Von fünf Kugeln getroffen, sinkt er tot zu Boden. Fast gleichzeitig zerschmettert eine Kanonenkugel Browne, der für den durch einen Brustkrampfanfall gehinderten Karl von Lothringen während der Schlacht den Oberbefehl übernehmen mußte, den Fuß. Einige Tage später starb Browne in Prag. Der Tod zweier unvergeßlicher Soldaten verbindet das Andenken an diese Schlacht zum gemeinsamen Vorbild

deutschen Soldatenruhms. Das österreichische Heer war nun durch das Ausscheiden Brownes führerlos geworden. Neue Vorstöße der Preußen zerreißen jetzt die gegnerische Front. Die Österreicher treten den Rückzug an. Der Hauptteil, unter ihnen auch Karl von Lothringen, wirft sich in das befestigte Prag. Trotz der Niederlage haben sich die Österreicher mit einer Tapferkeit geschlagen, die den großen König die ganze Hartnäckigkeit der kommenden Kämpfe vorausahnen läßt.

Als in den ersten Vormittagsstunden des 6. Mai die Kanonen der Schlacht bei Prag zu donnern begannen, hatte der Führer des zur Vereinigung mit Karl von Lothringen heranmarschierenden österreichischen Korps, Feldmarschall Graf Leopold Daun, soeben bei Podibrad haltmachen lassen. Als er dann gegen Abend bis Böhmisch-Brod weitermarschierte, traf ihn hier die Nachricht von der unglücklichen Schlacht. Am nächsten Tage rückte er dann auch noch das Grenadierkorps des Feldmarschalleutnants Puebla an und kaum, daß sich dessen Kompanien in die Infanteriebataillone Dauns eingegliedert hatten, tauchten auch schon die Husaren Ziethens auf, welche die Bewegungen des frischen österreichischen Korps erkunden wollten.

Aber Daun ließ sich zu keiner Blöße bewegen. Ohne sich vorerst um die immer dringender werdenden Hilferufe Karls von Lothringen aus Prag beirren zu lassen, richtete er sein ganzes Augenmerk darauf, das einzige noch schlagfertige Korps der Kaiserin durch neuen Zuzug an waffenfähigen Mannschaften zu verstärken.

"Fabius Cunctator" nannten Offiziere und Soldaten diesen wenig beliebten, schon durch seine Reformarbeit beim Heere bestens bekannten Feldmarschall Daun. Alles erschien an diesem Manne kühle Berechnung, und überall dort, wo die Truppen gerade gegenüber der blitzartigen, durch seine überraschenden Angriffe an die Feldherrnkunst Prinz Eugens gemahnende Kriegsführung Friedrichs des Großen ein energisches Vorgehen verlangten, wich Daun seinem Gegner hartnäckig aus. Und doch schien seine Kriegsführung nichts von der zögernden Unsicherheit eines [150] Karl von Lothringen an sich zu haben. Jeder Entschluß, den er sich abrang, ging von dem Gesetz der "Erhaltung der Schlagfertigkeit" aus, und wenn er auch späterhin oft eine günstige Gelegenheit zu entscheidenden Schlägen verpaßte, verstand er es meisterhaft, nicht nur den kühnen Offensivgeist Friedrichs des Großen durch gut gewählte Positionen zu hemmen, sondern er holte auch plötzlich energisch zu gefährlichen Vorstößen aus.

Es war dieses Mal Prag, das nunmehr in äußerster Not Daun zum ersten seiner energischen Vorstöße zwang. Obwohl Friedrich der Große die Stadt wegen ihrer Ausdehnung von mehr als zwei Meilen nicht vollkommen

zernieren konnte, unterwarf er Prag nach einem Bombardement. Wohl gelang es den Verteidigern, sich in einer Reihe kleinerer Ausfälle Luft zu verschaffen, aber der Proviant und die Munition wurden immer knapper, so daß man schon an einen endgültigen Durchbruch des eingeschlossenen Hauptheeres dachte. Damit wäre Prag jedoch auf jeden Fall in die Hände des Feindes gegangen. Da erhielt König Friedrich die Nachricht, daß Daun herannahe. Sofort brach Friedrich nun mit dem größten Teil des Belagerungsheeres gegen den kaiserlichen Feldmarschall auf. Bei Kauszim vereinigte er sich am 14. Juni mit dem Herzog von Bevern und traf am 17. Juni auf den bereits in Schlachtordnung zwischen Planian und Kolin stehenden Daun.

Schon seit dem 16. Juni steht die Armee des Feldmarschalls Daun auf dem Boden des Schlachtfeldes. Das dehnt sich südlich der Prager Straße zwischen Planian und Kolin über ein allmählich ansteigendes Hügelgelände aus und wird vor allem durch zwei Höhenzüge beherrscht, auf denen eine ganze Reihe kleinerer Ortschaften liegen. Eine Einsenkung trennt diese beiden Höhen in einen westlichen und einen nördlichen Zug auseinander, und hier ist es vor allem der mit seiner Längsrichtung fast senkrecht auf den westlichen Höhenrücken weisende Komjaheker Berg, der die erstere Hügelkuppe stark überhöht. Die Dörfchen Hradenic, Pobor und Krychnow liegen auf dem westlichen und Březan, Chocenitz, Křečhoř auf dem östlichen Berg. Am Osthange des Komjaheker Berges zieht sich noch außerdem ein dichtverwuchertes Eichenwäldchen dahin, das seine Ausläufer bis an die Häuser von Křečhoř und Křutlič heranschiebt. Hier lagert sich nun das österreichische Heer. Mit der Front nach Westen hat Daun hier eine erste Stellung gewählt, deren rechter Flügel sich vorerst noch an das Dörfchen Hradenic anlehnt, während der linke Flügel weiter südwestlich bei Neudorf steht. Nahe dem rechten Flügel bei den wenigen Häusern des Fleckens Svoisič hat Daun eine starke [151] Reserve unter dem Befehl des Feldmarschalleutnants Grafen Wied-Runkel bereitgestellt, während Fürst Liechtenstein, der große Artillerieorganisator, heute persönlich die Geschützpostierungen auswählt und sich die Reiterregimenter unter den Befehlen ihrer besten Generale, Serbelloni, Lützow, Benedict Daun und Starhemberg, vor dem Zentrum und an den Flügeln formieren.

In voller Schlachtordnung, am Gewehr rastend, verbringt das österreichische Heer den Rest der Nacht. Als der Morgen graut, erkennen die Weißröcke in der Ferne auf der Straße Planian - Kolin bereits die dunklen Linien der preußischen Grenadiere. Immer weiter nach Osten schiebt sich an der Spitze der preußischen Kolonnen die Kavallerie Ziethens in raschester Gangart vor. König Friedrich hat inzwischen auf dem Kirchturm von Planian den Morgen erwartet und hier die ersten Schlachtdispositionen getroffen. Er läßt seine Armee in schiefer Schlachtordnung vorrücken, sein linker Flügel greift weit nach vorne und der rechte ist zurückgenommen, so daß die Hauptwucht des preußischen Angriffs den rechten österreichischen Flügel werfen und Dauns

gesamte Aufstellung umgehen soll.

Es ist kurz nach ein Uhr mittags, als König Friedrich den Befehl zum Angreifen gibt. Er ahnt nicht, daß Daun hinter den schützenden Höhen seine Reserve noch dichter an Křečhoř heranzieht, und daß er jetzt auch die leichte Reiterei Nadasdys zur Deckung seiner rechten Flanke gegen das Eichenwäldchen auf den Ostabhang des Komjaheker Berges befiehlt.

Alle diese Bewegungen bei den Österreichern vollziehen sich noch, während die preußischen Bataillone und Schwadronen jetzt in der vollendeten schiefen Schlachtordnung vorrücken. Noch bevor die vordersten Bataillone des preußischen Infanteriekorps Hülsen an das Eichenwäldchen und Křečhoř heran sind, hat Daun hinter den vor ihm stehenden Grenzerbataillonen und im Schutze der Husaren Nadasdys eine Flanke gebildet, während beide Treffen des Heeres in gleicher Höhe mit den Preußen gegen Křečhoř abrücken.

Mit dem gewohnten Elan werfen sich die Bataillone Hülsens auf die vor dem Eichenwäldchen postierten ungarischen und kroatischen Grenzer. Auch längs des ganzen Westfronthanges des Komjaheker Berges, bei Chocenitz und vor allem um Křečhoř, entbrennt sofort ein heftiger Kampf. Im Sturm wird Křečhoř genommen. Ein Versuch, jetzt den Eichenwald zu umgehen, mißlingt an dem gut gezielten Feuer der Grenzer. Darauf setzt Hülsen neue Bataillone ein, denen es endlich gelingt, das Wäldchen zu nehmen. Doch jetzt kommt österreichische Infanterie zur Unterstützung der Grenzer. Nach erbittertem Kampf fällt [152] das Eichenwäldchen wieder in die Hände der Österreicher. Die Wiedereroberungsversuche der Preußen scheitern am Kartätschenfeuer frisch herangeführter Feldbatterien.

Um vieles furchtbarer ist der Kampf, der inzwischen vor dem österreichischen Zentrum, um die Kuppe des Komjaheker Berges und um die Höhen südlich des Fleckchens Břistvy entbrennt. Dort halten, zur Verschleierung der hinter ihnen stehenden Infanterie, die Schwadronen Benedict Dauns in dicht nebeneinandergeschobenen Treffen. Kaltblütig, in möglichst festgefügter Ordnung das Anreiten der kaiserlichen Reiter erwartend, rücken die preußischen Grenadiere unter dem Wirbel pausenlos geschlagener Trommeln gegen die Reitermassen heran. Jeden Augenblick, so vermeinen sie, werden vor ihnen über den Reiterlinien die Attackesignale ertönen, werden hochgereckte Pallasche blitzen und ein Gewoge mächtiger Rosseleiber gegen den Wald ihrer Bajonette herabpreschen. Doch noch immer verhält die kaiserliche Kavallerie vor ihnen in beinahe bewegungslos verharrenden Linien. Da steigen die Preußen entschlossen das letzte Stück des allmählich steiler werdenden Wiesenhanges hinan.

In diesem Augenblick ertönt droben über den Reitermassen endlich das lang

erwartete Signal. Aber es ist kein Ruf zur Attacke, der jetzt aus dem ehernen Mund der Trompeter aufgellt. Links und rechts schwenken! heißt der Befehl, den jeder Regimentshornist neben der flatternden Standarte vor den glitzernden Linien der Kürassiere und den weißen Dragonerschwadronen bläst. Schon brechen die Züge im kurzen Galopp nach den anbefohlenen Richtungen ab, Staub wirbelt auf, und ehe noch die plötzlich stutzenden Preußen den Sinn des unerwarteten Manövers erkennen, schlägt ihnen von den Höhen ein furchtbarer Feuerorkan aus den Gewehren der dort stehenden deutschen Fußregimenter der Kaiserin entgegen. In wenigen Minuten ist der Boden ringsherum mit Hunderten von getroffenen Grenadieren bedeckt.

Nur einen Augenblick gerät der preußische Angriff jetzt ins Stocken. Aber dieser Moment genügt den Führern der österreichischen Regimenter, um sofort den Vorteil ihrer Lage zu erkennen. Mit gefälltem Bajonett stürmt als erstes das Deutschmeisterregiment von den Höhen herab. Dicht aufgeschlossen folgt das Regiment Baden-Baden und als drittes greift jetzt auch noch das Infanterieregiment Botta die preußischen Grenadiere in ihrer Flanke an. Wie immer, wenn Deutsche gegen Deutsche kämpfen, verbeißen sich Preußen und Österreicher in einem wütenden Handgemenge. Siebenmal versuchen die Preußen, die Höhen zu gewinnen, siebenmal werden sie zurückgeworfen, vor allem dank der Zähigkeit des Regiments Deutschmeister. Von allen Seiten [153] gepackt, fliehen schließlich die preußischen Grenadiere über die Hänge hinab, verfolgt von dem erbitterten Gegner.

Der Erfolg des Zentrums im Kampf um den Komjaheker Berg veranlaßt Daun, seinen eigenen linken Flügel überraschend zum Angriff gegen König Friedrich vorzuführen. Durch die schiefe Schlachtordnung der Preußen ist hier der Kampf zuletzt entbrannt, und nun will Daun dem Anmarsch der Preußen auf den wichtigsten Stützpunkt seines linken Flügels, Chocenitz, durch einen entschlossenen Gegenstoß begegnen. So treffen die beiden feindlichen Truppenmassen mit voller Wucht aufeinander, und in dem Kampf, der nunmehr entbrennt, beweist der preußische General von Mannstein, daß er gewillt ist, mit seinem Korps, das als letzte Reserve der Preußen hier steht, die Lage doch noch für seinen König zu retten.

Auch der König, der nun in der Nähe von Kolin auf einer Anhöhe hält, will jetzt die Entscheidung. Mit zunehmender Sorge beobachtet er, daß Daun seine gesamten Angriffsdispositionen nicht nur durch eine umfassende Vorsicht zu vereiteln versteht, sondern daß sich die österreichischen Truppen heute überall mit einer außerordentlichen Zuversicht schlagen. Schon befallen ihn Zweifel am glücklichen Ausgang der Schlacht.

Da setzt Friedrich in einem letzten und mit äußerstem Einsatz vorgetragenen Stoß gegen die österreichischen Linien an. Alles, was er noch an Fußvolk,

Batterien und Reitern zusammenraffen kann, wird gegen den schwächsten österreichischen Punkt, das Eichenwäldchen bei Křečhoř, geworfen. Mit gefälltem Bajonett greifen die preußischen Bataillone die Österreicher an. Gegen die Front und die Flanke der Regimenter Los Rios, Salm und Platz richtet sich der preußische Angriff. Weil die preußischen Grenadiere und Musketiere wissen, daß von diesem Ansturm das Schicksal des Tages abhängt, werfen sie sich mit einer solch entschlossenen Erbitterung auf den Feind, daß der Gegner allmählich weicht. Sofort setzt Hülsen Dragoner gegen die sich auflösenden Kompanien der Kaiserlichen an. Schon attackieren die Dragoner das zweite Treffen, da wirft sich ihnen als letzte österreichische Reserve das junge ungarische Infanterieregiment Haller mit solcher Behendigkeit entgegen, daß es ihnen in einem grimmigen Handgemenge gelingt, den Ansturm des Gegners zu brechen.

Mit gleicher Heftigkeit tobt inzwischen der Kampf an den anderen Punkten des Wäldchens. Dort werden die Regimenter Neipperg, die Vorfahren jenes heldenhaften siebenten Kärntner Infanterieregiments Khevenhüller Nr. 7 und Gaißrigg, bis zum Untergange des K. u. K. Heeres Österreichs berühmtes deutsch-böhmisches Grenadierregiment [154] Nr. 42, von allen Seiten umzingelt. Mit den vorstürmenden Linien der Infanterie haben die Preußen Geschütze vorgebracht, deren Salven die Reihen der Deutschösterreicher fürchterlich lichten. Schon wimmelt es zwischen niedergebrochenem Geäst und gesplitterten Baumstämmen Blechmütze an Blechmütze der immer dichter andringenden preußischen Grenadiere. Ein weiteres österreichisches Regiment, Erzherzog Karl, das am äußersten rechten Flügel des ersten kaiserlichen Treffens steht, muß mit dem dritten und vierten Glied bereits seine Front verkehren, um sich gegen den Feind, der auch hier in seinem Rücken auftaucht und an den Waldrand herandringt, zu wehren, und nun winkt den Preußen tatsächlich endlich der Sieg, denn jetzt ist das österreichische Zentrum in der Flanke und im Rücken bedroht - da taucht in vollem Galopp Feldmarschall Daun, heute bereits zweimal verwundet, mit seinem Gefolge in der unmittelbaren Nähe des Kampfgetümmels auf.

"Das sächsische Regiment Prinz Karl zur Attacke!" befiehlt er und gleich darauf "Die Regimenter Brühl und Prinz Albrecht folgen!" Jetzt verfolgt er trotz der Gefahr des Augenblickes mit kaltblütiger Spannung, wie vorne außerhalb des Eichenwaldes preußische Kürassiere den Rest eines Bataillons Salm buchstäblich zerhauen. Doch jetzt brausen die einzigen der Vernichtung von Pirna entgangenen sächsischen Chevauxlegersregimenter in äußerster Gangart an ihm vorüber. Grüßend senkt der Obristleutnant von Benkendorf im Vorbeijagen vor dem Feldmarschall seinen Degen. Der dankt ihm mit flüchtigem Gruß, wirft noch rasch einen Blick zu den auseinanderflüchtenden Musketieren der Salminfanterie, und dann verrät keine Miene in seinem Gesicht, daß von diesem Angriff der sächsischen Reiter das Schicksal des Tages abhängt.

Mit stürmischer Wucht prallen die Sachsen auf die feindlichen Kürassiere und Musketiere. Es ist, als wollten sie sich heute für das Unglück von Pirna rächen. Sofort sind Reiter und Pferde in dem Gewühl des Nahkampfes verkeilt, sausend fahren die Klingen auf die preußischen Blechmützen nieder. Kolben splittern, Degen zerbrechen, Pallasche klirren an stählernen Panzern, Standarten, zerschossen und zerfetzt, flattern und sinken mit auseinandergeschlagenen Schäften, und über dem ganzen Gewühl und Gebrüll rast das Donnern und Brüllen der Schlacht, die noch einmal auf allen Linien entbrennt.

"Sie schaffen sich zu wenig Luft! Die Attacke ist aufgefangen!" Erst jetzt verrät Dauns Gesicht, daß er plötzlich mit dem Entschluß, die Schlacht abzubrechen, kämpft. Da hört er neben sich eine jugendliche Stimme. Noch während seine Augen den Kampf der sächsischen Reiter unablässig verfolgen, vernimmt er, wie die Stimme neben ihm in fran- [155-156=Illustrationen] [157] zösischer Sprache etwas von der Ehre, attackieren zu dürfen, erwähnt. Da wendet sich der Feldmarschall verwundert herum. Der da neben ihm hält ist der junge Obrist Comte des Thienes vom Dragonerregiment Prinz de Ligne, dessen Mannschaft nur aus jungen bartlosen Rekruten besteht. "Euer Liebden dürsten nach Tatenruhm!" Dauns Gesicht verzieht sich in einem etwas geringschätzigen Lachen. Doch plötzlich nickt er. Schon wieder abwesend und den Blick von neuem nach dem Verlauf des Kampfes vorne gerichtet, meint er noch: "Mais vous ne ferez pas grande chose avec vos blanc becs!" (Aber Ihr werdet nicht viel ausrichten mit Euern Grünschnäbeln!)

Da antwortet Oberst de Thienes stolz: "Vous allez le voir!" Er senkt den Degen, wendet seinen Rappen kurz auf der Hinterhand und sprengt mit hochgerecktem Degen vor die Front seines unweit haltenden Regiments.

"Blanc becs, Grünschnäbel!" ruft er seine bartlosen Reiter an. "Zeigt, daß ihr beißen könnt ohne Bart, zeigt, daß zum Beißen nur Zähne und kein Schnurrbart gehören!"

Ein tausendstimmiger Ruf ist die Antwort auf diese Worte. Blitzend fahren die Pallasche aus den Scheiden, noch einmal fassen tausend Hände die Zügel zu einer kurzen Parade, dann drücken tausend Schenkel die Gäule im Galoppsprung voran, und nun brandet mit flatternder Standarte das jüngste Reiterregiment der kaiserlichen Armee an Daun vorbei und wirft sich gegen den Feind.

Ist es das Ungestüm der Jugend, das diesen Reitern eine unwiderstehliche Kraft verleiht? Im ersten Anritt sind sie schon tief in den preußischen Linien drinnen, entlasten die Sachsen und brechen immer stürmischer in die

preußischen Linien ein. Attacke um Attacke wirft die sich mit Aufbietung aller Kräfte wehrenden Gegner auseinander. Oberstleutnant Thoricourt sammelt die im Kampfgewühl auseinandergeratenen Schwadronen und führt sie immer von neuem gegen den Feind. Schon klafft ein furchtbarer Keil in der Schlachtordnung des linken preußischen Flügels. Da jagt, von Daun rasch herbeigerufen, jetzt auch noch das Regiment Prinz Eugens, die Savoyendragoner, unter General Serbelloni heran. Nun bricht der Widerstand der letzten preußischen Bataillone. Die gesamte feindliche Kavallerie wird geworfen. 14 Bataillone sind nahezu vernichtet, und das ganze Regimentsgeschütz des feindlichen Fußvolkes geht verloren. Da bläst es hinter den zurückflutenden Resten der preußischen Infanterie zum endgültigen Rückzug. So wie die Österreicher bei Hohenfriedberg, flutet heute das preußische Fußvolk gegen die Prager Straße zurück. Auch der rechte preußische Flügel muß endgültig weichen. Jetzt ist es nur Ziethen, der heldenmütig mit seinen Rei- [158] tern den Abmarsch des Heeres vom Schlachtfelde deckt. Daun läßt den Gegner durch Nadasdys Reiter verfolgen. Weil aber seine Truppen selbst völlig erschöpft sind, beläßt er die Armee in der Stellung und bemüht sich, die Verwundeten und Toten, 6437 Mann, darunter die Generale Lützow und Wolf, während der Nacht und am folgenden Tage zu bergen.

[155] Dragoner des Regiments Prinz de Ligne, Dauns Grünschnäbel, reiten die entscheidende Attacke bei Kolin.
Nach einem Gemälde im Wiener Heeresmuseum.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Mit dem Siege von Kolin hat das österreichische Heer ungemein an Selbstvertrauen gewonnen. Zum erstenmal ist es gelungen, den bisher

unbesiegten preußischen König und sein stolzes Heer zu bezwingen. Noch am Abend des blutigen Tages langt König Friedrich mit seinem kleinen Gefolge in Nimburg an, steigt vom Pferde und sitzt erst lange Zeit, stumm in Gedanken versunken, auf einer Brunnenröhre und zeichnet Figuren in den Sand. Sein gewaltiger Kriegsplan, die Einnahme Prags, alles scheint mit dem Siege des Zauderers Daun wie im Sande zerronnen. 6500 Tote, preußische Soldaten, darunter 326 Offiziere, decken das Schlachtfeld. An die 14 000 Mann, 45 Geschütze und 22 Fahnen hat der furchtbare Tag insgesamt dem Heere des Königs gekostet. Ein düsterer, für die weitere Fortführung des Krieges unheilverkündender Tag! Müde, das edle Antlitz von schweren Sorgen zerfurcht, legt sich der große König für wenige Stunden auf der Bank eines Bäckerhäuschens zur Ruhe. Aber schon bald nach Mitternacht erhebt er sich wieder. Er steigt von neuem zu Pferde und schlägt die Richtung nach Prag ein. Während er mit seinem kleinen Gefolge durch die in düsterer Nachtschwüle daliegende böhmische Landschaft dahinreitet, eilen seine Gedanken schon wieder neuen Plänen entgegen. Er wird nicht nachgeben, aber er wird Böhmen räumen, wird sich dann seinem Gegner auf preußischem Boden entgegenstellen und wird das Erbe der Väter trotzig und wenn es sein muß mit dem letzten Grenadier und dem letzten Dragoner verteidigen!

Es war vorauszusehen, daß der Sieg von Kolin dem österreichischen Heere neben dem jetzt wieder mächtig geweckten Bewußtsein, sich die Ebenbürtigkeit mit dem preußischen Gegner erkämpft zu haben, auch eine ganze Reihe bleibender Ehrungen und Auszeichnungen für Offizier, Mann und geschlossene Truppenteile brachte. Schon König Friedrich hatte selber wenige Tage nach der Schlacht von Kolin die völlig veränderte Haltung der kaiserlichen Truppen anerkannt. "Die kaiserlichen Grenadiere", so schrieb er, "sind eine bewunderungswürdige Truppe; sie verteidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht imstande war. Die Feinde hatten auch den Vorteil einer zahlreichen und gut bedienten Artillerie, sie macht dem Liechtenstein, der ihr vorsteht, alle Ehre!" Unvergleichlich höheres Lob spendete natürlich die jetzt [159] hochgestimmte Kaiserin. Am Tage, da sie die Nachricht vom Siege ihrer Truppen erhielt, am 22. Juni 1757, stiftete sie für die Armee den militärischen Maria-Theresien-Orden, dessen erstes Großkreuz Daun als der Mann erhielt, der seine "Ordensproben vor den Augen der ganzen Armee schon abgelegt" habe. Das Regiment Deutschmeister und vor allem die Lignedragoner erfuhren besondere Ehrungen. Die Offiziere und Mannschaften des letzteren Regiments sollen für alle Zeiten zum Andenken an die Grünschnäbel von Kolin keine Bärte mehr tragen. Noch im Weltkriege, draußen im Schützengraben des Ostens, sind den Truppen aus dem Altreich oftmals die stets glattrasierten Mannschaften des Dragonerregiments "Fürst Windischgrätz" als Nachfolger der de-Lignedragoner aufgefallen.

Die erste Folge des Sieges von Kolin war die Aufhebung der Belagerung Prags. Am 20. Juni schon räumten die preußischen Truppen ihre Stellungen am Ziškaberg. Nun trat das gesamte Heer in getrennten Kolonnen den Rückzug aus Böhmen an. Am 21. Juni stand kein Feind mehr auf österreichischem Boden. Da nun auch im Westen die Franzosen, die Russen im Osten und die Schweden im Norden gegen König Friedrichs Erblande vorzumarschieren begannen, sah sich dieser nun tatsächlich mehr vor die eine Aufgabe gestellt, auf preußischem Boden fechtend zu siegen oder unterzugehen.

Und er siegte! - Plötzlich, ohne sich davon beirren zu lassen, daß die Niederlage von Kolin und die Räumung Böhmens seinen ursprünglichen Plan in dessen ersten und wesentlichen Punkt, der Vernichtung der Österreicher, zunichte gemacht hatte, nahm er den zweiten Punkt dieses Planes wieder auf und warf sich gegen die Franzosen. Nicht einmal das Gros seines Heeres führte er zu diesem Zuge mit sich, sondern nur an die 20 000 Mann. In Schlesien ließ er den Herzog von Bevern zurück, und während er sich gegen Westen ins Thüringische wandte, überließ er Schlesien dem Einbruch der vorläufigen Sieger. So vermochte Daun, der nun wirklich nach Schlesien vorrückte, inzwischen noch etliche bedeutende Vorteile zu erringen. In der Nähe von Görlitz, bei Moys, warfen Nadasdys Reiter die Vorhut Beverns unter Winterfeld, wobei dieser tapfere General, der außerdem ein persönlicher Freund König Friedrichs war, den Heldentod fand. Immer größere Gebiete auf Schlesiens Boden fielen jetzt in österreichische Hand. Nadasdy eroberte das tapfer verteidigte Schweidnitz, Hadik unternahm seinen kühnen Husarenzug nach Berlin, und als dann im österreichischen Hauptquartier die Nachricht vom glänzenden Siege König Friedrichs über die Fran- [160] zosen und die Reichsarmee bei Roßbach eintraf, beschlossen Daun und Herzog Karl von Lothringen, der unglücklicherweise wieder beim kaiserlichen Heere eingetroffen war und nun das Kommando zusammen mit dem Sieger von Kolin führte, den Angriff auf die Stellungen des Herzogs von Bevern bei Breslau.

Am 22. November 1757 kam es zur Schlacht. Nach viermaligem, vergeblichen Sturm eroberten die Österreicher endlich die Verschanzungen Beverns. Bei Einbruch der Dunkelheit räumten die Preußen das Schlachtfeld und zogen sich auf die Festung Breslau zurück. Der Tag hatte ihnen an die 10 000 Mann Verluste gekostet, aber auch die Österreicher hatten über 6000 Mann eingebüßt. Um so größer war ihr Jubel, als der Herzog von Bevern noch in den Morgenstunden des 23. November Breslau verließ und über die Oder zurückging. Der General Leßwitz, den er mit einer kleinen Besatzung in der Festung gelassen hatte, mußte schon am nächsten Tage kapitulieren. Bevern selbst fiel fast zu derselben Stunde bei einem Rekognoszierungsangriff in die Gefangenschaft ungarischer Husaren und Kroaten.

Damit schien trotz des Sieges von Roßbach das Schicksal Friedrichs des Großen besiegelt. Fast ganz Schlesien war wieder in österreichischer Hand, die Russen hatten bereits Ende August den Feldmarschall Lehwald bei Großjägerndorf zum Rückzug gezwungen, und wenn sie sich auch weiterhin nur abwartend verhielten und am Njemen stehenblieben, hatte es doch den Anschein, als würde die Übermacht der feindlichen Streitkräfte das immer mehr zusammenschmelzende preußische Heer endlich zu Boden zwingen.

Aber mit dem Siege von Roßbach hatte sich trotz der inzwischen errungenen österreichischen Erfolge in Schlesien das Kriegsglück wieder seinem Liebling Friedrich II. zugewandt. Es war sein überragendes Feldherrngenie, das dem Gegner von jetzt ab wiederum das Gesetz des Handelns abrang. Fünf Tage nach der Schlacht bei Roßbach kam er in Leipzig an. Dort ließ er den Feldmarschall Keith zur Sicherung seiner rechten Flanke gegen Hadik und den nunmehr General gewordenen Laudon zurück, brach mit der Hauptarmee nach Schlesien auf und vereinigte sich bei Parchwitz mit den Resten des Bevernschen Korps.

Wieder war es der Herzog von Lothringen, der in Nichtbefolgung des Rates Dauns, den Gegner in seiner befestigten Stellung bei Breslau zu erwarten, das kaiserliche Heer um alle Früchte der Siege von Kolin und Breslau brachte. Trotz der Warnungen Dauns brach er sein Lager ab und marschierte dem König entgegen. Am 4. Dezember bezog er dann angesichts des Gegners eine Stellung zwischen Neumarkt und [161] Lissa und übersah dabei ganz, daß sein Heer durch die übermäßige Ausdehnung desselben eine viel zu geringe Tiefe hatte. Es lag auf der Hand, daß ein solcher Meister der Taktik, wie König Friedrich es war, diesen Fehler auszunützen verstand. Der König setzte seine kleine Armee, nachdem er den Generalen eine begeisternde, aber auch überaus ernste Ansprache gehalten hatte, am gleichen Tage, da Lothringen bereits seine Stellungen bezogen hatte, in Marsch und traf am 5. Dezember auf die feindliche Hauptmacht. Als König Friedrich nun die weit auseinandergezogene Stellung Lothringens erkannte, beschloß er, den linken österreichischen Flügel anzugreifen und marschierte kaltblütig an der Front der Österreicher vorüber. Sobald aber die preußische Armee dem zurückgebogenen Haken des linken österreichischen Flügels gegenüberstand, ließ der König in Schlachtordnung einschwenken und trat damit zu der so herrlich geschlagenen Schlacht bei Leuthen an.

Zehn preußische Bataillone warfen sich gegen ein Uhr mittags auf die am linken Flügel postierten leichten Truppen Nadasdys. Diese hielten der Wucht des Stoßes nicht stand. Schon bald ging einer ihrer wichtigsten Stützpunkte, die Höhen des Kiefernberges bei Sagschütz, verloren. Als auch Ziethen mit seinen Husaren dazwischenfuhr, sprengten die Preußen diesen Flügel Lothringens vollkommen auseinander. Zu spät schob dieser jetzt auch den

rechten Flügel vor, um die Preußen in einer parallelen Schlachtfront zu binden. Er ballte dadurch den größten Teil seiner Truppen um das Dorf Leuthen zusammen, so daß die Regimenter dort Klumpen statt Linien bildeten und der preußischen Artillerie ausgezeichnete Ziele darboten.

Beim Dorfe Leuthen stockte der preußische Angriff. Dort stemmte sich der Gegner den andrängenden Grenadieren mit solcher Hartnäckigkeit entgegen, daß der Sturm dreimal wiederholt werden mußte. Erst als Hauptmann von Moellendorf mit seiner Gardekompanie den Kirchhof erstürmte, fiel die brennende Ortschaft in preußische Hand. Noch einmal setzten sich die Österreicher auf dem Windmühlenberge entschlossen zur Wehr. Das Regiment "Roth-Würzburg", das dort stand, verlor bei diesem Kampf beinahe seinen ganzen Bestand. Es brachte nur mehr 4 Offizieren und 33 Mann aus dem Nahkampf zurück. Auch vom Regiment Daun rettete sich nur ein schwaches Bataillon. Wie dann ein überraschender preußischer Kavallerieangriff unter General von Driesen die in einer Mulde nahe dem Mühlenberge haltenden österreichischen Schwadronen auseinanderwarf, versuchte sich der Rest der Mühlenbergbesatzung noch weiter verzweifelt zu halten. Das Regiment Wallis hatte dort oben zuletzt nur mehr als 3 Kompanien, und vom Regiment Baden-Durlach überlebten überhaupt nur 1 Offizier und [162] 8 Mann den blutigen Tag. Schritt um Schritt kämpfend zogen sich nach dem schließlichen Verlust des Windmühlenberges die übrigen Teile der österreichischen Schlachtfront zurück. Erst die Dunkelheit brachte den Truppen den Abbruch der Schlacht. Mehr als 6000 Mann hatte das kaiserliche Heer an Kampfunfähigen und Toten zu beklagen, König Friedrich hatte mit dem bedeutend geringeren Verlust von 3000 Mann einen seiner glorreichsten Siege erfochten. Mit einem Schlag waren wieder alle Vorteile der Truppen Maria Theresias in Schlesien verloren. Kurz nach der Schlacht rückten die österreichischen Korps aus Schlesien ab und zogen nach Böhmen und Mähren. Breslau fiel bald darauf am 21. Dezember 1757 wieder in die Hand König Friedrichs, auch Liegnitz kapitulierte, allerdings unter der Zubilligung aller militärischen Ehren und freien Abzuges für die tapfere Besatzung. Nur Schweidnitz, das General Türheim verteidigte, leistete weiteren Widerstand und vermochte sich noch bis zu April 1758 zu halten.

Der einzige Vorteil, den der unglückliche Ausgang des unter so vielversprechenden Anfangserfolgen begonnenen Feldzuges von 1757 für das österreichische Heer brachte, war die endgültige Niederlegung des Oberbefehls durch Herzog Karl von Lothringen. Durch den Abgang dieses Mannes, dessen Abberufung Maria Theresia in unmißverständlicher Weise endlich verlangt hatte, war es möglich, die Führung des Heeres in der Hand der zwei bedeutendsten Feldherren der Kaiserin nunmehr wieder straffer zusammenzufassen. Der eine dieser beiden Generale war der Sieger von Kolin und Breslau, Feldmarschall Daun. Der zweite war der jetzt plötzlich

ganz in den Vordergrund tretende Laudon.

König Friedrich war mit 40 000 Mann über Troppau nach Mähren aufgebrochen und näherte sich Olmütz. Während er die Belagerung dieser Festung begann, stand Daun in gewohnter abwartender Haltung bei Leitomischl. Er holte sich, erst bedächtig auf die musterhafte Verteidigung Olmütz' vertrauend, Verstärkung um Verstärkung heran. Als dann sein Heer auf 70 000 Mann angeschwollen war, brach er plötzlich gegen Olmütz auf und erschien plötzlich im Rücken des Königs. Ein rasch ausgeführter Angriff warf das preußische Belagerungskorps auseinander und brachte Olmütz außer Gefahr. Jetzt war es Laudon, der durch einen gelungenen Überfall die ganze Verbindung des preußischen Heeres mit Schlesien in höchste Gefahr brachte. Man hatte im kaiserlichen Hauptquartier erfahren, daß ein großer Konvoi an Wagen, Geschützen und Proviant für die preußischen Truppen über Troppau in Anmarsch sei. Dieser Transport wurde bei Domstadtl von Laudon überfallen und kostete dem preußischen Heere trotz tapferster Gegenwehr der Bedeckungs- [163] mannschaften 3 Kanonen, 3000 Pferde, mehrere hundert Stück Schlachtvieh und 2000 Wagen.

Als aber nun auch die Russen wieder herankamen und sich anschickten, das für Friedrich wichtige Küstrin zu belagern, faßte der König den Entschluß, sich durch einen raschen Schlag gegen den schwerfälligen Heereskörper des russischen Generals Fermor wieder Luft zu verschaffen. Am 25. August 1758 griff er die Russen bei Zorndorf mit nur 32 000 Mann an und warf sie in einer der blutigsten Schlachten dieses Krieges. Unverzüglich ging Friedrich jetzt wieder auf Daun los, der sich soeben anschickte, Dresden zu befreien. Er warf dessen Vorhut auf Stolpen zurück, wagte dann aber selbst nicht, gegen Dauns Hauptstellungen vorzugehen und erklärte, "er habe keine Lust, sich daran die Nase zu zerstoßen!" Als Daun dann aber abzog und nach Schlesien marschierte, folgte ihm König Friedrich, vermochte es aber nicht zu verhindern, daß Laudon seine Vorhut bei Putzkau überfiel und ihr empfindliche Verluste beibrachte. Noch schlimmer erging es ihm bei Hochkirch. Hier war Daun plötzlich stehengeblieben, hatte seine Front überraschend verkehrt und erwartete hinter der Ortschaft und dann durch dicht bewaldete Höhenzüge gedeckt den Anmarsch des preußischen Königs. Er traf dabei alle diese Vorbereitungen so geheim und weihte selbst seine Generale über den eigentlichen Zweck seiner Aufstellung nicht ein, so daß sein plötzliches Anhalten des österreichischen Heeres und seine Vorbereitungen zum Kampf dem preußischen König zuerst völlig verborgen blieben.

Erst am 10. Oktober erkannte Friedrich plötzlich, daß er beinahe in die österreichische Aufstellung hineinmarschiert war. Ohne zu ahnen, in welcher Stärke ihm der Gegner gegenüberstand, und vor allem, wo sich Dauns Truppen überall eingenistet hatten, bezog er zwischen Hofkirch und

Weißenberg ein Lager.

Als die Nacht des 13. Oktober hereinbrach, machte Daun sich ganz im stillen marschfertig und schritt in den Morgenstunden des 14. Oktober zum erfolgreichen Angriff. Obwohl die jäh alarmierten preußischen Truppen überall tapferen Widerstand leisteten, traf sie die feindliche Übermacht fast auf allen Punkten mit unbezwinglicher Wucht. Mit der Aufgabe Hochkirchs war die Niederlage Friedrichs entschieden. Schon gegen zehn Uhr vormittags trat das preußische Heer einen völlig geordneten, von Friedrich meisterhaft durchgeführten Rückzug gegen die schlesische Grenze an.

Durch Hofkirch waren die großen Kampfhandlungen des Jahres 1758 beendet. Erst im Frühjahr 1759 begannen dann von neuem die Auseinandersetzungen. Kühn, wie er fast immer den Gegner das Überraschungsmoment abzuringen verstand, packte Friedrich die Österreicher [164] sofort in ihren eigenen Hoheitsgebieten an. Prinz Heinrich erschien nicht nur plötzlich in Komotau und Budin und plünderte dort die kaiserlichen Magazine, sondern zog sogar bis nach Prag und vermochte durch die völlige Zerstörung der dortigen Magazine dem österreichischen Heere gewaltig zu schaden. Friedrich selbst wartete aber erst die Bewegungen des russischen Heeres unter Soltikoff ab. Der rückte langsam gegen die Oder heran und bezog bei Kunersdorf ein befestigtes Lager. Nun gelang es Laudon in einem glücklich durchgeführten Marsch, Soltikoff 18 000 Mann österreichischer Truppen zuzuführen. Die russische Armee zählte 46 000 Mann Infanterie, war zwar schwach an Reiterei, verfügte aber über 300 Geschütze in einer vorzüglich gewählten Stellung. Zwischen Hügeln, geschickt angelegten Verhauen und Gräben wähnte sie sich gegen alle Angriffe sicher.

Aber schon marschierte Friedrich mit 48 000 Mann und 233 Geschützen auf Kunersdorf los. Um seine Erblande wiederum vor der russischen Bedrohung zu schützen, hatte er Sachsen verlassen und Prinz Heinrich zur Beobachtung Dauns zurückgelassen. Am 12. August 1759 griff er um die Mittagszeit die russischen Verschanzungen an und warf diese im wütenden Vorstoß über die Hügel zurück. Nur noch die letzten feindlichen Stellungen boten Widerstand, und nun durcheilten die preußischen Bataillone einen Wiesenhang, der wenige Stunden später den Namen "Laudonsgrund" zur Erinnerung an diesen Schlachttag erhalten sollte.

Plötzlich stockte der preußische Angriff. Ein verheerendes Feuer aus den auf diesen letzten vom Feinde besetzten Höhen postierten Batterien wies jedes weitere Vordringen ab. Diesen Augenblick benützte Laudon, denn er war es, der auf diesen letzten Höhenstellungen stand, um durch einen überraschenden Gegenstoß in die preußische Flanke die Schlacht zu entscheiden. In eiliger Flucht lösten sich die preußischen Verbände, die sich

bisher so tapfer gehalten hatten, auf und trugen dabei noch Verwirrung in die übrigen noch kämpfenden Teile des preußischen Heeres.

550 Offiziere und 18 000 Soldaten kostete dem tief erschütterten König diese furchtbare Schlacht. 172 Geschütze und 28 Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Aber auch ihre eigenen Opfer waren überaus schwer. Russen und Österreicher hatten den Verlust von 15 000 Mann zu beklagen.

Wenige Monate später traf Friedrich ein neues Verhängnis. Er beorderte den General Fink mit 13 500 Mann, um Dauns Rückzugslinien nach Böhmen abzuschneiden. Aber Daun war wachsam. Während er selbst seine Bewegungen dem König zu verschleiern verstand, setzte er einen Teil seiner Truppen und das Reichsheer gegen General Fink in Marsch und umzingelte das preußische Korps am 20. November 1759 bei [165] Maxen. Vor die Entscheidung gestellt, von der Übermacht vernichtet zu werden oder sich gefangen zu geben, streckte General Fink tags darauf mit 12 000 Mann die Waffen.

Und er siegte! - Plötzlich, ohne sich davon beirren zu lassen, daß die Niederlage von Kolin und die Räumung Böhmens seinen ursprünglichen Plan in dessen ersten und wesentlichen Punkt, der Vernichtung der Österreicher, zunichte gemacht hatte, nahm er den zweiten Punkt dieses Planes wieder auf und warf sich gegen die Franzosen. Nicht einmal das Gros seines Heeres führte er zu diesem Zuge mit sich, sondern nur an die 20 000 Mann. In Schlesien ließ er den Herzog von Bevern zurück, und während er sich gegen Westen ins Thüringische wandte, überließ er Schlesien dem Einbruch der vorläufigen Sieger. So vermochte Daun, der nun wirklich nach Schlesien vorrückte, inzwischen noch etliche bedeutende Vorteile zu erringen. In der Nähe von Görlitz, bei Moys, warfen Nadasdys Reiter die Vorhut Beverns unter Winterfeld, wobei dieser tapfere General, der außerdem ein persönlicher Freund König Friedrichs war, den Heldentod fand. Immer größere Gebiete auf Schlesiens Boden fielen jetzt in österreichische Hand. Nadasdy eroberte das tapfer verteidigte Schweidnitz, Hadik unternahm seinen kühnen Husarenzug nach Berlin, und als dann im österreichischen Hauptquartier die Nachricht vom glänzenden Siege König Friedrichs über die Fran- [160] zosen und die Reichsarmee bei Roßbach eintraf, beschlossen Daun und Herzog Karl von Lothringen, der unglücklicherweise wieder beim kaiserlichen Heere eingetroffen war und nun das Kommando zusammen mit dem Sieger von Kolin führte, den Angriff auf die Stellungen des Herzogs von Bevern bei Breslau.

Am 22. November 1757 kam es zur Schlacht. Nach viermaligem, vergeblichen Sturm eroberten die Österreicher endlich die Verschanzungen Beverns. Bei Einbruch der Dunkelheit räumten die Preußen das Schlachtfeld und zogen sich auf die Festung Breslau zurück. Der Tag hatte ihnen an die

10 000 Mann Verluste gekostet, aber auch die Österreicher hatten über 6000 Mann eingebüßt. Um so größer war ihr Jubel, als der Herzog von Bevern noch in den Morgenstunden des 23. November Breslau verließ und über die Oder zurückging. Der General Leßwitz, den er mit einer kleinen Besatzung in der Festung gelassen hatte, mußte schon am nächsten Tage kapitulieren. Bevern selbst fiel fast zu derselben Stunde bei einem Rekognoszierungsangriff in die Gefangenschaft ungarischer Husaren und Kroaten.

Damit schien trotz des Sieges von Roßbach das Schicksal Friedrichs des Großen besiegelt. Fast ganz Schlesien war wieder in österreichischer Hand, die Russen hatten bereits Ende August den Feldmarschall Lehwald bei Großjägerndorf zum Rückzug gezwungen, und wenn sie sich auch weiterhin nur abwartend verhielten und am Njemen stehenblieben, hatte es doch den Anschein, als würde die Übermacht der feindlichen Streitkräfte das immer mehr zusammenschmelzende preußische Heer endlich zu Boden zwingen.

Aber mit dem Siege von Roßbach hatte sich trotz der inzwischen errungenen österreichischen Erfolge in Schlesien das Kriegsglück wieder seinem Liebling Friedrich II. zugewandt. Es war sein überragendes Feldherrngenie, das dem Gegner von jetzt ab wiederum das Gesetz des Handelns abrang. Fünf Tage nach der Schlacht bei Roßbach kam er in Leipzig an. Dort ließ er den Feldmarschall Keith zur Sicherung seiner rechten Flanke gegen Hadik und den nunmehr General gewordenen Laudon zurück, brach mit der Hauptarmee nach Schlesien auf und vereinigte sich bei Parchwitz mit den Resten des Bevernschen Korps.

Wieder war es der Herzog von Lothringen, der in Nichtbefolgung des Rates Dauns, den Gegner in seiner befestigten Stellung bei Breslau zu erwarten, das kaiserliche Heer um alle Früchte der Siege von Kolin und Breslau brachte. Trotz der Warnungen Dauns brach er sein Lager ab und marschierte dem König entgegen. Am 4. Dezember bezog er dann angesichts des Gegners eine Stellung zwischen Neumarkt und [161] Lissa und übersah dabei ganz, daß sein Heer durch die übermäßige Ausdehnung desselben eine viel zu geringe Tiefe hatte. Es lag auf der Hand, daß ein solcher Meister der Taktik, wie König Friedrich es war, diesen Fehler auszunützen verstand. Der König setzte seine kleine Armee, nachdem er den Generalen eine begeisternde, aber auch überaus ernste Ansprache gehalten hatte, am gleichen Tage, da Lothringen bereits seine Stellungen bezogen hatte, in Marsch und traf am 5. Dezember auf die feindliche Hauptmacht. Als König Friedrich nun die weit auseinandergezogene Stellung Lothringens erkannte, beschloß er, den linken österreichischen Flügel anzugreifen und marschierte kaltblütig an der Front der Österreicher vorüber. Sobald aber die preußische Armee dem zurückgebogenen Haken des linken österreichischen Flügels gegenüberstand, ließ der König in Schlachtordnung einschwenken und trat

damit zu der so herrlich geschlagenen Schlacht bei Leuthen an.

Zehn preußische Bataillone warfen sich gegen ein Uhr mittags auf die am linken Flügel postierten leichten Truppen Nadasdys. Diese hielten der Wucht des Stoßes nicht stand. Schon bald ging einer ihrer wichtigsten Stützpunkte, die Höhen des Kiefernberges bei Sagschütz, verloren. Als auch Ziethen mit seinen Husaren dazwischenfuhr, sprengten die Preußen diesen Flügel Lothringens vollkommen auseinander. Zu spät schob dieser jetzt auch den rechten Flügel vor, um die Preußen in einer parallelen Schlachtfront zu binden. Er ballte dadurch den größten Teil seiner Truppen um das Dorf Leuthen zusammen, so daß die Regimenter dort Klumpen statt Linien bildeten und der preußischen Artillerie ausgezeichnete Ziele darboten.

Beim Dorfe Leuthen stockte der preußische Angriff. Dort stemmte sich der Gegner den andrängenden Grenadieren mit solcher Hartnäckigkeit entgegen, daß der Sturm dreimal wiederholt werden mußte. Erst als Hauptmann von Moellendorf mit seiner Gardekompanie den Kirchhof erstürmte, fiel die brennende Ortschaft in preußische Hand. Noch einmal setzten sich die Österreicher auf dem Windmühlenberge entschlossen zur Wehr. Das Regiment "Roth-Würzburg", das dort stand, verlor bei diesem Kampf beinahe seinen ganzen Bestand. Es brachte nur mehr 4 Offizieren und 33 Mann aus dem Nahkampf zurück. Auch vom Regiment Daun rettete sich nur ein schwaches Bataillon. Wie dann ein überraschender preußischer Kavallerieangriff unter General von Driesen die in einer Mulde nahe dem Mühlenberge haltenden österreichischen Schwadronen auseinanderwarf, versuchte sich der Rest der Mühlenbergbesatzung noch weiter verzweifelt zu halten. Das Regiment Wallis hatte dort oben zuletzt nur mehr als 3 Kompanien, und vom Regiment Baden-Durlach überlebten überhaupt nur 1 Offizier und [162] 8 Mann den blutigen Tag. Schritt um Schritt kämpfend zogen sich nach dem schließlichen Verlust des Windmühlenberges die übrigen Teile der österreichischen Schlachtfront zurück. Erst die Dunkelheit brachte den Truppen den Abbruch der Schlacht. Mehr als 6000 Mann hatte das kaiserliche Heer an Kampfunfähigen und Toten zu beklagen, König Friedrich hatte mit dem bedeutend geringeren Verlust von 3000 Mann einen seiner glorreichsten Siege erfochten. Mit einem Schlag waren wieder alle Vorteile der Truppen Maria Theresias in Schlesien verloren. Kurz nach der Schlacht rückten die österreichischen Korps aus Schlesien ab und zogen nach Böhmen und Mähren. Breslau fiel bald darauf am 21. Dezember 1757 wieder in die Hand König Friedrichs, auch Liegnitz kapitulierte, allerdings unter der Zubilligung aller militärischen Ehren und freien Abzuges für die tapfere Besatzung. Nur Schweidnitz, das General Türheim verteidigte, leistete weiteren Widerstand und vermochte sich noch bis zu April 1758 zu halten.

Der einzige Vorteil, den der unglückliche Ausgang des unter so vielversprechenden Anfangserfolgen begonnenen Feldzuges von 1757 für

das österreichische Heer brachte, war die endgültige Niederlegung des Oberbefehls durch Herzog Karl von Lothringen. Durch den Abgang dieses Mannes, dessen Abberufung Maria Theresia in unmißverständlicher Weise endlich verlangt hatte, war es möglich, die Führung des Heeres in der Hand der zwei bedeutendsten Feldherren der Kaiserin nunmehr wieder straffer zusammenzufassen. Der eine dieser beiden Generale war der Sieger von Kolin und Breslau, Feldmarschall Daun. Der zweite war der jetzt plötzlich ganz in den Vordergrund tretende Laudon.

König Friedrich war mit 40 000 Mann über Troppau nach Mähren aufgebrochen und näherte sich Olmütz. Während er die Belagerung dieser Festung begann, stand Daun in gewohnter abwartender Haltung bei Leitomischl. Er holte sich, erst bedächtig auf die musterhafte Verteidigung Olmütz' vertrauend, Verstärkung um Verstärkung heran. Als dann sein Heer auf 70 000 Mann angeschwollen war, brach er plötzlich gegen Olmütz auf und erschien plötzlich im Rücken des Königs. Ein rasch ausgeführter Angriff warf das preußische Belagerungskorps auseinander und brachte Olmütz außer Gefahr. Jetzt war es Laudon, der durch einen gelungenen Überfall die ganze Verbindung des preußischen Heeres mit Schlesien in höchste Gefahr brachte. Man hatte im kaiserlichen Hauptquartier erfahren, daß ein großer Konvoi an Wagen, Geschützen und Proviant für die preußischen Truppen über Troppau in Anmarsch sei. Dieser Transport wurde bei Domstadtl von Laudon überfallen und kostete dem preußischen Heere trotz tapferster Gegenwehr der Bedeckungs- [163] mannschaften 3 Kanonen, 3000 Pferde, mehrere hundert Stück Schlachtvieh und 2000 Wagen.

Als aber nun auch die Russen wieder herankamen und sich anschickten, das für Friedrich wichtige Küstrin zu belagern, faßte der König den Entschluß, sich durch einen raschen Schlag gegen den schwerfälligen Heereskörper des russischen Generals Fermor wieder Luft zu verschaffen. Am 25. August 1758 griff er die Russen bei Zorndorf mit nur 32 000 Mann an und warf sie in einer der blutigsten Schlachten dieses Krieges. Unverzüglich ging Friedrich jetzt wieder auf Daun los, der sich soeben anschickte, Dresden zu befreien. Er warf dessen Vorhut auf Stolpen zurück, wagte dann aber selbst nicht, gegen Dauns Hauptstellungen vorzugehen und erklärte, "er habe keine Lust, sich daran die Nase zu zerstoßen!" Als Daun dann aber abzog und nach Schlesien marschierte, folgte ihm König Friedrich, vermochte es aber nicht zu verhindern, daß Laudon seine Vorhut bei Putzkau überfiel und ihr empfindliche Verluste beibrachte. Noch schlimmer erging es ihm bei Hochkirch. Hier war Daun plötzlich stehengeblieben, hatte seine Front überraschend verkehrt und erwartete hinter der Ortschaft und dann durch dicht bewaldete Höhenzüge gedeckt den Anmarsch des preußischen Königs. Er traf dabei alle diese Vorbereitungen so geheim und weihte selbst seine Generale über den eigentlichen Zweck seiner Aufstellung nicht ein, so daß sein plötzliches Anhalten des österreichischen Heeres und seine

Vorbereitungen zum Kampf dem preußischen König zuerst völlig verborgen blieben.

Erst am 10. Oktober erkannte Friedrich plötzlich, daß er beinahe in die österreichische Aufstellung hineinmarschiert war. Ohne zu ahnen, in welcher Stärke ihm der Gegner gegenüberstand, und vor allem, wo sich Dauns Truppen überall eingenistet hatten, bezog er zwischen Hofkirch und Weißenberg ein Lager.

Als die Nacht des 13. Oktober hereinbrach, machte Daun sich ganz im stillen marschfertig und schritt in den Morgenstunden des 14. Oktober zum erfolgreichen Angriff. Obwohl die jäh alarmierten preußischen Truppen überall tapferen Widerstand leisteten, traf sie die feindliche Übermacht fast auf allen Punkten mit unbezwinglicher Wucht. Mit der Aufgabe Hochkirchs war die Niederlage Friedrichs entschieden. Schon gegen zehn Uhr vormittags trat das preußische Heer einen völlig geordneten, von Friedrich meisterhaft durchgeführten Rückzug gegen die schlesische Grenze an.

Durch Hofkirch waren die großen Kampfhandlungen des Jahres 1758 beendet. Erst im Frühjahr 1759 begannen dann von neuem die Auseinandersetzungen. Kühn, wie er fast immer den Gegner das Überraschungsmoment abzuringen verstand, packte Friedrich die Österreicher [164] sofort in ihren eigenen Hoheitsgebieten an. Prinz Heinrich erschien nicht nur plötzlich in Komotau und Budin und plünderte dort die kaiserlichen Magazine, sondern zog sogar bis nach Prag und vermochte durch die völlige Zerstörung der dortigen Magazine dem österreichischen Heere gewaltig zu schaden. Friedrich selbst wartete aber erst die Bewegungen des russischen Heeres unter Soltikoff ab. Der rückte langsam gegen die Oder heran und bezog bei Kunersdorf ein befestigtes Lager. Nun gelang es Laudon in einem glücklich durchgeführten Marsch, Soltikoff 18 000 Mann österreichischer Truppen zuzuführen. Die russische Armee zählte 46 000 Mann Infanterie, war zwar schwach an Reiterei, verfügte aber über 300 Geschütze in einer vorzüglich gewählten Stellung. Zwischen Hügeln, geschickt angelegten Verhauen und Gräben wähnte sie sich gegen alle Angriffe sicher.

Aber schon marschierte Friedrich mit 48 000 Mann und 233 Geschützen auf Kunersdorf los. Um seine Erblande wiederum vor der russischen Bedrohung zu schützen, hatte er Sachsen verlassen und Prinz Heinrich zur Beobachtung Dauns zurückgelassen. Am 12. August 1759 griff er um die Mittagszeit die russischen Verschanzungen an und warf diese im wütenden Vorstoß über die Hügel zurück. Nur noch die letzten feindlichen Stellungen boten Widerstand, und nun durcheilten die preußischen Bataillone einen Wiesenhang, der wenige Stunden später den Namen "Laudonsgrund" zur Erinnerung an diesen Schlachttag erhalten sollte.

Plötzlich stockte der preußische Angriff. Ein verheerendes Feuer aus den auf diesen letzten vom Feinde besetzten Höhen postierten Batterien wies jedes weitere Vordringen ab. Diesen Augenblick benützte Laudon, denn er war es, der auf diesen letzten Höhenstellungen stand, um durch einen überraschenden Gegenstoß in die preußische Flanke die Schlacht zu entscheiden. In eiliger Flucht lösten sich die preußischen Verbände, die sich bisher so tapfer gehalten hatten, auf und trugen dabei noch Verwirrung in die übrigen noch kämpfenden Teile des preußischen Heeres.

550 Offiziere und 18 000 Soldaten kostete dem tief erschütterten König diese furchtbare Schlacht. 172 Geschütze und 28 Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Aber auch ihre eigenen Opfer waren überaus schwer. Russen und Österreicher hatten den Verlust von 15 000 Mann zu beklagen.

Wenige Monate später traf Friedrich ein neues Verhängnis. Er beorderte den General Fink mit 13 500 Mann, um Dauns Rückzugslinien nach Böhmen abzuschneiden. Aber Daun war wachsam. Während er selbst seine Bewegungen dem König zu verschleiern verstand, setzte er einen Teil seiner Truppen und das Reichsheer gegen General Fink in Marsch und umzingelte das preußische Korps am 20. November 1759 bei [165] Maxen. Vor die Entscheidung gestellt, von der Übermacht vernichtet zu werden oder sich gefangen zu geben, streckte General Fink tags darauf mit 12 000 Mann die Waffen.

[156] Gideon Freiherr von Laudon,
einer der bedeutendsten Gegner Friedrichs des Großen.
Nach einem Gemälde von S. L'Allemand.
(Historia-Photo, Berlin)

Und noch ein drittes Mißgeschick traf den König bald darauf zu Beginn des Feldzuges von 1760. Immer mehr entwickelte sich General Laudon, der seit der Schlacht von Kunersdorf Feldzeugmeister geworden war, zu einem zweiten gefährlichen Gegner des Königs. Mit 50 000 Mann brach er in Schlesien ein und marschierte auf Glatz. Durch ein Scheinmanöver verstand er den General Fouqué, der bei Landshut stand, zu täuschen und legte sich in einen Hinterhalt.

Wie bei Hochkirch und Maxen erkannten die preußischen Führer zu spät die Gefahr ihrer Lage. Nur daß dieses Mal Fouqué, anders wie General Fink, entschlossen war, sich trotz der Gefahr einer Umzingelung bis zum letzten zu wehren. Erst zu Karrees und dann nur mehr zu sich verzweifelt wehrenden Klumpen zusammengeballt, wehrten sich die preußischen Grenadiere gegen die von allen Seiten auf sie eindringenden Feinde. Fouqué selber focht wie ein einfacher Soldat mitten in den Reihen seiner Soldaten. Als er aus drei

Wunden blutend vom Pferde sank, deckte ihn ein Reitknecht mit seinem Leibe. Österreichische Offiziere hoben ihn dann auf und brachten ihn zu Laudon, der mit Worten höchster Auszeichnung von ihm und der Haltung der preußischen Truppen sprach.

Nach der Gefangennahme Fouqués ergab sich der Rest der preußischen Truppen. Dieser Tag beschloß aber auch die Reihe der bedeutsamen Erfolge der kaiserlichen Waffen. Trotzdem sein Heer wiederum um einen beträchtlichen Teil zusammengeschmolzen war, raffte sich Friedrich mit Aufbietung seiner letzten Kraft auf, und nun erhob sich der preußische Adler zu jenem letzten und größten Siegesfluge dieses Krieges, der ihm für alle Zeiten die Bewunderung der ganzen Welt einbrachte und der Preußen endgültig durch das Blut furchtbarer Schlachten und den Heldenmut seiner Soldaten zu jenem Staatswesen schmiedete, aus dem für Deutschland einmal der Baumeister des Zweiten Reiches erwuchs.

Wohl fiel jetzt noch Glatz in die Hände der Österreicher, Breslau, durch General Tauentzien verteidigt, wehrte sich noch, auch die Bedrohung Dresdens durch Friedrich vermochte Daun noch durch geschickte Manöver zu vereiteln. Als jetzt der König seinem Bruder Heinrich zu Hilfe eilte, der zwischen den Russen und Laudon stand, gelang es Daun noch einmal, sich dazwischen zu schieben. Als er aber zu einem neuen großen Schlage ausholte und den König mit seinem Heere zwischen sich, dem russischen Fürsten Tschernitscheff, Laudon und Lascy in eine Falle locken wollte, zwang Friedrich durch rasches, dem Gegner zuvorkommendes [166] Handeln das Kriegsglück wieder auf seine Seite. Durch Verrat gewarnt, wahrscheinlicher aber noch, weil er seit Hochkirch jede der Bewegungen Dauns argwöhnisch zu beobachten gewohnt war, beschloß er mit einem kühnen Vorstoß die bereits beinahe vollzogene Umzingelung zu durchbrechen. Unerwartet, mit jener Kühnheit und taktischen Meisterschaft, die seine Kriegführung gerade im Moment der höchsten Gefahr auszeichnete, entzog er sich durch einen Nachtmarsch der drohenden Gefahr, warf sich bei Liegnitz auf Laudon und zwang ihn zum Rückzug. Daun, der von Ziethen in Schach gehalten wurde, und auch Lascy kamen nicht mehr rechtzeitig heran, und so war mit dieser Schlacht der große Einkreisungsplan Dauns zunichte geworden.

Daun und Laudon zogen sich nun nach Striegau zurück. Friedrich führte eine Vereinigung mit dem Heere des Prinzen Heinrich durch, marschierte dann nach Sachsen, das fast gänzlich von den Österreichern und Reichstruppen besetzt war, mußte sich aber dann erst nach Berlin zurückwenden, weil diese Stadt vor starken russischen Kräften und dem Korps Lascys kapituliert hatte. Bei dem raschen Herannahen Friedrichs zogen sich diese jedoch eilig zurück.

Als Daun vom Marsche des Königs auf Berlin erfuhr, folgte er ihm erst

vorsichtig. Nachdem dann die Russen unter Tottleben, Tschernitscheff und Fermor wieder nach Osten abgeschwenkt waren und Lascy sich wieder mit Daun vereinigt hatte, wandte er sich, in der Voraussetzung, daß der König jetzt wieder nach Sachsen ziehen würde, ebenfalls dorthin und bezog bei Torgau auf dem Süptitzer Berg ein befestigtes Lager.

Dieses Manöver Dauns brachte Friedrich wieder in eine gefährliche Lage. Auch die Russen hatten haltgemacht, und da Daun dem König mit seinem Anmarsch zuvorgekommen war, bestand für Friedrich die Gefahr, daß er nun von den Russen und Österreichern vereint angegriffen wurde. Es ist die Geschichte der k. u. k. Armee, die dem nun folgenden Entschluß des großen Königs uneingeschränkte Anerkennung zollt. "Friedrich II. blieb seinem Grundsatz treu", heißt es darin, "daß in verzweifelter Lage der kühne Ratschluß auch der beste sei, und wagte einen Sturm auf Dauns feste Stellung."

Erst am Nachmittag erfolgte der preußische Angriff. Er brach jedoch schon bald im vernichtenden Feuer der österreichischen Batterien zusammen, und als die Dunkelheit hereinbrach schien es, als hätten die Preußen den Kampf schon verloren. Da entschied Ziethen die Schlacht zu Friedrichs Gunsten. Er war nämlich bereits in der Dunkelheit aufgebrochen und hatte den Rückzug anbefohlen. Da verirrte sich eine seiner Kolonnen unter Führung des Oberleutnants von Möllendorf. Sie ver- [167] lor die Richtung, geriet plötzlich auf den Süptitzer Damm und besetzte ihn unverzüglich. Als dann Ziethen von dieser Besetzung erfuhr, holte er sofort seine Truppen zurück, schob seine gesamten Streitkräfte über den Damm und erschien überraschend auf den Höhen. Nach kurzem Kampfe brachte er diese in seine Gewalt und nun war der Schlüsselpunkt der österreichischen Stellung dank der Unfähigkeit des Daun vertretenden Generals in die Hände des Feindes gefallen. Es war noch ein Glück, daß Daun in Torgau rechtzeitig von der Sprengung der österreichischen Schlachtfront erfuhr. Noch bevor ein allgemeiner preußischer Angriff erfolgen konnte, befahl er den Rückzug auf Dresden, der sich dann noch während der Nacht in vollkommener Ordnung und ohne weitere Verluste vollzog.

Mit Torgau endeten die großen Waffengänge des Siebenjährigen Krieges. Friedrich sah sich von nun ab zur bloßen Verteidigung seiner Länder beschränkt. Zu großen Offensiven reichten seine Kräfte nicht mehr aus. So bezog er 1761 ein festes Lager bei Bunzelwitz und konnte es nicht hindern, daß sich Laudon nach der Beendigung eines kurzfristigen Waffenstillstandes im April 1761 in Schlesien breitmachte, und daß es trotz der immer mehr zögernden Haltung der russischen Generale im August 1761 zur Vereinigung der verbündeten Streitkräfte bei Jauer kam. Immer bedrohlicher wurde jetzt Friedrichs Lage, und eine Katastrophe schien für ihn unvermeidbar.

Da rettete ihn die Haltung der russischen Generale. Man erwartete in Petersburg jeden Tag das Ableben der Kaiserin Elisabeth, und da die Verehrung ihres Nachfolgers Peter III. für den großen König allgemein bekannt war, richteten sich die russischen Heerführer danach und vermieden jeden neuen Waffengang mit dem König. Vergebens drang Laudon in die jetzt die russischen Truppen befehligenden Generale Butturlin und Tschernitscheff, gemeinsam mit ihm Bunzelwitz anzugreifen. Sie weichen aus und zogen sich schließlich gänzlich nach Polen zurück.

Erst jetzt vermochte der König Bunzelwitz zu verlassen. Aber er irrte sich in der Annahme, daß Laudon ihm folgen und dadurch seine Verbindung mit Sachsen aufgeben würde. So zog sich König Friedrich unbelästigt nach Neiße zurück, während Laudon den Abmarsch des Königs sogleich benutzte, um sich mit allen Kräften auf die Festung Schweidnitz zu werfen. Ein Überfall auf die Festung gelang und brachte dieses wichtige Bollwerk Schlesiens in österreichische Hand. Zum ersten Male bezogen die kaiserlichen Truppen Laudons in Schlesien Winterquartier.

Dennoch dachte der große König jetzt nicht mehr daran, sich durch [168] jenes örtliche Mißgeschick von der Weiterführung des Krieges abbringen zu lassen. Die Haltung der russischen Generale hatte ihm deutlich gezeigt, daß auch die Front seiner Gegner jetzt von Tag zu Tag mehr zu zerbröckeln begann. So konnte er bei aller Ungunst seiner augenblicklichen Lage doch mit vollem Recht sagen: "Wir leben in traurigen Zeiten und in einer verzweifelten Lage. Ich selbst gleiche dem Helden des Trauerspiels, stets dem Untergang nahe. Aber dennoch wollen wir auf eine günstige Wendung der Dinge hoffen!"

Es war die Zuversicht dieser letzten Worte, die seine Haltung bestimmte, als er stolz und ungebrochen jeden Gedanken an einen demütigenden Frieden zurückwies. Zum letzten Male in diesem Kriege erhob er sich mit verzweifelter und doch unüberwindlicher Kraft. Am 5. Januar 1762 starb die Zarin Elisabeth in Petersburg. Sofort stellte ihr Nachfolger Zar Peter III. die Feindseligkeiten gegen Preußen ein. Schon am 16. Februar wurde ein Waffenstillstand und dann am 5. Mai der Friede zwischen Rußland und Preußen geschlossen. Auch Schweden trat diesem Frieden schon am 22. Mai bei. Was aber die Lage König Friedrichs noch darüber hinaus völlig zu seinen Gunsten verwandelte, war ein Schutz- und Trutzbündnis, das Rußland am 19. Juni 1762 mit Preußen abschloß.

Voller berechtigter Hoffnung auf den nun endgültigen Sieg seiner Waffen trat der König noch im Sommer fest vereint mit den Russen den Waffengang gegen die Österreicher an. Als durch die Ermordung Zar Peters und die Thronbesteigung der Zarin Katharina die Mitwirkung der russischen Streitkräfte an der Seite Friedrichs wiederum in Frage gestellt wurde und

zuerst auch ein Befehl der russischen Kaiserin anlangte, der den russischen Truppen den Abmarsch befahl, überredete der König den russischen General Tschernitscheff, doch noch solange an seiner Seite zu bleiben, bis er Daun gestellt und geschlagen hatte. Und nun gelang es ihm auch wirklich, Daun am 20. Juli 1763 bei Burkersdorf zum Kampfe zu zwingen. Der kaiserliche Feldmarschall sah sich gezwungen, zwei Brigaden zur Beobachtung der Russen abzustellen und geriet dadurch in eine ungünstige Lage. Er mußte weichen und zog sich auf Glatz zurück, um Böhmen zu decken.

Die letzte Kriegshandlung war dann die Belagerung des tapfer gehaltenen Schweidnitz. Neun Wochen hielt die Besatzung unter dem Feldzeugmeister Graf Guasco allen Anstürmen stand.

Erst am 11. Oktober, nach einer Verteidigung von zwei Monaten, streckte die Besatzung die Waffen. 218 Offiziere und 8694 Mann verließen unter militärischen Ehren die Festung. König Friedrich erwartete an der Spitze seines Stabes den Feldzeugmeister Guasco, ritt ihm ent- [169] gegen und sagte zu dem österreichischen General, der nun als letzter feindlicher Befehlshaber des Siebenjährigen Krieges vor ihm stand: "Mein Herr, Sie haben allem, welche Plätze zu verteidigen haben, ein schönes Beispiel gegeben; ich drücke Ihnen meine Bewunderung aus, obwohl Ihr tapferer Widerstand mich schwere Opfer gekostet hat!"

Dieses Wort des großen Siegers über die Heere Maria Theresias krönte die Waffenehre eines Soldatentums, das in Sieg und Niederlage durch sieben furchtbare Kriegsjahre zur wahren Waffenschmiede Preußen geworden war.

Als wenige Wochen nach dem Fall von Schweidnitz, schon am 24. November 1763, die ersten Waffenstillstandsverträge in Sachsen und Schlesien zustande kamen, konnte das österreichische Heer von sich sagen, daß es sich trotz aller Wechselfälle des Krieges mit unermüdlich gleichbleibender Ausdauer geschlagen hatte. Gleich wie das preußische Heer hatte es sich ebenfalls stets wieder nach schweren Niederlagen erhoben, und wenn auch dieses einzige Mal während des Siebenjährigen Krieges dem kaiserlichen Heere reichliche Hilfsquellen, Geldmittel und zahlreiche Verbündete zur Verfügung standen, so entschied gegenüber dem Feind letzten Endes doch stets nur die Tapferkeit des Soldaten. Und hier vermochten sich beide Gegner, die als Diplomaten im Schlosse Hubertusburg bei Dresden zu den Friedensverhandlungen zusammentraten, draußen vor den Feldlagern in Schlesien ehrlich die Hände reichen. Denn beide hatten auch in diesen Jahren eines furchtbaren deutschen Fürsten- und Hausmachtstreites dem deutschen Soldatentum herrlichen Ruhm eingebracht.

Der Friede von Hubertusburg beschloß am 15. Februar 1763 diese bitterste Phase deutscher Uneinigkeit. Ein Ergebnis an Ländergewinn hat der Krieg für die beiden deutschen Mächte nicht gebracht. Er kostete nur schier unerschöpfliche Ströme besten, deutschen Blutes. Seinen entscheidenden Sinn kann man nur aus der späteren Entwicklung der deutschen Geschichte erfassen. Er hatte die Großmacht Preußen geschaffen und wurde der Anfang vom Ende des Habsburgerstaates. Erst mußte durch Preußens Aufstieg wieder Deutschland entstehen, bis die Auflösung des Habsburgerstaates und die staatliche Selbstaufgabe Österreichs den Weg für Großdeutschland frei machte. Stolz stehen heute die Namen von Leuthen und Kolin im Siegeszeichen des Hakenkreuzes auf der einigenden großdeutschen Fahne!

[170]

Kaiser Josef und seine Reformen

Die tiefe Kluft, die sich zwischen dem um die Führung in Deutschland und seine Großmachtstellung in Europa ringenden Preußen und der habsburgischen Großmacht Maria Theresias seit dem Beginn des Ersten Schlesischen Krieges aufgetan und mit jedem neuen Feldzug immer verhängnisvoll erweitert hatte, vermochte auch der Hubertusburger Friede nicht zu überbrücken. Wohl hatten die siegreichen Kriege des großen Königs für Preußen jene Basis geschaffen, von der einst der Neubau des Zweiten Reiches aufgenommen werden sollte, aber noch vereinigte Wien alle überlieferten Rechte auf den deutschen Kaiserthron, und der König selber hatte im Hubertusburger Frieden dem Sohne Maria Theresias die deutsche Kaiserwürde zubilligen müssen.

Die Vertretung dieser kaiserlichen Rechte glich aber trotz des verlorenen innerdeutschen Krieges in der Hand Maria Theresias und vor allem ihres bedeutsamen Sohnes Josef II. durchaus nicht der müden Resignation jener Habsburger, die wirklich nur zum Scheine mehr dem "Phantom eines Ideals" vorgestanden hatten. Deshalb mußte König Friedrich immer gewärtig sein, daß Haus Habsburg sich in der Verfolgung staatlicher Hoheitsverschiebungen im deutschen Raum auch seinerseits wiederum jene Basis zu schaffen versuchte, von der aus es die junge Großmachtstellung Preußens erdrücken konnte. So blieb die Politik der beiden Fürstenhäuser auch weiterhin auf ein argwöhnisches Beobachten der beiderseitigen innerpolitischen Maßnahmen wie der außenpolitischen Annäherungen an andere Staaten abgestimmt, bis sie endlich wieder der alte Feind Deutschlands, Frankreich, zur gemeinsamen Verteidigung des Reichsbodens zwang.

Vorerst aber galt auf innerstaatlichem Gebiet alle Fürsorge der verantwortlichen Staatslenker der Wiedergutmachung der durch die langen schweren Kriegsjahre entstandenen furchtbaren Schäden. Auch hier war es wiederum die lediglich auf die Kräftigung des eigenen Staatswesens abgestimmte Aufbauarbeit, die zum Schaden des großen Reichsgedankens eine Verhärtung des Gegensatzes zwischen dem "Staate" Preußen und dem "Staate" Österreich schuf. König Friedrichs erschöpfende organisatorischen Fähigkeiten wandten sich ausschließlich dem Aufbau eines Staatswesens zu, dessen Ausrichtung gewiß unbewußt, aber doch für beinahe zwei Jahrhunderte eine kleindeutsche Lösung der deutschen Frage vorbereitete. Habsburg seinerseits suchte allerdings die deutsche Durchdringung seiner

Ländermassen durch weitgehendste Zuführung deutschen Blutes aus dem Westen des Reiches in den Südostraum zu erweitern, aber auch seine Staatsführung war nur darauf bedacht, die [171] Verankerung des österreichischen Staatsgedankens unter Ausnützung der deutschen Volkskraft in seinem gewaltigen Hoheitsgebiet zu verbreiten.

Erstes Instrument, das alle dem Staatsgedanken dienenden Kräfte im vorbildlichsten Maße in sich vereinigen sollte, war bei beiden Mächten die Armee. Ihr galt in der Hauptsache alle Fürsorge, ihr wurden in weitestem Maße die besten Kräfte des Volkes zugeführt und für ihren Ausbau hatte in erster Linie der Säckel des Staates zu sorgen. War es in Preußen der König, der nun als deutscher Nationalheld das Ruhmeserbe Prinz Eugens antrat und mit dem Neuaufbau des Heeres nicht nur demselben und seinem Staate, sondern darüber hinaus auch dem deutschen Volke in seiner eigenen Person das Vorbild des preußischen Geistes schuf, so war es in Österreich jetzt vor allem Josef II., seit dem Tode Herzog Franz Stephans von Lothringen-Toskana im Jahre 1765 Mitregent seiner Mutter, der zusammen mit Lascy und Laudon die bereits begonnenen und während des Siebenjährigen Krieges weitergeführten Heeresreformen Maria Theresias zu einer weiteren Vervollkommnung brachte.

Wenden wir uns hier noch einmal kurz den fortschreitenden Verbesserungen im Aufbau des österreichischen Heeres zu, dessen grundlegende Reformierung schon vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges besprochen wurde.

Ausgehend und überleitend von dem System der Reichswerdung, die dem kaiserlichen Heere bis 1790 rund 125 000 Mann aus dem Reiche eingebracht hatte, und der bisher bestehenden Gepflogenheit der Werbekantone für die einzelnen Truppenkörper wurde 1780 auf Grund einer vom Kaiser Josef angeordneten Volkszählung zur Einführung einer gesetzlich geregelten Konskription geschritten. Muster hierfür war das preußische Kantonsystem. Durch dieses Konskriptionsgesetz wurde in erster Linie die deutsche Bevölkerung des habsburgischen Reiches erfaßt. Es gab allerdings gerade in den wehrhaftesten Landesteilen des Reiches, so in Tirol, auf Grund der überlieferten Wehrverfassung dieser Gebiete erst erhebliche Widerstände zu überwinden. Ungarn nahm ohnehin eine Sonderstellung ein und erhielt erst 1783 feste Werbebezirke. Aber auch die übrigen nichtdeutschen Gebiete des Kaiserstaates hielten auf Grund ihrer Verfassungen nach wie vor einzig am Werberecht der kaiserlichen Verwaltung fest. Dennoch wurde gerade durch die Auffüllung der Truppenkörper durch deutsche Rekruten jener Kern des österreichischen Heeres geschaffen, der eine glänzende Feuerprobe in den Napoleonischen Kriegen bestand. Das Verhältnis der Konskribierten zu den durch Werbung eingeweihten Mannschaften war sieben zu drei. Bedenklicher war die weitgehende Befreiung der gebildeten Klassen, die selbst der sonst

[172] bei allen Maßnahmen so durchgreifende Kaiser Josef nicht zu verhindern vermochte. Waren schon in Preußen vielen Befreiungen häufig Türen und Tore geöffnet, so blieben erst in Österreich Geistliche, Adlige, Beamte, Kaufleute, Künstler, Ärzte, Hausbesitzer, Besitzer von Bauerngütern und außerdem noch zeitlich "untere Beamte und viele Angestellte und Handwerker" vom Militärdienst befreit. Es bedurfte erst der gewaltsamen Aufrüttelung des deutschen Volkes durch den Korsischen Eroberer, um die von so vielfachem Eigendünkel behafteten Schichten unseres Volkes an diese Pflichten zu erinnern. Aber bis es zu diesem gewaltigen Aufbruch der Nation kam, war es gerade der aus den ärmsten Volksschichten kommende Soldat, der als Konskribierter oder als Freiheitskrieger, wie in Tirol, durch seinen Einsatz die Kraft des großen Napoleon brach, so daß der Sturm von 1813 ihn hinwegfegen konnte. Was aber dem Dienst des Konskribierten in Österreich eine besondere Härte verlieh, war der Zwang, daß man ihn während des ganzen Lebens bei der Fahne zurückhielt. Erst die späteren Reformen nach den Napoleonischen Kriegen und der Radetzkyzeit haben hier Erleichterung geschaffen.

Das Offizierkorps wurde auch weiterhin nach dem Vorbild der von Maria Theresia bereits erlassenen Verordnungen ausgebildet und in den bestehenden Unterrichtsanstalten geschult. Es rekrutierte sich größtenteils aus den Söhnen verdienter Offiziere. Diese traten entweder als Fahnenkadett von den Militärschulen in das Heer oder begannen als Kaiserkadett die militärische Laufbahn bei den Regimentern. Außerdem bildeten noch Regiments- oder Privatkadetten und verdiente Unteroffiziere den Stamm des Führernachwuchses. Auch der ungarische Offiziersanteil wurde mit jedem Jahr bedeutender. In die Maria-Theresianische Militärakademie traten Söhne aller Nationen des Staates, aber auch viele Ausländer ein.

Von besonderer Bedeutung war die durch Lascy im Jahre 1766 versuchte Auflockerung der Agenden des Hofkriegsrates. - Nach seinem Organisationsstatut zerfiel er in drei Gruppen, nämlich "publica", "oeconomica" und "iustitialia". Die Aufgaben der ersteren beiden Gruppen waren länderweise unter eine Anzahl Hofräte verteilt. Abgesehen von einer Reihe besonderer Ämter wie der Generalartilleriedirektion unterstanden dem Hofkriegsrat 12 Generalkommandos in den Hauptstädten der einzelnen Länder. Die zahlreichen Generale einer Armee bildeten mit ihren Adjutanten den "großen Generalstab". Die wichtigste Aufgabe an der Seite des Kommandierenden Generals fiel dem Generaladjutanten, meistens einem Obersten zu. An der Spitze des Adjutantenkorps war es der eigentliche Verantwortliche für den inneren Dienst der Armee. Neben ihm hatte der Generalquartiermeister im [173] Range eines Generalfeldmarschalls als Chef des kleinen Generalstabes "alles zu besorgen und jeden General und Offizier mit Rat und Beistand zu unterstützen".

So schuf Lascy, der als treibende Kraft der Umbildung des Heerwesens immer mehr in den Vordergrund trat, eine Art Vorstufe für den späteren Generalstab. Die Gegensätzlichkeiten, die sich allmählich zwischen dem Adjutantenkorps und dem Generalquartiermeisterstabe herauszubilden begannen, haben dann allerdings später oftmals einen verhängnisvollen Einfluß auf die Einheitlichkeit der Befehlsführung während der Operationen genommen. Die für die Kampfausbildung der Truppen maßgebliche Ausbildung war die starre Form der Lineartaktik, die dem einzelnen Soldaten nicht die geringste Selbständigkeit zubilligte. An den Erfahrungen, die man im Siebenjährigen Kriege gemacht hatte, hielt man fest und erzog weder Offiziere noch Mannschaften zu Verständnis und Verantwortung.

Dieses Festfahren bestimmte tatsächlich bis nach dem Tag von Austerlitz die Manövrierfähigkeit der österreichischen Armee. Die Erstarrung in den veralteten Formen der Kampfesweise und das Festhalten an den aus den Kriegen gegen Friedrich den Großen gemachten Erfahrungen ist aber den verantwortlichen Männern der österreichischen Heeresreformen im Zeitalter Maria Theresias weniger zur Last zu legen, als sie vielmehr ein getreues Spiegelbild der damals herrschenden Auffassung über die Kriegskunst war. Maßgebend war der Geist, der die Männer beseelte, die sich beim sonstigen Aufbau der Heeresorganisation hervortaten.

Kaiser Josef war aber nicht allein auf den ihm seit dem Antritt seiner Mitregentschaft von seiner Mutter in erster Linie überlassenen Gebiete des Heerwesens die treibende Kraft des Aufbaus und der Reformen. Ehe wir uns kurz seinem innerstaatlichen Zentralisierungswerk zuwenden, dessen grundsätzliche Ausrichtung dem Habsburger Josef II. mit Recht den Beinamen "der Deutsche" in der Geschichte eingetragen haben, zeigt ein Blick auf die Geschehnisse der Außenpolitik nach dem Siebenjährigen Kriege, daß Josef II. den Einfluß und die Macht seines Hauses mit rücksichtsloser Energie auch wieder im deutschen Raume zu festigen trachtete. Gleichzeitig war er aber auch auf die Ausdehnung der habsburgischen Ländermassen zur Verstärkung der außerdeutschen Einflußsphäre der Großmacht Österreich bedacht. Und nun ergab es sich, daß schon wiederum Preußen und Österreich aufeinanderprallten. Erst verständigten sie sich allerdings noch. Das geschah wegen der gewaltsamen Lösung der polnischen Frage. Auch hier war es wiederum Josef, der einem [174] Ausgleich mit Preußen das Wort redete und diesen auch herbeizuführen verstand. Die Ausbreitung der russischen Großmacht in Polen und der wachsende Druck auf die Türkei bestimmte den jungen Fürsten, dem sich jetzt bereits für die Zukunft abzeichnenden Zusammenstoß Österreichs mit Rußland an dem Balkan durch eine Verbreiterung der habsburgischen Machtbasis im Nordosten einen Riegel vorzuschieben. Daß sich dieser

Riegel eines Tages in das gerade Gegenteil, nämlich in eine Basis des slawischen Drucks auf den deutschen und ungarischen Teil Österreichs umwandeln sollte, vermochte der Kaiser als ausgeprägter Vertreter einer absolutistischen Staatsauffassung freilich nicht vorauszusehen. So ließ er erst einen Militärkordon in Galizien ziehen und traf sich dann mit Friedrich dem Großen in Neiße, um auch Österreich einen Teil des zwischen Rußland und Preußen aufzuteilenden polnischen Gebietes zu sichern. Aber zu mehr als einem Gedankenaustausch und zu sehr vielen höflichen Formeln kam es bei dieser ersten Fürstenzusammenkunft nicht. Erst als König Friedrich den Besuch Josefs ein Jahr später in Neustadt in Mähren erwiderte und auch der Kanzler Kaunitz zu dieser Zusammenkunft eintraf, kam das endgültige Abkommen über die Teilung Polens zustande und brachte damit eine Annäherung der beiden sich noch immer beargwöhnenden Staaten. Im Jahre 1772 trat dann auch Rußland den preußisch-österreichischen Abmachungen bei, und damit erhielt jetzt Österreich jenen verhängnisvollen Gebietszuwachs, dessen Verteidigung ihm 142 Jahre später das Blut seiner besten Soldaten gekostet hat. Galizien und Lodomerien mit Ausnahme Krakaus, dann drei Jahre später die Bukowina, das Buchenland, wie es die von Josef II. dahin geschickten deutschen Einwanderer bald nannten, und die Zips kamen damals in österreichische Hand. Die Bukowina war der Türkei abverhandelt worden. Mit der Besitzergreifung der Länder der polnischen Krone erhielt der Habsburgerstaat einen Bevölkerungszuwachs von mehr als 2½ Millionen, die als sich selbst feindlich gegenüberstehende Polen und Ruthenen in der Zukunft weitere innerstaatliche und außenpolitische Konfliktstoffe in den Nationalitätenwirrwarr des k. u. k. Staatswesens brachten. Es war keine unbegründete Warnung für den Kaiser, daß sich seine Mutter nur sehr schwer zu der Beteiligung Österreichs an der Teilung Polens verstand. Umsonst hat Kaiser Josef dann noch versucht, durch eine planmäßige deutsche Siedlung gerade den Nordostraum des Staates der deutschen Kultur, deutscher Wirtschaft und deutschem Glaubenstum zu erschließen. Die Wirtsvölker zollten der aufopfernden Arbeit der damals einwandernden 7000 deutschen Kolonisten, besonders nach 1848, keinen Dank und schnürten das deutsche Siedlungsgebiet planmäßig ab. Im Sommer 1914 aber war es die deutsche Jugend der Ostmark und [175] Ungarns, welche die Teilung Polens und die Angliederung Galiziens und Lodomeriens an Österreich mit ihrem Blute bezahlte.

Die Begegnungen von Neiße und Neustadt hatten somit die Möglichkeit einer weiteren neuerlichen Annäherung zwischen Wien und Berlin geschaffen. Da verursachte ein Vorstoß Kaiser Josefs und Kaunitz', die plötzlich eine sich niemals mehr so günstig darbietende Gelegenheit, den habsburgischen Einfluß im Reiche für alle Zukunft quer über ganz Süddeutschland zu verlagern, wahrnahmen, jenen neuerlichen Zusammenprall der beiden Staaten. Das Band, das den Zündstoff für einen jetzt beinahe wieder ausbrechenden Krieg hergab, war Bayern. Dort war

Ende Dezember 1777 der Wittelsbacher Max Josef gestorben. Er hinterließ keine Kinder. Als auch der nächste in Frage kommende Erbe auf die Übernahme der Herrschaft in Bayern verzichtete, brachte Österreich nicht nur Erbansprüche auf Niederbayern und die Oberpfalz vor, sondern ließ seine Truppen gleichzeitig in jene Gebiete einrücken. Dieses fait accompli brachte König Friedrich sofort auf den Plan. Setzte sich Habsburg in Bayern fest, dann war jener Machtzuwachs Habsburgs im deutschen Raume unumstößliche Tatsache, vor der Friedrich so sehr auf der Hut sein mußte. Darum antwortete er sofort mit dem Einmarsch preußischer Truppen in Böhmen. 160 000 Mann in drei Heersäulen setzte er in Bewegung. Langsam und auch wieder schwerfällig, da es erst aus Ungarn, Italien, Deutschland und den Niederlanden zusammengezogen werden mußte, rückte ihm ein ebenso starkes österreichisches Heer entgegen.

Außer einigen wechselvollen erfolgreichen Streifzügen leichtbeweglicher Truppenteile kam es zu keinen Kämpfen. Als dann im Jahre 1779 als Ergebnis geheimer Verhandlungen der Kaiserin mit König Friedrich, von denen Josef II. nichts wußte, der Friede von Teschen zustande kam, war damit der für beide Heere wenig ruhmreiche Feldzug beendet, den der Volksmund in Österreich von nun ab den "Zwetschkenrummel", in Preußen aber den "Kartoffelkrieg" nannte. Einen Streifen von 70 Quadratmeilen Landes, das war alles, was das Land Bayern dem Hause Habsburg damals abtrat. Aber die Kaiserin rühmte König Friedrich, daß er "edel gehandelt habe", als er ihr Angebot, den ihr ohnehin unerwünschten Krieg abzubrechen, annahm. Der König aber hatte gesagt: "Des Charakters Eurer Majestät war es würdig, Beweise von Hochherzigkeit und Mäßigung in einer streitigen Angelegenheit zu geben, nachdem Sie Ihr väterliches Erbe mit einer heldenmütigen Festigkeit behauptet haben." Es war der Wille der Vorsehung, die gewünscht hat, daß das Ergebnis dieses unblutigen Krieges im Geiste ritterlicher Versöhnung Preußen und Österreich nur in der Abtretung jenes kleinen Landstriches bayrischen Bodens an Österreich seinen Ausdruck fand.

[176] "Innviertel" hieß dieser schmale Streifen Landes um Braunau, Schärding und Ries. 116 Jahre später trat von hier aus ein kleiner Knabe seinen Weg ins Leben an, der dieses Gebiet seine Heimat nannte und der im Heranreifen zum Manne aus dem Gesicht der Landschaft, aus der Sprache der Menschen zu beiden Seiten des Inn die Gemeinschaft des Blutes und die größte Heimat aller Deutschen über trennende Grenzen hinweg erkannte. So hat die endliche Aussöhnung zweier bedeutenden Fürstengestalten Deutschlands gleichsam wie eine Mahnung über der Wiege des "Österreichers" Adolf Hitler gestanden, der auch aus dem Geschick seiner engsten Heimat die größte geschichtliche Folgerung für das deutsche Volk gezogen hat: ein untrennbares Großdeutschland.

Das Bild der Friedensstifterin, die gegen den Willen ihres Sohnes auch

gegen die überlieferten Interessen ihres eigenen Hauses ihrem unversöhnlichen Gegner Friedrich die Hand zur Versöhnung geboten hat, beendet auch die Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia. Am 29. November 1780 schloß sie in der ehrwürdigen Stadt an der Donau die Augen. Eine große Fürstin, deutsch in ihrem Wesen, deutsch in ihrer Beharrlichkeit und in der Auffassung ihrer Aufgabe als Herrscherin, hat sie sich ihren Platz in den Reihen der bedeutendsten Gestalten der deutschen Geschichte erhalten. Am größten ist Maria Theresia aber stets im Ertragen schweren Unglücks gewesen. Hier erhebt sich die Gestalt dieser letzten deutschen Habsburgerin als das wahre Vorbild einer deutschen Frau und Fürstin, die sich einen Platz neben ihrem Gegner Friedrich unter den Großen unseres Volkes ehrlich erkämpft hat.

Auch Maria Theresias Sohn Josef II. gehört zu den erhabensten deutschen Fürstengestalten. Ja, der Historiker nennt ihn sogar "eine einmalige Erscheinung in der Geschichte der Welt". Es gab kein Gebiet in der Verwaltung seines Staates, in den Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seiner Untertanen, in den Angelegenheiten der Kirchen beider Konfessionen, ja selbst in der Überwachung und Ausrottung der geheimen Gesellschaften wie die der Freimaurer, in das er nicht persönlich und tatkräftig eingegriffen hätte. Der Vorwurf, daß er in vielem mit zu jugendlichem Ungestüm und zu scharfem Reformwillen hinausschoß, hat nicht ihn, sondern diejenigen belastet, die sich nur widerwillig aus dem althergebrachten Trott loszulösen vermochten und deren passivem Widerstand es dann zu verdanken war, daß der Kaiser vor seinem Tode einen Teil seiner Dekrete zurücknehmen mußte. Dennoch bleiben die Aufhebung der Leibeigenschaft in den böhmischen Ländern und deren Ausdehnung auf Galizien und Polen ebenso unvergeßliche Taten des Kaisers, wie seine Dekrete über die rücksichtslose Trennung der Be- [177] griffe Kirche und Staat, vor allem aber das Toleranzedikt, das den Protestanten endgültig die freie Religionsausübung zubilligte, Maßnahmen waren, die von der wahrhaft deutschen Gesinnung und den staatsmännischen Fähigkeiten Josefs II. ein beredtes Zeugnis ablegten.

Im Jahre 1785 versuchte Kaiser Josef noch einmal seinen Lieblingsgedanken, die Verankerung der habsburgischen Macht im Reichsgebiet, zur Durchführung zu bringen. Er bot dem pfälzischen Herzog das österreichische Belgien als Königreich Burgund an und wollte einen Teil dieses Landes für Salzburg eintauschen. Aber wiederum war es der Alte Fritz, der sich entschlossen den Plänen des Kaisers widersetzte. Friedrich erklärte den Habsburger als Störer der bestehenden Ordnung in Deutschland und zwang ihn durch das Aufgebot des deutschen Fürstenbundes, endgültig von seinen Hausmachtplänen Abstand zu nehmen.

Auch als König Friedrich starb und Habsburg damit von seinem

gefährlichsten Gegner befreit war, hemmte die Politik des Hauses Hohenzollern in Ausübung des Testaments Friedrichs des Großen alle weiteren außenpolitischen Pläne des Kaisers. Dieser hatte sich 1787 mit Rußland verständigt und war als Verbündeter der Zarin Katharina in einen Krieg gegen die Türkei eingetreten. Die österreichischen Truppen deckten die Grenze in einem langgezogenen Kordon unter Lascys Oberbefehl von Galizien bis nach Kroatien. Doch der Aufenthalt der Heeresmassen im Sumpfgebiet der Donau kostete schwere Verluste, zu denen auch die Eroberung von Schabatz unter Josefs persönlicher Führung in keinem Verhältnis stand. Bald warf eine Ansteckung auch den Kaiser selbst in Semlin noch aufs Krankenlager. Er wurde nach Wien gebracht und erfuhr während des mühsamen Transportes, daß Preußen mit England ein Bündnis abgeschlossen hätte, dessen Ziel die Verhinderung des österreichischen-russischen Sieges im Südosten war. So wurden die Siege des Prinzen Josias von Coburg bei Chozim und Laudons Erfolge von Dubitza und Novi in Bosnien um ihre Früchte gebracht. In einer unverständlichen Verblendung, die nicht einsah, daß alles, was Josef II. im fernen Südostraum schaffen wollte, nicht nur habsburgische Hauspolitik, sondern auch Erschließung des Landes für den deutschen Handel und Pionierarbeit für die Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Balkanvölkern war, schickte man von Preußen aus Emissäre nach Ungarn, die das Land gegen Habsburg im Rücken der Truppen aufwiegeln sollten. Die Ungarn, die geradeso wie alle übrigen nichtdeutschen Nationen des Völkerstaates über die straffe, nur von deutschen Gesichtspunkten geleitete Zentralisation der Staatsverwaltung unzufrieden waren - erklärte man doch unter anderem die Kenntnis der deutschen Sprache als Vorbedingung für eine Staats- [178] anstellung -, liehen den aufwieglerischen Einflüsterungen ein nur zu williges Ohr. So kam es beinahe zum Aufstand. Auch in Belgien flammte die Empörung über die Aufhebung der Selbstverwaltung jetzt mit einem Male auf. Da war es der greise Laudon, der als Nachfolger des ebenfalls erkrankten Lascy dem immer hoffnungsloser dahinsiechenden Kaiser mit glänzenden Waffentaten der Armee die letzten Lebenstage verklärte. Noch einmal hatte Josef II. das Bündnis mit Rußland erneuert. Laudon war daraufhin rasch und energisch der aufflammenden Empörung in Ungarn Herr geworden, General Clerfayt schlug bei Mehadia eine siegreiche Schlacht gegen die Türken. Auch der Prinz von Coburg erfocht bei Focsany und bei Martinestie zwei glänzende Siege. Dann erschien Laudon selber in den Weihnachtstagen des Jahres 1790 am Krankenlager des Kaisers und meldete dem schon vom Tode Gezeichneten die Erstürmung von Belgrad. Umgeben von den Generalen Laudon und Lascy, im Bewußtsein, daß die Armee die einzige war, die den Sinn seiner hochfliegenden Pläne erfaßt und ihrer Vollendung den Weg gebahnt hatte, schloß er am 20. Februar 1790 für immer die Augen. Enttäuschung um Enttäuschung hatten die letzten Lebenstage des schwerkranken Fürsten umschattet. Um das Staatsgebilde zusammenzuhalten, dessen Völkern von äußeren Gegnern aufgepeitscht

waren, die zerfressen wurden von der nagenden Wühlarbeit der um ihre Pfründe gebrachten Kirche, und deren bisher von Privilegien übersättigten Stände sich um ihren Einfluß gebracht sahen, hatte der Kaiser einen Teil seiner schärfsten Verordnungen widerrufen. Bloß die Soldaten, die an seinem Sterbebette standen, hatten ihm keine Enttäuschung gebracht. Und diese Genugtuung sprach auch aus dem bereits einmal angeführten Armeebefehl, in dem er seinen Dank für die erwiesene Treue mit den Worten zum Ausdruck brachte: "Der vorige Feldzug hat alle Wünsche, die Seine Majestät für die Armeen in Ihrem Vaterherz genährt haben, vollkommen gekrönt."

Zwanzig Jahre Deutschlands Schild gegen Frankreich

Als der Großherzog Leopold von Toskana, der Bruder Josefs II., nach Wien kam, um nunmehr als Nachfolger des zu früh verstorbenen Kaisers die Regierungsgewalt über die habsburgischen Länder zu übernehmen, fand er ein Reich vor, das bereits jetzt, obwohl es als Großmacht Österreich doch soeben erst geschaffen worden war, deutlich die [179] ersten Spuren des künftigen Zerfalls zeigte. Die Zentralisierungsmaßnahmen des letzten Kaisers hatten das gerade Gegenteil des beabsichtigten Erfolges gezeitigt. Und als Kaiser Josef auf dem Todeskrankenlager noch die einschneidendsten Bestimmungen zurückgenommen hatte, erhoben alle Widersacher eines straffen Staatsaufbaues ihr Haupt. Leopold, der auf Grund seiner fünfundzwanzigjährigen Regierungspraxis in

Toskana selbst kein ungeschickter Diplomat war, verstand es jedoch, der Gefahr der Auflösung durch kluge Verhandlungen und geringfügiges Nachgeben zu steuern. Doch kaum hatte er auf diese Weise in seinen eigenen Ländern wieder eine gewisse Beruhigung geschaffen, da brandete ein neuerlicher Sturm, der mit brutaler Gewalt die Fackel des Aufruhrs und der Zerstörung vor sich her trug, gegen die Grenzen Mitteleuropas. Die Revolution war 1789 in Frankreich ausgebrochen. Da war es Kaunitz, der durch eine Denkschrift die europäischen Fürstenhöfe auf die Gefahren, die allen Thronen drohten, aufmerksam machte. Als erstes Ergebnis kam daraufhin eine Abmachung zwischen Preußen und Österreich in Pillnitz zustande, worin zum Ausdruck gebracht wurde, daß die trotz der gemeinsamen Gefahr noch immer argwöhnischen beiden Staaten entschlossen waren, einem französischen Angriff mit Waffengewalt entgegenzutreten. Als Antwort kam die Kriegserklärung der französischen Nationalversammlung. Und nun war es nicht das Schicksal seiner Schwester Maria Antoinette, die Leopold daraufhin zur Eröffnung der Feindseligkeiten veranlaßte. Die Franzosen hatten bereits in die Rechte deutscher Fürsten im Elsaß eingegriffen, und nur die Verpflichtung des Kaisers gegenüber dem Reich ließen ihn die französische Herausforderung mit den Waffen beantworten.

In diesen Tagen, da Preußen und Österreich zum ersten Male wieder Schulter an Schulter zur Verteidigung deutschen Bodens antraten, starb Kaiser Leopold plötzlich.

Sein Nachfolger Franz, als deutscher Kaiser der zweite dieses Namens, als Kaiser von Österreich Franz I., war nicht der Mann, dessen Eigenschaften dazu angetan waren, den deutschen Kaiserthron mit unerschütterlicher Festigkeit vor der schwersten Erniedrigung zu bewahren. Neben diesem Monarchen, dessen Gestalt in der Geschichte für immerwährende Zeiten

durch den so viel umstrittenen Namen Metternich überschattet werden sollte, erhob sich jedoch ein andere Habsburger zu einem unvergeßlichen Vorkämpfer deutschen Widerstandwillens, Erzherzog Carl. Jetzt, da sich die kaiserlichen Truppen in Belgien und in den Niederlanden sammelten, ritt er noch als einundzwanzigjähriger Generalmajor mitten zwischen den Kolonnen auf den belgischen Landstraßen. Er sollte nur zu bald den Trugschluß dieser "militärischen Promenade" gegen ein [180] als nicht mehr ebenbürtig bezeichnetes, von Revolutionsideen zerrüttetes, angeblich von unfähigen Generalen der Gasse geführtes Heer kennenlernen und daraus jene Erfahrungen sammeln, die ihn dann später zu einem Feldherrn gemacht haben, dessen hervorragendste Eigenschaft es war, daß er seine Gegner stets richtig eingeschätzt hat.

Der Feldzug der Österreicher nahm unter der Führung Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in den Niederlanden zunächst einen vielversprechenden Anfang. Hingegen rückte der Oberbefehlshaber der preußischen Truppen, Herzog Ferdinand von Braunschweig, mit einer befreundlichen Langsamkeit vor. Als sich der französische General Kellermann dem preußischen Heere bei Valmy entgegenstellte, unterließ es Braunschweig, die durch schweres Artilleriefeuer in gefährliche Unordnung geratenen Franzosen anzugreifen. Das Ergebnis war ein plötzlich aufflammendes Selbstvertrauen der über die faule Kriegsführung des Gegners angenehm überraschten Franzosen. Ungestüm gingen sie selber zum Angriff über. Statt nun Widerstand zu leisten, entschloß sich der Braunschweiger zu einem überstürzten Rückzug. Der nahm bald ein Ausmaß an, daß es den Anschein hatte, als wenn nicht die Franzosen, sondern die preußischen Truppen in einer Schlacht besiegt worden wären.

Mit einemmal lag der ganze Mittelrhein schutzlos vor einem französischen Zugriffe. Ehe es möglich war, den immer stürmischer nachdrückenden Revolutionstruppen etliche schlagfertige Korps entgegenzuwerfen, rückte der französische General Custine bereits in Deutschland ein und eroberte Worms. Auch Speyer, Mainz und zuletzt sogar Frankfurt fielen rasch nacheinander in die Hand der Franzosen.

Von der Sorge einer Bedrohung ihrer nördlichen Flanke befreit, warfen sich jetzt die Franzosen mit ihren frei gewordenen Streitkräften auf die in den Niederlanden stehenden Österreicher.

General Dumouriez griff Herzog Albert an, besiegte ihn bei Jemappes und zwang ihn, die Niederlande zu räumen. Die Besetzung Aachens durch die Franzosen schloß im Dezember diesen äußerst ruhmlos zu Ende geführten Heerzug von 1792 ab.

Mit verstärkten Streitkräften wurde der Kampf im Jahre 1793 von neuem

begonnen. Dieses Mal war es der Herzog Josias von Coburg, der mit einem österreichisch-preußischen Heere die Niederlande zurückerobern sollte. Die bedeutsamste Schlacht dieses Feldzuges wurde bei Neerwinden geschlagen. Und hier war es dem persönlichen Eingreifen Erzherzog Carls zu danken, daß sich der Kampf in eine schwere Niederlage für die Franzosen verwandelte. Die Folge dieses Sieges zeigte sich sehr bald in einer völligen Auflösung der französischen Truppen. Gänzlich dezimiert fluteten sie über die französische Grenze zurück. Doch nun [181] bewies der Coburger die gleiche Saumseligkeit, die im Vorjahre die Kriegführung des Herzogs von Braunschweig gekennzeichnet hatte. Statt seinen Sieg auszunützen, vertrödelte er seine Zeit mit schleppenden Kriegssitzungen und der Belagerung belangloser Festungen.

Diesen fehlerhaften Dispositionen setzte Carnot als Chef des französischen Verteidigungsausschusses den großartigen Plan eines Volkswiderstandes entgegen. Die "levée en masse" sollte in einer einzigen gewaltigen Front von der Nordsee bis an die Alpen dem Vormarsch der Interventionisten Halt gebieten. Im weitaus durchgreifenderen Maße als bisher wurden in Frankreich alle Waffenfähigen aufgeboten und an die bedrohte Grenze gesandt. An der Spitze dieser aus dem Boden gestampften Armeen standen junge, unternehmungslustige Generale.

Der erste dieser jugendlichen Draufgänger, dessen Angriffsgeist den Herzog von Coburg aus der Fassung bringen sollte, war General Joubert. In kurzer Zeit hatte dieser Neuling die französischen Truppen auf eine derartige Schlagkraft gebracht, daß er mit ihnen ein jedes Unternehmen wagen konnte. Am 15. Oktober 1793 warf er sich bei Wattignies auf Herzog Josias. Nach zweitägigem, erbittertem Ringen blieben die Franzosen Sieger. Der Coburger trat einen geordneten Rückzug an.

Jetzt schienen außerdem Spannungen, die sich über eine Lösung der polnischen Frage immer hartnäckiger in das Bündnisverhältnis der beiden deutschen Staaten hineingefressen hatten, zur völligen Entzweiung zu führen. Ein Abkommen zwischen Rußland und Preußen, das eine weitere Teilung polnischer Gebiete unter dem Ausschluß Österreichs vorsah, war zum Abschluß gekommen und hatte in Wien zu einem Wechsel im Kanzlerschaftsposten geführt. Kobenzl, der als Nachfolger Kaunitz' das Zustandekommen der preußisch-russischen Absichten nicht zu vereiteln gewußt hatte, trat zurück, und sein Nachfolger Thugut, dem der Ruf eines Preußenhassers vorausging, schien nicht gewillt, es bei der Zustimmung Österreichs zu diesem Abkommen bewenden zu lassen. Es war nur die Furcht vor dem Übergreifen der Revolution auf deutsches Gebiet, die beide Staaten in der Front gegen Frankreich jetzt noch zusammenhielt. Aber schon machte sich ein immer stärkeres Interesse Preußens für seine Ausdehnung im Osten bemerkbar.

Diese politischen Gegensätzlichkeiten wirkten sich auch auf die Kriegshandlungen am Rhein aus. Zunächst wurde auch hier erfolgreich gekämpft. Die Preußen eroberten Mainz und siegten bei Pirmasens und Kaiserslautern. Der österreichische General Wurmser erstürmte die Weißenburger Linien. Da übernahm bei der französischen Rheinarmee der General Hoch das Oberkommando. Nach anfänglichen Mißerfol- [182] gen, die aber von der Gegenseite nicht ausgenützt wurden, warf er sich bei Fröschweiler auf Wurmsers Truppen und zwang sie zum Rückzug. Die Hilfe des Herzogs von Braunschweig mit seinen Preußen kam zu spät. Daraufhin zog sich Wurmser auf das rechte Rheinufer zurück, und die Preußen räumten die Pfalz. Wieder einmal hatten Eifersüchteleien und uneinheitliche Kriegführung jeden Erfolg unmöglich gemacht.

Fast war es zu verwundern, daß es im folgenden Frühjahr des Jahres 1794 überhaupt noch zu einem weiteren und sogar mit bedeutend vermehrten Streitkräften durchgeführten Feldzug der beiden verstimmten Verbündeten kam. An Stelle des Braunschweigers übernahm bei den Preußen der General von Möllendorf die Führung. Die Feindseligkeiten wurden in Belgien eröffnet. Nach wechselvollen Kämpfen gelang es Jourdan, den Herzog von Coburg bei Fleurus zu schlagen. Jetzt waren die Franzosen nicht mehr aus den Niederlanden zu vertreiben. Eine Festung nach der anderen fiel. Die "Batavische Republik" wurde als Tochterstaat Frankreichs gegründet. Auf diese Mißerfolge hin trat endlich Josias von Coburg von der Kommandoführung zurück. Sein Nachfolger wurde Clerfayt, ein verdienstvoller General, der jetzt unter den widrigsten Verhältnissen zu kämpfen hatte.

Bald machte sich bei den Preußen ein drückender Geldmangel bemerkbar. Möllendorf, der jede Lust an der Kriegführung verloren hatte, zog sich über den Rhein zurück. Weitere Uneinigkeit der Verbündeten und die wachsende Sorge Preußens, das seine neuerworbenen Gebiete in Polen durch einen Aufstand bedroht sah, vervollständigten den Zusammenbruch der gesamten unrühmlichen Wacht am Rhein. Preußen trat jetzt in Sonderverhandlungen mit Frankreich ein. Im Frieden von Basel am 5. April 1795 verzichtete es auf alle Besitzungen jenseits des Rheins. Es war noch nicht berufen, sich als Vorkämpfer der deutschen Befreiung an Österreichs Seite zu stellen.

Dieses stand nun allein gegen Frankreich und kämpfte unverdrossen weiter.

Bevor jedoch 1795 jener Kampf entbrannte, der von nun ab beinahe ununterbrochen Österreich als den deutschen Gegner Frankreichs bis 1816 unter den Waffen halten sollte, trat zuerst noch eine mehrmonatige Ruhepause ein, die beide Teile dazu verwandten, um sich für den neuen Feldzug zu rüsten. In dem Bewußtsein, daß er von nun ab in der Vertretung der deutschen Sache allein stand, und daß es nicht nur seine Hoheitsgebiete vor dem Einbruch der französischen Revolu- [183] tionswellen zu schützen hatte, sondern daß es das Reich war, das - zwar zerfallen und nun mehr denn je "Phantom eines Ideals", aber doch deutsches Land - vor den sich auch jetzt schon wieder bemerkbar machenden Eroberungswillen der Franzosen geschützt werden mußte, spannte der Habsburgerstaat alle Kräfte an, um sich für Deutschland der französischen Einbruchsflut entgegenzustemmen.

Dennoch währte es beinahe bis zum Herbst, ehe es wieder zu größeren Kampfhandlungen kam. Mit einem kleinen Heere ergriff jetzt der österreichische General Clerfayt, der sich zuerst hinter den Main zurückgezogen hatte, die Offensive und warf sich überraschend auf die Heere Jourdans und Pichegrus. Plötzlich war das gesamte rechte Rheinufer wieder vom Feind befreit. Da der Winter früh und mit ungewöhnlicher Rauhheit hereinbrach, schloß Clerfayt mit dem Gegner einen fünfmonatigen Waffenstillstand ab.

Das Jahr 1795, das eine Reihe zwar verheißungsvoller, aber nicht entscheidender Erfolge in Westdeutschland gebracht hatte, fand in der endlichen Einigung Preußens und Rußlands mit Österreich über die endgültige Aufteilung Rumpfpolens noch weiter einen, die habsburgische Macht- und Prestigepolitik befriedigenden Abschluß. Durch dieses Abkommen wurde der Völkerstaat und weitere Teile Polens, die Woiwodschaften Krakau, Sendomir, Lublin und das Gebiet von Chelen, bereichert; wieder nahm der slawische Bevölkerungsanteil des Kaiserreiches bedeutend zu und schuf damit einen neuen Herd für innerstaatliche Gegensätzlichkeiten und spätere Unruhen, die gerade das während der kommenden Jahrzehnte noch oftmals binden und zu schweren Blutopfern zwingen sollten.

Um vieles schwerwiegender und in seinen Auswirkungen bereits jetzt das Verhängnis der kommende Jahre ankündigend, entwickelten sich aber die Kämpfe in Oberitalien, die dort seit den Herbstmonaten des Jahres 1795 ebenfalls im verstärkten Ausmaß begonnen hatten.

Dem kaiserlichen General Beaulieu, einem zweiundsiebzigjährigen Veteranen, der nach dem Ende des harten Winters den Oberbefehl im Südwesten übernommen hatte, erwuchs hier in dem jungen General Bonaparte ein harter und gefährlicher Gegner. In wenigen Wochen eroberte

Bonaparte Piemont, besiegte Beaulieu in verschiedenen Gefechten und zwang ihn durch die schwere Niederlage von Lodi, Mailand zu räumen, wo er am 29. Juni seinen Einzug hielt.

Halt bot in Oberitalien dem französischen Vormarsch nur die starke Feste Mantua. Doch ehe hier der wechselvolle Kampf, der von Österreich zuletzt mit dem letzten Aufgebot aller nur verfügbaren Kräfte geführt werden mußte, seine weitere Darstellung finden soll, muß erst der Feld- [184] zug in Deutschland seine Würdigung finden, der den kaiserlichen Waffen im Gegensatz zu Italien eine Reihe von bedeutungsvollen Siegen einbrachte.

Oberbefehlshaber in Deutschland war seit der am 31. März 1796 erfolgten Aufkündigung des Waffenstillstandes der jugendliche Bruder des Kaisers, Erzherzog Carl.

Als fünftes Kind aus der Ehe des damaligen Großherzogs und späteren Kaisers Leopold mit der Infantin Maria Louise von Spanien am 5. September 1771 geboren, zeigte der Prinz, der anfänglich viel an Krankheiten litt und von einer schwächlichen Körperkonstitution war, schon bald einen beinahe frühreifen, ernsten Charakter. Bereits seit der Kindheit nahm ihn alles, was mit soldatischem Wesen zu tun hatte, gefangen. Treffliche Lehrer, wie General Spannochi und der spätere Bischof von Wien, Hohenwart, schulten vor allem den politischen Blick des Knaben, so daß der junge Erzherzog sehr bald durch seine sichere und auch praktische Beurteilung militärischer, politischer und auch wirtschaftlicher Fragen in einem gewissen Gegensatz zu seinem starrköpfigen Bruder Franz stand. Als er dann 1795 nach Beweisen vielversprechender militärischer Führereigenschaften vom westlichen Kriegsschauplatz nach Wien zurückkam und seine Tage infolge seiner stark angegriffenen Gesundheit in einer wenig willkommenen Muße zubringen mußte, widmete er sich vor allem wieder militärischen Studien. Hier war es General Karl von Lindenau, der als hochangesehener Militärtheoretiker zum verdienten Lehrmeister des Prinzen wurde. Die Grundsätze, die der Erzherzog aus dem umfassenden Studium und engen Verkehr mit Lindenau in seine nun beginnende große militärische Laufbahn mitnahm, setzten in ihrer Verwirklichung durch einen der größten Feldherren Österreichs dem Andenken dieses niemals an starren Theorien klebenden Lehrmeisters Carls ein bleibendes Denkmal.

Mit 25 Jahren trat der Erzherzog nun einen Wirkungskreis an, dessen Bürde für viel ältere Männer von langjähriger Erfahrung zu schwer war.

Er eröffnete den Feldzug in Deutschland mit viel Erfolg und warf die Franzosen über das linke Mainufer zurück. Inzwischen mußte er aber viele Truppen für den italienischen Kriegsschauplatz abgeben und konnte es dadurch nicht verhindern, daß eine französische Armee unter Moreau bei

Straßburg über den Rhein setzte, den österreichischen General Latour besiegte, gegen den Schwarzwald vorrückte und an der Donau entlang marschierte. Der Abfall verschiedener Reichsfürsten von der deutschen Sache tat der Stärke der Streitkräfte des Erzherzogs weiter bedenklichen Abbruch. So mußte Carl jedem entscheiden- [185] den Schlag ausweichen, bis er genügend Streitkräfte wieder herangezogen hatte.

Eine zweite französische Armee unter Jourdan hatte ebenfalls den Rhein überschritten und versuchte, sich mit Moreaus Truppen zu vereinigen. Da wich Erzherzog Carl geschickt vor Moreau zurück, stürzte sich auf Jourdan bei Amberg und brachte ihm eine schwere Niederlage bei. Diese Schlacht wurde Erzherzog Carls erster großer Sieg über die Franzosen, der ihn mit einem Schlage zum deutschen Nationalhelden machte. Erst am Main konnte Jourdan, der fast alles Geschütz verloren hatte, wieder haltmachen und versuchte, sich dem nachdrängenden Erzherzog zu stellen. Bei Würzburg wurde er ein zweitesmal geschlagen. Durch die unwegsamen Täler des Spessarts, gehetzt und überfallen von den jetzt plötzlich überall aufstehenden Landbewohnern, wälzten sich die Reste des französischen Heeres gegen den Rhein. Moreau mußte jetzt den Rückzug befehlen, um nicht abgeschnitten zu werden, und eilte in einem wegen seiner großartigen Durchführung in die Kriegsgeschichte eingegangenen Gewaltmarsch vom Lech bis an den Rhein. Bei Emmendingen und Schlingen wurde er von Carl gezwungen, sich zurückzuziehen.

So hatte der Erzherzog das gesamte rechte Rheinufer von den Franzosen gesäubert. 26 Jahre alt, stand er auf der Schwelle eines Soldatenruhmes, der ihn schon damals den Namen eines "beharrlichen Kämpfers um Deutschlands Ehre" eintrug. Mit Stolz sah die Armee und mit ihr alle nationalbewußten deutschen Soldaten auf den jugendlichen Feldherren, dessen Tatkraft und entschlossene Kriegführung sie von jenem Alpdruck einer schleppenden Kommandoführung befreit hatte, die ihr während der letzten Jahre so oft zum Verhängnis geworden war. Da zwang das Mißgeschick der kaiserlichen Waffen in Italien Erzherzog Carl zur Übernahme des Oberbefehls gegen Bonaparte. Mitten aus dem erhebenden Erlebnis der Befreiung Deutschlands und des Siegesjubels wurde er zur ersten schweren Erprobung seines Feldherrnkönnens gegen einen Gegner berufen, der bald zu seinem großen Lehrmeister wurde.

Während aller jener Wochen und Monate, die Erzherzog Carl als erfolgreichen Führer der österreichischen Heere in Deutschland gesehen hatten, war es den kaiserlichen Generalen in Italien nicht gelungen, Bonaparte zu schlagen. Seitdem er vor Mantua haltgemacht und mit der Belagerung dieser Festung begonnen hatte, spielten sich alle Kämpfe, die sich nunmehr entwickelten, als Abwehrschlachten der Belagerungsarmee gegen die zum Entsatz der für die Österreicher über alles wichtigen Festung

heranmarschierenden kaiserlichen Heersäulen ab.

Als erster zog General Wurmser zur Entlastung heran, wurde aber nach Anfangserfolgen von Bonaparte bei Castiglione geschlagen. Wurm- [186] sers zweiter Entlastungsversuch endete ebenfalls mit einem Mißerfolg. Nach den Niederlagen von Calliano und Bassano warf er sich selbst mit einem Teil seiner Truppen nach Mantua. Ein neues Heer, mit großen Opfern der Bevölkerung unter dem Oberkommando des Generals Alvinczy aufgestellt, wurde nach einigen unglücklich verlaufenen Gefechten zum Rückzug genötigt.

Nach diesem dritten Entsatzversuch beschloß man in Österreich, noch ein viertes Mal den Einsatz aller Kräfte für die Rettung Wurmsers und der Festung zu wagen. Mit einem Aufgebot an Energie, das dem zur gleichen Zeit in Westdeutschland schwer ringenden Österreich die Bewunderung aller deutschen Patrioten abzwang, stellte man im Innern des Kaiserreiches noch einmal ein Heer auf und rüstete es aus. Und doch wurden alle diese Anstrengungen und Opfer auch jetzt wieder umsonst gebracht. Bei Rivoli wurde der größte Teil des österreichischen Heeres vernichtet. Eine Entsatzkolonne, die Mantua schon erreicht hatte, mußte hier die Waffen strecken. Jetzt erst, nachdem über die Hälfte seiner Truppen getötet oder verwundet und der Rest dem Verhungern nahe war, erklärte sich Wurmser zur Übergabe Mantuas bereit. Am 2. Februar 1797 unterzeichnete er die Kapitulation. Viel zu spät übertrug man jetzt Erzherzog Carl das Oberkommando der in Italien stehenden Streitkräfte. Doch hier war mit den Resten der Alvinczyschen Truppen, denen es am nötigsten mangelte, nicht mehr viel anzufangen. Unaufhaltsam drängte Bonaparte vorwärts. Schon waren Triest und Görz in seine Hände gefallen. Da wurde der französische Vormarsch durch die Tiroler Standschützen unter Wörndle in der Schlacht bei Spinges am 2. April 1797 zum Stehen gebracht. Unter den Schützenhauptleuten zeichnete sich damals zum erstenmal der Hauptmann der Passeierkompanie, Andreas Hofer, Sandwirt aus Sankt Leonhard, aus. Durch diesen Sieg der Tiroler entfachte sich in ganz Österreich der Widerstandswille der Bevölkerung von neuem. Überall trat das Volk zu freiwilligen Kampfverbänden zusammen, kühn stießen die Tiroler jetzt wieder bis nach Verona vor. Fiume fiel wieder in österreichische Hand, und nun war es Bonaparte, der die Kraft eines zum äußersten Widerstand entschlossenen Volkes nicht unterschätzte. Am 17. November 1797 kam in Leoben ein Präliminarfrieden zustande. Im darauffolgenden Frieden von Campoformio trat Österreich Belgien das Breisgau und die Lombardei an Frankreich ab und erhielt dafür Venedig, Istrien und Dalmatien. Mit unsäglichen Opfern, aber auch mit ruhmvollen Waffentaten des österreichischen Heeres schloß der erste große Feldzug Napoleon Bonapartes gegen Österreich ab.

[187] Die eigentliche Ursache des neuen Koalitionskrieges gegen Frankreich,

der 1798 neuerdings losbrach, waren weniger die unverfrorenen Rechtsverletzungen der Franzosen in der Schweiz und in Italien, als die Siege Napoleon Bonapartes in Ägypten. England sah sich in der Festsetzung der Franzosen auf ägyptisch-türkischem Boden im fernen Indien bedroht, und so wurde der Seesieg Nelsons bei Abukir ein willkommener Auftakt, der den europäischen Großmächten und den von ihnen abhängigen Verbündeten die Möglichkeit bot, nunmehr mit vereinten Kräften Frankreich anzugreifen, dessen bedeutsamster Feldherr mit den besten französischen Truppen weitab im Nillande focht. Fast alle europäischen Staaten schlossen sich diesmal, mit Ausnahme Preußens, den Kriegsvorbereitungen an. Ein umfassendes Bündnisnetz zwischen Österreich, Rußland, Sardinien, Neapel, dem Papst und, in seltsamer Verbundenheit des Kreuzes und des Halbmondes, auch mit der Pforte kam zustande. Über österreichisches Gebiet rückten 60 000 Russen unter Suwarow heran. Erzherzog Carl stand mit einem neu aufgestellten Heer in Bayern, die Generale von Hotze und Auffenberg deckten Graubünden und Vorarlberg, in Tirol befehligte Graf Bellegarde und in Trentino hatte General Kray eine starke Truppenmacht gesammelt. Außerdem waren in Krain und in Istrien noch zwei Reservedivisionen bereitgestellt worden.

Zunächst errang das deutsche Hauptheer einen großen Erfolg. Erzherzog Carl schlug seinen alten Gegner Jourdan, der bis zum Schwarzwald vorgerückt war, vollständig bei Ostrach und Stockach. Es war ein Verhängnis, daß Erzherzog Carl gerade jetzt erkrankte und gezwungen war, den Oberbefehl zeitweise abzugeben, um sich in Wien einer ernsthaften Operation zu unterziehen. Aus diesen Gründen unterblieb auch die Verfolgung der Franzosen über den Rhein.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz siegte Feldzeugmeister von Kray und trieb die Franzosen über die Adda zurück. Moreau mußte nach der Niederlage bei Cassano bis an die Riviera ausweichen. Suwarow rückte nach, vermochte aber Moreau nicht mehr zu fassen. Ein französisches Entsatzheer versuchte Suwarow in der Flanke zu fassen, wurde aber an der Trebbia blutig zurückgeschlagen. Da dieser Sieg wegen Zwistigkeiten der russisch-österreichischen Führung nicht ausgenutzt werden konnte, hatten die Franzosen Zeit, ihre Armee zu reorganisieren. Joubert ersetzte Moreau und schritt sofort zum Angriff vor. Bei Novi wurde er von Suwarow besiegt und fiel selbst in der Schlacht. Jetzt war es der russische Zar Paul, der die Erfolge der Waffen durch Gegensätzlichkeiten mit dem Wiener Hofe verdarb. Um den Streit auszugleichen, wurde Suwarow der Oberbefehl in der Schweiz übertragen, wo schon ein russisches Korps unter Korsakoff stand.

[188] Erzherzog Carl befehligte indessen wieder in Deutschland, zog mit der Rheinarmee nach der Schweiz, vereinigte sich dort mit Hotze und besetzte Zürich.

Ende August, gerade als Erzherzog Carl mit Hilfe Korsakoffs eine entscheidende Offensive antreten wollte, vollzog sich nun die schon erwähnte Änderung in der Führung der in der Schweiz stehenden russischen Streitkräfte. Suwarow zog heran, und nun sollte Erzherzog Carl mit seiner Armee nicht nur nach Deutschland zurückkehren, sondern erhielt von Wien aus sogar den Befehl, eine englisch-russische Unternehmung gegen die "Batavische Republik", also Holland, zu decken.

Mit äußerstem Mißmut, nicht ohne den schärfsten Hinweis darauf, daß derartige unnötige Verschiebungen der Streitkräfte nur die Schlagkraft der verbündeten Heere an allen Punkten schwächen mußten, gehorchte der Erzherzog den Befehlen aus Wien.

Am 31. August verließ er mit seinen Truppen die Schweiz und marschierte rheinabwärts. Schon am 18. September erstürmte er Mannheim. Doch ehe er in Holland zur Unterstützung des dortigen äußerst kläglich verlaufenden Expeditionsunternehmens eintraf, nahmen die Kämpfe in der Schweiz einen derartig unglücklichen Verlauf, daß es für den Erzherzog zu keinem entscheidenden Eingreifen auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz mehr kam.

Als Suwarow Schweizer Boden betrat, fand er bereits eine völlig veränderte Lage. Unstimmigkeiten zwischen Hotze und Korsakoff hatten den Franzosen unter Massena in die Hände gearbeitet. Korsakoff wurde bei Zürich empfindlich geschlagen. Massena wandte sich dann gegen Hotze und drängte ihn trotz erbitterten Widerstandes über den Rhein zurück. Suwarow, der jetzt nach einem äußerst schwierigen Alpenübergang in der Schweiz ankam, sah sich plötzlich der Hauptmacht Massenas gegenüber. Vergeblich suchte er nach einer Verbindung mit Korsakoff oder Hotze. Um nicht von Massenas Übermacht unerwartet gefaßt zu werden, zog er sich unter unsäglichen Schwierigkeiten und furchtbaren Verlusten nach Graubünden zurück. Als Suwarow endlich in Ilang ankam, hatten die Strapazen und die Unbilden des Gebirges sein Heer derartig zugerichtet, daß er beinahe kampfunfähig war. Im Dezember 1799 erfolgte unerwartet die Abberufung der Russen.

So schloß das Feldzugsjahr 1799 trotz aller in Deutschland, der Schweiz und Italien errungenen Siege mit ungünstigen Vorzeichen für die Weiterführung des Krieges ab. Der schlimmste Schlag, der das österreichische Heer jedoch um die Jahrhundertwende traf, war der Rücktritt Erzherzog Carls vom Armeeoberkommando.

Wohl wurde derselbe mit der erschütterten Gesundheit des Prinzen [18922-190=Illustrationen] [191] begründet, aber es war kein Geheimnis, daß es

nicht die Strapazen, sondern vor allem die Bevormundung durch den Hofkriegsrat und unverdiente Kränkungen waren, die den Erzherzog zur Niederlegung der Kommandoführung bewogen hatten. Die Armee erfaßte bei dieser Nachricht tiefste Bestürzung. Als der Abschiedsbefehl des Erzherzogs den Truppen verlautbart wurde, kam es zu leidenschaftlichen Kundgebungen der Treue und Anhänglichkeit für den über alles beliebten Feldherrn bei Offizier und Mann. Das Heer ahnte, daß es mit dem Ausscheiden dieses Befehlshabers einen Führer verlor, den es in der nahen Zukunft mehr denn je nötig haben sollte. War doch ein Mann, herbeigerufen durch die schlimmsten Nachrichten in der Heimat, wieder in Frankreich gelandet, dessen Name allein schon für jeden Soldaten die Forderung nach neuem, schwerem Einsatz in sich trug, Napoleon Bonaparte!

Für Bonaparte, der inzwischen durch einen Staatsstreich die gesamte Regierungsgewalt übernommen hatte, galt es in erster Linie, das Übergewicht der französischen Waffen wiederherzustellen. Am Rheine befehligte bei den Österreichern jetzt Feldzeugmeister Kray. Trotzdem er genügend Truppen zur Verfügung hatte, konnte er sich nicht gegen Moreau halten und verlor nach und nach alle günstigen Positionen, die Erzherzog Carl bisher sich gesichert hatte. Der Waffenstillstand bei Parsdorf schloß den unrühmlichen Feldzug in Deutschland ab.

Bonaparte selbst wandte sich nach Italien, wo die Franzosen durch Melas in ziemliche Bedrängnis geraten waren. Völlig unerwartet stand er von den österreichischen Heeren und drang vor. Melas beging den Fehler, seine Truppen zu zersplittern und mußte am 14. Juli eine Schlacht bei Marengo gegen Bonaparte annehmen. Gegen sechs Uhr abends war die Schlacht vollständig zugunsten der Kaiserlichen entschieden, da erschien zu Bonapartes Unterstützung der General Defaix mit vollständig frischen Truppen und verwandelte die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg. Der Waffenstillstand, den Melas jetzt dem siegreichen Korsen anbot, bestätigte in seiner Formulierung den Frieden von Campo Formio. Mit Ausnahme Mantuas und Toskanas kam fast ganz Italien in die Gewalt der Franzosen.

Ein neuer Subsidienvertrag zwischen England und Österreich vereitelte indessen die nach dem Waffenstillstandsabkommen von Parsdorf und Marengo angebahnten Friedensverhandlungen. Die treibende Kraft des Widerstandes gegen Frankreich war der österreichische Minister Thugut, und obwohl Erzherzog Carl warnte und mit dem Hinweis auf die dringend notwendige Reorganisation des Heeres von jeder Weiter- [192] führung des Krieges abriet, verpflichtete sich Österreich zur Weiterführung des Kampfes.

Um die Weigerung Erzherzog Carls, der durch nichts dazu zu bewegen war, die Führung eines Feldzuges mit einem nicht von Grund aus reformierten Heer zu übernehmen, auszugleichen, ernannte man den jugendlichen, zwar vielseitig gebildeten, auch tatenlustigen, aber in seinen soldatischen Führereigenschaften keineswegs an Erzherzog Carl heranreichenden Erzherzog Johann in Deutschland zum Oberbefehlshaber.

Die Armeen marschierten und trafen auf einen Gegner, der diesmal seines Erfolges so sicher war, daß ihr erster Konsul, Bonaparte, nicht einmal den Oberbefehl übernahm, sondern nur Moreau.

Alle pessimistischen Voraussagen Erzherzog Carls traten ein. Moreau lockte Erzherzog Johann bei Hohenlinden in eine Falle und brachte den Österreichern die entscheidendste Niederlage dieses Krieges bei. Die Reste der Armee fluteten bis nach Salzburg zurück. In Italien verliefen die Kämpfe ebenfalls unglücklich. In höchster Not übernahm jetzt der schwerkranke Erzherzog Carl den Oberbefehl, um zu retten, was noch zu retten war. Doch er konnte den Vormarsch des Feindes nicht mehr aufhalten und schloß bei Steyr mit Moreau einen Waffenstillstand.

Wenige Tage später erfolgte ein zweiter Waffenstillstand zu Treviso in Venetien. Die Bedingungen waren hart. Nicht nur, daß Österreich alle festen Plätze in Deutschland, in Italien verlor, es mußte auch eine Demarkationslinie anerkennen, die Tirol, Oberösterreich, die Steiermark und Illyrien völlig von den habsburgischen Erbländern abtrennte.

Nicht so drückend für Österreich, aber um so verhängnisvoller für das Reich, wurde dann der Frieden von Luneville, der diesen Koalitionskrieg am 9. Februar 1800 endgültig abschloß. Dieser Friede brachte die vom Kaiser bestätigte Preisgabe allen deutschen Landes am rechten Ufer des Rheines. Während Habsburg seine italienischen Besitzungen bis zur Etschlinie verlor, mußte es sich außerdem bereit erklären, die deutschen Fürsten, deren Besitzungen auf der rechten Rheinseite lagen, und auch die italienischen Fürsten, die ihr Land verloren hatten, mit Gebieten im Innern Deutschlands zu entschädigen. Frankreich setzte den Hebel mitten auf deutschem Boden an, mittels dessen es das morsche Römische Reich Deutscher Nation bald darauf völlig zum Auseinanderbrechen brachte. Gegen den Willen des Habsburgers Erzherzog Carl hatte Habsburg sich zur Weiterführung eines Krieges verleiten lassen, dessen unglücklicher Ausgang und die erzwungene Abtretung deutschen Bodens nicht mehr den Kaiser, sondern Frankreich zum Vertreter deutscher Reichsinteressen machte. Die Schlacht bei Hohenlinden hatte das Werk Prinz Eugens nunmehr endgültig zerschlagen.

Erzherzog Carl und Napoleon

Gewaltige Umwälzungen vollzogen sich in den folgenden Jahren in Europa. Napoleon Bonaparte nahm am 18. Mai 1804 den Titel eines Kaisers der Franzosen an, und um "diesen Zuwachs an Ranggeltung für den Bedränger Europas und der drohenden Gefahr des Verlustes der deutschen Kaiserkrone" auszugleichen und vorzubeugen, erklärte sich Franz II. unter ausdrücklicher Betonung "der vollkommenen Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten" am 10. August als "Kaiser von Österreich". Die ganze Hohlheit der nun nicht einmal mehr als "Phantom" anzusprechenden deutschen Kaiserwürde trat aber in der Tatsache zutage, daß man sich jetzt noch immer an den Titel eines deutschen Kaisers klammerte. Gewiß, man erachtete das Festhalten an diesem Titel trotz der fehlenden unerläßlichen inneren und äußeren Kraft zur Verteidigung dieser Würde als eine Art ideelle Bindung an das versunkene Reich und hoffte dadurch die Begehrlichkeit Frankreichs nach dieser Würde hintanzuhalten. Es blieb aber doch nichts anderes als eine armselige Posse, daß man einen Fürsten deutschen Kaiser nannte, wo es kein Reich mehr gab.

Inmitten dieser weltbewegenden Umwälzungen und für das Reich so traurigen Ereignisse arbeitete still, aber doch von dem unbeugsamen Willen beseelt, die Waffe für eine spätere Bereinigung aller Demütigungen des Reiches und Österreichs von neuem zu schmieden, Erzherzog Carl. Er blieb dabei weiterhin der unangenehme Mahner. Seit dem 9. Januar 1801 war er, im Hinblick darauf, daß er der einzige Mann gewesen war, der mit seinen Voraussagungen recht behalten hatte, vom Kaiser zum Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt worden. Sein Verdienst war es nun, daß sich bei der Behandlung aller militärischen Fragen "ein freier, frischerer Geist geltend machte, welcher den Notwendigkeiten des Dienstes und der Erfahrung Rechnung trug, aber auch die Strömung der Zeit, die fortschreitende geistige Bewegung nicht ignorierte, ja sie für die Zwecke der Armee auszunützen wußte". Zur Berücksichtigung dieser Strömung der Zeit gehörte vor allem eine grundlegende Verordnung. Es war die Aufhebung der lebenslänglichen Militärdienstpflicht und die Einführung einer gesetzlich festgelegten Dienstzeit, die für die Infanterie, die Pioniere und das Fuhrwesen zehn, für die Kavallerie zwölf und die Artillerie mit den technischen Waffen vierzehn Dienstjahre vorschrieb. Sofort erhob sich bei allen Bewunderern des Alten und bei allen Verfechtern eines bedingungslosen Vergeltungskrieges mit Frankreich ein gewaltiger Sturm. Man warf dem Erzherzog die Herauf- [194] beschwörung eines Verfalles der Wehrmacht, deren man doch baldigst wieder bedurfte, in unmißverständlicher Weise vor, andere sprachen von

einer Lockerung der Disziplin, und so gab es bald kein noch so bei den Haaren herbeigezogenes Argument, dessen man sich nicht gegen diese Verordnung bediente. Aber der Erzherzog blieb fest. Was er plante, war eine wirkliche Erhöhung der Wehrkraft, war die Schaffung eines durch eine allgemeine und geregelte Konskription in nicht starren, aber gesunden Formen gehaltenen Standes, war die Umwandlung eines aus lebenslänglich zu den Waffen gezwungenen Soldatentums in ein künftiges Volksheer. Und weil nichts übereilt geschah, was der Erzherzog anpackte, so übersah er bei der Durchkämpfung dieser Reformen auch nicht, daß jede Neuerung nicht auf einmal, sondern nur nach und nach in Kraft treten konnte, wenn sie auch wirklich ersprießlich auswirken sollte. Dazu gehörte vor allem die Abschaffung aller Konskriptionsbefreiungen, die es trotz der Erlässe Maria Theresias und Josef II. noch vielerorts gab. So bestand neben der von Zeit zu Zeit immer noch angewandten Werbung gegen Handgeld und der zwangsweisen Aushebung auf Lebenszeit eine weitgehende Befreiung vieler Stände, ja sogar ganzer Provinzen vom Militärdienst. Vor allem war es Tirol, das durch sein Sonderwehrrecht des allgemeinen Volksaufgebotes von der zwangsweisen Aushebung befreit war. Aber auch in den Niederlanden und im Gebiete der "Insurrektion", den Ländern der ungarischen Krone, hingen die Genehmigungen für Aushebung vom guten Willen der Stände ab. Und hier wußte nun Erzherzog Carl noch während der letzten Koalitionskriege einen geschickten Ausgleich und eine gewisse Überleitung zum späteren Plan einer allgemeinen, geregelten, aber nicht mehr lebenszeitlichen Dienstleistung aller Staatsbürger zu schaffen. Er rief Freikorps und freiwillige Legionen auf, die er später zu Stammtruppen der Gegenden, aus denen sie gekommen waren, umwandelte. So schuf er vor allem aus der böhmisch-mährisch-schlesischen Legion und aus den Wiener Freiwilligen leichte Infanteriebataillone, die dann in länger dienende Jägertruppen umgewandelt wurden. In den von Erzherzog Carl im Jahre 1800 befehligten Freikorps kämpften sämtliche Freiwilligen nur mehr als Jäger.

Durch diese Überleitung, die jeden Freiwilligen aus allen Ständen eines Tages als Soldat einer Jägertruppe erfaßte, wurde nun im gewissen Sinne eine Gewöhnung der "bevorzugten" Stände an den Militärdienst erreicht. Den größten Plan aber, den der Erzherzog in der Absicht, große Reserven zu schaffen, mit dem Gedanken an die Errichtung von Landwehren ins Auge faßte, mußte er vorerst noch zurückstellen. Vorerst galt es, die mit kaiserlichem Patent vom 7. Mai 1802 verfügte [195] Einführung einer gesetzlich festgesetzten Dienstzeit für alle aus den der Konskribierung offenstehenden Provinzen ausgehobenen Soldaten der Allgemeinheit mundgerecht zu machen. Hier wirkte sich jetzt sofort die Aussicht des Soldaten, daß er nach Ablauf der Dienstzeit wieder aus dem Heere austreten durfte, nicht zum Schaden für die Wehrkraft, sondern sie im Gegenteil fördernd aus. Auch daß die freiwillig länger bei der Fahne verbleibenden ein erhöhtes Handgeld erhielten, trug nur zur Erhöhung der Wehrfreudigkeit bei.

Da traten, mitten in dieser Aufbauarbeit, Ereignisse ein, die die von Erzherzog Carl so sehr bekämpfte neuerliche übereilte Zuspitzung des Verhältnisses mit Frankreich einer gewaltsamen Auseinandersetzung immer näher brachten. Die schrankenlose Willkür Napoleons hatte England bereits wieder im Jahre 1803, dann aber auch Schweden und Rußland zur offenen Abwehr der französischen Expansionsgelüste veranlaßt. Auch Österreich trat diesem Bündnis durch ein im November 1804 abgeschlossenes Defensivabkommen mit Rußland bei. Die Kriegspartei in Wien trachtete aber unentwegt nach sofortigem Kampf. Abermals widersetzte sich Erzherzog Carl. In einer Denkschrift an den Kaiser setzte er diesem auseinander, daß keiner der Bundesgenossen ohne selbstsüchtige Beweggründe in den Kampf einzutreten beabsichtige. Seine militärischen Bedenken aber begründete der Erzherzog damit, daß das Heer, entgegen der Annahme derjenigen, die seine Reformen noch gestern als die Wehrkraft beeinträchtigend hingestellt hatten, und die heute plötzlich von einer neuen Schlagkraft dieses Heeres sprachen, erst im Anfange des Umbaues stecke und daher noch immer nicht gerüstet genug sei, den glänzend ausgerüsteten Truppen Napoleons gegenüberzutreten. Es war wieder vergebens! Um den Einwendungen des lästigen Mahners zu entgehen, verheimlichte man jetzt dem Präsidenten des Hofkriegsrates den weiteren Verlauf der Verhandlungen mit den Staatskanzleien der Dritten Koalition. Ja noch mehr! In den Tagen, da Österreich endgültig dieser Dritten Koalition beitrat, fühlten sich die Gegner Erzherzog Carls so stark, daß sie im März 1805 seine - Enthebung von der Stelle des Hofkriegsratspräsidenten beim Kaiser durchsetzten. Die "alte Kriegstrommel", der Feldzeugmeister Latour, wurde zum Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt und ihm - wieder als Zeichen eigener, freilich nicht selbsteingestandener Schwäche - der Feldmarschalleutnant Fürst Karl Schwarzenberg als Berater zur Seite gegeben. Tief gekränkt und nicht ohne den Hinweis darauf, daß "der Krieg sicher ein unglückliches Ende nehmen werde!", zog sich der Erzherzog zurück. Der Dank des Hauses Habsburg hatte sich dieses Mal selbst an einem Habsburger in schmählichster Weise "bewährt".

[196] Man verschmähte es jedoch auch weiterhin nicht, sich der Erfahrung des einzigen wahren Feldherrn, den Österreich damals besaß, zu bedienen. Der Kriegsplan wurde in Wien von dem Generalquartiermeister Baron Mack und dem russischen General Baron Wintzingerode ausgearbeitet und dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt. Man bat Carl, in Zivil an einer Beratung in Laxenburg teilzunehmen, die über den Mackschen Kriegsplan entschied. Nach diesem Plan sollte eine österreichische Armee in Süddeutschland eindringen, sich dort mit Bayern und anderen süddeutschen Truppenkontingenten vereinigen, eine Verbindung mit den Russen abwarten und dann zum Rhein vorstoßen. Die Hauptarmee der Österreicher sollte den Angriff Napoleons in Oberitalien erwarten. Mit geradezu leidenschaftlicher

Heftigkeit wandte sich der Erzherzog gegen den Plan. Er bezeichnete ihn als verderblich und bekämpfte Punkt um Punkt in Gegenwart des Kaisers. Statt ihm nun beizupflichten oder wenigstens die Richtigkeit der Begründungen des Erzherzogs einzusehen, verstieg sich der Kaiser indessen vollständig auf die von Mack mit glänzender Beredtsamkeit vorgebrachten Meinungen. Da gab Erzherzog Carl nach. Sollte er sich schulmeistern lassen, wo aus ihm doch nur Verantwortungsgefühl und die klare Erkenntnis, daß eines der Hauptargumente Macks, die Beteiligung der süddeutschen Staaten am Kriege, eine Fehlrechnung war, sprachen? Der einzige, der triumphierte, war Mack, dem trotz unleugbarer Fähigkeiten alle jene Eigenschaften mangelten, die, durch eine strenge Zucht des Geistes und Charakters gehalten, den wahren Feldherrn ausmachten. Dieser Mann übernahm nun den Oberbefehl in Deutschland gegen einen Napoleon Bonaparte. Weil man aber das Vertrauen und vor allem die Verehrung, die Erzherzog Carl im ganzen Heere besaß, nicht übergehen durfte und dies zuletzt auch nicht wollte, ernannte der Kaiser den Erzherzog in letzter Stunde zum Oberbefehlshaber in Italien. Zum Führer einer in Tirol aufgestellten Reservearmee bestimmte der Monarch den Erzherzog Johann.

Aber nun zeigte es sich plötzlich, daß weder Rußland noch Österreich endgültig auf den Krieg vorbereitet waren. Die Ausbildung der österreichischen Truppen war durchaus noch ungenügend, und Rußland konnte nur ein Drittel der versprochenen Truppen zur Verfügung stellen. So fiel Macks Aufmarschplan von vornherein ins Wasser!

Den übereilten Kriegsvorbereitungen der Verbündeten unliebsam in die Parade fahrend, griff Napoleon an! Ohne seine Kräfte zu zersplittern, marschierte er mit 180 000 Mann gegen seinen Hauptgegner Mack, der mit einer, seine Unfähigkeit im vollsten Maße erweisenden Sorglosigkeit die Truppen zusammenhangslos zwischen Dietmannsried bei Ulm, Kempten und südlich Kaufbeuren aufgestellt hatte! Sein Haupt- [197] stützpunkt war Ulm! Untätig blieb Mack stehen und erwartete die Ankunft der Russen! Er ahnte nicht, daß die französische Hauptarmee unter ihrem Kaiser unterwegs war, um ihn zu umgehen. Durch außerordentlich geschickte Operationen zersprengte Napoleon das österreichische Heer, nahm verschiedene Abteilungen gefangen und schloß Mack in Ulm ein! Kleineren Heeresverbänden unter Erzherzog Ferdinand und General Kienmayer gelang es, sich nach Böhmen und bis hinter den Inn durchzuschlagen. Am 20. Oktober kam die beschämendste Kapitulation zustande, die das in so vielen Kriegen im Glück und Unglück bewährte kaiserliche Heer jemals eingegangen war! Mit 23 000 Mann streckte Mack bei Ulm die Waffen! Auf das energische Betreiben Erzherzog Carls wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Kaiser Franz wandelte das Todesurteil in mehrjährige Festungshaft um.

Die Katastrophe von Ulm zeigte nun ihre schwerwiegenden Folgen. Napoleon drang unaufhaltsam im Donauraum vor, unterstützt von den süddeutschen Staaten, die sich beim Einmarsch Napoleons sofort alliiert hatten.

Trotzdem er 20 000 Mann abgeben mußte, gelang es in Italien Erzherzog Carl, die österreichische Waffenehre wiederherzustellen! Bei Caldiero schlug er den angreifenden Massena unter großen Verlusten zurück. Zu einer Ausnützung des Sieges kam es aber nicht, da der Kaiser den Erzherzog mit der gesamten Armee nach Norden berief, wo Napoleons Vormarsch große Fortschritte gemacht hatte.

Endlich waren die ersten Russen unter Kutosow am Inn eingetroffen und vereinigten sich mit den Österreichern. Die Österreicher und Russen zählten hier schon 85 000 Mann, eine russische Reservearmee und Erzherzog Carl marschierten ebenfalls mit beinahe 100 000 Mann heran. Doch ehe diese Streitkräfte verfügbar waren, suchte Napoleon, der außerdem durch Preußen sich bedroht fühlte, das Miene machte, sich der Koalition anzuschließen, die Entscheidung. Auf Drängen der Russen, denen sich auch die Mehrzahl der österreichischen Offiziere anschloß, gewann die Meinung die Oberhand, daß man Napoleon mit den verfügbaren Kräften noch vor dem Eintreffen Erzherzog Carls besiegen könne. Die österreichisch-russische Armee stellte sich zum Kampfe. Am 2. Dezember 1805 errang Napoleon in der berühmten Dreikaiserschlacht von Austerlitz seinen größten Sieg. In völliger Auflösung zogen sich Österreicher und Russen unter furchtbaren Verlusten zurück. Am 6. Dezember wurde der Waffenstillstand geschlossen.

Am 26. Dezember 1805 mußte Österreich zu Preßburg den demütigendsten Frieden schließen, den der Habsburgerstaat jemals eingegangen war. Nach 500jähriger Verbundenheit mit den Geschicken des Hauses [198] Habsburg schieden Schwäbisch-Österreich und die Markgrafschaft Burgau aus dem Verband des Kaiserstaates aus. Tirol wurde Baden zugesprochen, und die italienischen Besitzungen Habsburgs, Venetien und Friaul sowie Istrien und Dalmatien erhielt das neugegründete Königreich Italien. Dafür wurde Österreich mit Salzburg und Berchtesgaden bedacht. Schon am 17. Juli 1806 taten sich 16 deutsche Fürsten zum Rheinbund unter dem Protektorat Frankreichs zusammen. Herr in Deutschland, der er nun war, forderte der Korse den Kaiser in Wien nun zur endgültigen Niederlegung der deutschen Kaiserkrone auf. Franz II., ein Mann, der nichts von dem Stolz und der beschworenen Verpflichtung in sich fühlte, die einen Leopold I., die beiden Josef, aber auch Karl VI. und Maria Theresia zu beharrlichen Verfechtern der deutschen Kaiseridee erhoben hatten, gab nach. Am 6. August 1806 erklärte der Habsburger Franz II. die deutsche Kaiserwürde für erloschen. Es war nicht nur das "Phantom eines Ideals", sondern auch das Anrecht Habsburgs auf Mitbestimmung im deutschen Raum, das in dieser Stunde für immer

versank.

"Es war ganz natürlich", so beginnt die Geschichte der k. u. k. Armee jenen Abschnitt, der aus dem endgültigen Zusammenbruch des Römischen Reiches Deutscher Nation zur großen deutschen Volkserhebung Österreichs im Jahre 1809 hinüberleitet, "daß sich, als die erste Bestürzung über die schweren Schicksalsschläge überwunden war, alle Blicke auf den Mann richteten, der die traurige Genugtuung besaß, seine trüben Vorhersagungen eingetroffen zu sehen, und dessen Wirken in der allgemeinen Zerrüttung allein zielbewußt und erfolgreich war."

Dieser Mann war wieder einmal der "lästige Mahner", Erzherzog Carl. Jetzt, wo auch der matteste Schein einer längst verblaßten deutschen Kaiserwürde erloschen war, wo nackte Tatsachen alle althergebrachten, doch nur mehr unklar gewordenen Begriffe über die deutsche Kaisergewalt, den Reichsgedanken und Österreichs Aufgaben mit oder ohne dem Reich durcheinanderwirbelten, berief man von neuem den Mann, der in dem Chaos aller von den Lenkern des Habsburgerstaates für die Zukunft in Aussicht genommenen Umstellungsabsichten nur eine einzige Realität kannte - die Schaffung eines wieder zum Schlagen ertüchtigten Heeres.

Mit einem kaiserlichen Auftrag in den Händen, der ihn zum Generalissimus ernannte und ihm unumschränkte Vollmachten einräumte, ging der Erzherzog ans Werk. Er begann es, nicht ohne den Hebel dort anzusetzen, wo nach seiner eigenen Auffassung und der Erfahrung der [199] letzten Feldzüge eine grundlegende Erneuerung am notwendigsten war, bei der Generalität. Nicht weniger als fünfundzwanzig höhere Generale wurden ohne jegliche Rücksichtnahme auf Verdienste oder Herkunft abgesetzt und an ihre Stelle jüngere und mit der modernen Kriegführung vertraute Führer berufen.

Mit Hilfe dreier bewährter Generale, die er selbst geschult hatte, dem Feldmarschalleutnant Grafen Philipp Grünne, dem Generalquartiermeister Mayer und seinem Generaladjutanten Freiherrn von Wimpffen, führte der Erzherzog dann eine vollkommene Umorganisation des Hofkriegsrates durch. Eine rasche und alle Gebiete zentral erfassende Geschäftsführung wurde gesichert. Von nun ab erhielt die Armee schon in Friedenszeiten eine Ordre de bataille; nach französischem Vorbild wurde sie in Armeekorps geteilt, die in einer planmäßigen Übung des Zusammenwirkens aller Waffengattungen unter der Führung eines eigenen Generalstabes, eigener Artilleriechefs und der Zuteilung aller erforderlichen Heeresanstalten und Verwaltungskommissariate jene selbständige Manövrierfähigkeit erhielten, die für eine moderne Kriegführung erforderlich war. Auch die Mobilmachungsmöglichkeiten wurden durch diese Aufstellung geschlossener großer Truppenverbände erleichtert. Besonderen Wert legte Erzherzog Karl

aber vor allem auf die Anwendung einer gänzlich neuen, von ihm selbst verfaßten Dienst- und Exerziervorschrift.

[189] Erzherzog Carl, der Reformator des österreichischen Heereswesens und erster Bezwinger Napoleons.
Nach einem Gemälde von Einsle.
(Historia-Photo, Berlin)

Dieser Vorschrift fügte Erzherzog Carl eine bis in das Geringfügigste durchgearbeitete Ausbildungsanleitung für jede Waffengattung bei. Eigene Kommissionen, denen eine genaueste Prüfung der aus der Erfahrung der letzten Kriege gewonnenen Verbesserungsmöglichkeiten oblag, wurden eingesetzt und führten die erforderlichen Neuerungen ein. Bei der Infanterie waren diese Änderungen in erster Linie von der Absicht einer allgemeinen Vereinfachung der Griffe, der Bewegungen und der Ausbildung für das Feuergefecht bestimmt. Eine planmäßige Übung des Scheibenschießens, die jährlich vorgenommen wurde, erhöhte die Treffsicherheit. Neben der

Schulung der Linieninfanterieregimenter galt das Hauptaugenmerk des Erzherzogs auch der bereits einmal geschilderten Ausbildung leichter Fußtruppen, vor allem der Jäger. Außer den aus den Freikorps übernommenen Formationen zog man auch aus der Linie und aus den Grenzern besondere leichte Bataillone heraus, bei denen 20 Mann jeder einzelnen Kompanie mit leichten gezogenen Stutzen ausgerüstet wurden. Diese "Schützenzüge" gaben dann ebenfalls vielfach die Stammtruppe für später gegründete Jägerbataillone ab. Im Jahre 1804 erschien dann bereits ein Jägerregiment in der Stärke von über 2000 Mann. Die Verwendbarkeit dieser Truppe, für welche die österreichischen Alpenländer vorzügliches Menschenmaterial [200] boten, war Anlaß zur Organisierung und Vermehrung, so daß 1808 schon die Jägerbataillone Nr. 1 bis 9 entstanden. Feldmarschalleutnant Philipp Fenner von Fenneberg errichtete, allerdings erst 1813, das Fenner Jägerkorps, das 1815 in das Tiroler Kaiserjägerregiment umgewandelt wurde.

Eine ebenfalls einschneidende Umänderung nicht nur in ihrer bisherigen Exerzierordnung, sondern auch in ihrem organischen Aufbau erlebte die Kavallerie. Zur besseren und nach Möglichkeit höchsten reiterlichen Vollendung strebenden Ausbildung wurde in Wiener-Neustadt im Jahre 1808 ein Zentral-Armee-Equitations-Institut geschaffen, dessen erster Inspekteur und Chef der damalige Generalmajor Josef Wenzel Graf Radetzky wurde. Eigene Bezirkspferdedepots ermöglichten von nun ab eine weitgehendste Ergänzung der erforderlichen Reit- und Zugtiere.

Bei der Umorganisation der Artillerie folgte man vielfach dem französischen Beispiel. So wurden die der Infanterie beigegebenen Bataillonsgeschütze aufgelassen und die gesamte Feldartillerie zu Batterien formiert. Maßgebend für diese Umänderung war die neuere Taktik, die sich bereits auf Massenwirkung des Geschützfeuers einzustellen begann.

Besondere Aufmerksamkeit wandte Erzherzog Carl auch der Verbesserung der technischen Waffen und ihrer gesteigerten Spezialausbildung zu. Als interessantes Beispiel mag gelten, daß 1809 auch zum erstenmal der Versuch einer Anwendung eines optischen Telegraphengerätes für Kriegszwecke gemacht wurde. Den Fesselballon als Beobachtungsmittel hatte Erzherzog Carl in primitivster Versuchsform bereits in der Schlacht bei Würzburg kennengelernt. Auch der Schaffung einer kaiserlichen Kriegsflotte, die durch die 1798 erfolgte Übernahme der venetianischen Flotte für Österreich jetzt wieder notwendig wurde, versuchte der Erzherzog als Chef des "Departements des Krieges und der Marine" die Wege zu ebnen. Das Fehlen der wichtigsten Voraussetzungen, Zeit und Geld, zwang ihn jedoch, diese Pläne vorderhand noch zurückzustellen.

Die grundsätzlichste Umwälzung brachte jedoch die von Erzherzog Carl

durchgeführte Aufstellung der österreichischen Landwehr. Restlose Erfassung, ohne den Wert dieser Truppe in ihrem späteren Einsatz zu überschätzen - denn es war wiederum der zu frühe Ausbruch des Krieges von 1809, der es Erzherzog Carl unmöglich machte, die im Landwehrgedanken geplante Volksbewaffnung allerorts in die Tat umzusetzen - hat die Errichtung der Landwehren gerade in den deutschen Ländern des Habsburgerstaates den Weg für die spätere Schaffung des deutschen Volksheeres der Monarchie frei gemacht. Landwehrmann [201] wurde nach dem durch Erzherzog Carl erwirkten kaiserlichen Erlaß jeder kriegsdiensttaugliche Staatsbürger, mit Ausnahme der Bewohner Galiziens, der Bukowina und Ungarns, im Alter zwischen 18 und 45 Jahren, der nicht der Armee angehörte oder auch zeitlich befreit war.

[207] Offiziere und Mannschaften der innerösterreichischen Landwehr im Jahre 1809.
Nach einem Aquarell von Vinzens Kininger,
Städt. Sammlungen.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Als Aufgabengebiet wurde der Landwehr nur die Verteidigung des vaterländischen Bodens zugewiesen. Man verfolgte hier ein Prinzip, das vor allem im Heimatland der Schützen, in Tirol, den Schöpfern der Landwehr als Vorbild diente. Gerade auf Tirol dehnte der Erzherzog, unter Berücksichtigung althergebrachter Tirolischer Einrichtungen, die Erfassung jedes nur irgendwie Wehrfähigen aus. Obwohl Tirol nicht mehr habsburgisches Hoheitsgebiet war, rechnete man mit der 1802 wieder neubelebten Wehrfreudigkeit der Länder, das im Falle eines Krieges gegen Frankreich und Bayern das Aufgebot seiner Achtzehn- bis Fünfzigjährigen mit dem "Zuzug" von 20 000 Mann Tiroler

Landmilizen versprach.

Mit den Aufgeboten der österreichischen Erblande erhöhte sich damit die Stärke der Landwehren auf 150 000 Mann.

Als die deutsch-österreichischen Landwehren dann 1809 in den Kampf traten, haben sich ihre steirischen, ober- und niederösterreichischen, deutsch-mährischen und Wiener Bataillone mit außerordentlicher Tapferkeit geschlagen. Die Namen Kis-Megyer, Ebelsberg und vor allem Aspern werden stets die Erinnerung an den heldenmütigen Einsatz dieses ersten, in militärische Formen gebrachten Volksaufgebots der Ostmark weitertragen.

So arbeitete Erzherzog Carl, überall selbst eingreifend, dabei mit dem eigenen Beispiel vorangehend und mit harter Kritik nicht sparend, an der Aufgabe, die ihm der Kaiser gestellt hatte. Es gab kein Gebiet des Heerwesens, dem er nicht seine Aufmerksamkeit zuwandte. Und wie er von sich selbst den alleräußersten Einsatz seines ohnehin kränklichen, an epileptischen Anfällen leidenden Körpers verlangte, so stellte er auch an das Wissen und Können des Offizierskorps außerordentliche Anforderungen.

Als bewährter "lästiger Mahner", der als Praktiker das ganze Ausmaß der Verantwortlichkeit eines Generalissimus kannte, war der Erzherzog sich der Grenzen bewußt, die dem in so vielen Kriegen ausgebluteten Staat zur Wiedererrichtung einer starken Wehrmacht gezogen waren. Es entsprach daher seiner auch im Mahnen so sehr erprobten Praxis, daß er sich mit neuer Entschiedenheit gegen die Anbahnung eines wiederum für die Armee zu frühen Kriegsabenteuers wandte. Das Schicksal Preußens, das während der Jahre des Aufbauwerkes Erzherzog Carls seine furchtbarste Niederlage durch die napo- [202] leonischen Waffen erfahren hatte, wurde ein weiterer begründeter Hinweis in der Beharrlichkeit seiner Warnungen.

Diese Niederlage Preußens mit der darauffolgenden Entwaffnung des größten Teiles seines Heeres im Frieden von Tilsit hatte der französischen Willkür in ihren Absichten um die Umgestaltung Mitteleuropas zu einer einzigen großen französischen Provinz noch die letzten Türen und Tore geöffnet, die Bonaparte nach der Anerkennung des französischen Vormachtrechtes in Deutschland und der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch den Habsburger in Wien noch verschlossen geblieben waren. Das seit dem Dreißigjährigen Krieg von jeder französischen Regierung verfolgte Ziel, Deutschland in verschiedene mehr oder minder weit vorgeschobene Interessenzonen der französischen Politik anzugliedern, das dann der Armee der Grande Nation als Basis für ihren Aufmarsch zum Schutze der zwar als europäisch bezeichneten, aber in Wirtlichkeit nur als französisch gedachten Machtpositionen zu dienen hatte, schien restlos erreicht.

In diesem Zeitabschnitt tiefster deutscher Staats- und Fürstenerniedrigung hat gerade das deutsche Volk den Blick für die Grenzen der bis zur demütigendsten Selbstbesudelung vorangetriebenen Verhöhnung der nationalen Selbstachtung bewahrt. Vor allem aber bleibt es ein ewiges Verdienst des deutschen Volkes der Ostmark vor der Nation, daß es, völlig auf sich allein gestellt, die Kraft fand, den allen Deutschen gemeinsamen Wunsch des Widerstandes durch den ersten Volksaufbruch gegen die französische Hegemonie in Europa in die Tat umzusetzen. Es waren die Deutschen Österreichs, die Napoleon eines Tages darüber belehrten, daß er zwar Kaiserreiche und Königreiche zu zerstören und zerstückeln vermochte, daß er aber mit seinen Unterdrückungen nur das während der letzten Jahrhunderte durch eine immer starrere Staatsauffassung zurückgedrängte Nationalbewußtsein der Deutschen von neuem zu einem gewaltigen Brande entfachte. Die Opferung Tirols und der Tag von Aspern sollten ebenso wie der Heldentod Schills, jener seiner Offiziere und der Zug des Herzogs von Braunschweig zu weiterschwelenden Feuerbränden werden, die Anno dreizehn dann Millionen deutscher Herzen entflammten.

Vorerst war es jedoch wiederum als einer der vielen Beispiele verflossener deutscher Tragik anzusprechen, daß die Staatsführungen der beiden, für die deutschen Patrioten jetzt erst recht Deutschland darstellenden Staaten Preußen und Österreich zunächst nicht den Weg zu einer politischen Einigung fanden. So blieb jene unbedingt erforderliche, gleichen Schritt haltende Zusammenfassung der beiden Staaten innewohnenden Volkskraft zum Zwecke des großen allgemeinen Auf- [203] bruches gegen Frankreich aus und brachte damit beim Losschlagen des einen Staates die Gesamtheit des deutschen Volkes um den ersehnten Erfolg. Dies war um so verhängnisvoller, als in beiden Staaten große, der deutschen Sache über alle Maßen ergebene Männer am Werke waren, die alle gemeinsam das Ziel der Wiedererhebung ihrer Länder verfolgten. In Preußen war es der König, der sich im entscheidenden Augenblick unter Berufung auf die noch nicht vollendeten militärischen Rüstungen mit Erfolg gegen die ebenso wie in Österreich zum Losschlagen drängenden Patrioten wandte. Damit blieb in Preußen, was ein Freiherr vom Stein, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst und Clausewitz angebahnt, was Ernst Moritz Arndt, Fichte und Jahn entstammt und alle diese Männer gemeinsam aufgebaut hatten, vor einer vorzeitigen Erschütterung bewahrt und vermochte sich bis zum Tage von Tauroggen zu erhärten. In Österreich jedoch gab die Staatsführung der Volksstimmung allzufrüh nach. Sie erntete dabei zwar den Beifall nicht nur der deutschösterreichischen, sondern auch der preußischen und aller deutschen Patrioten, wurde sich dabei aber doch nicht bewußt, daß sie die deutsche Wehrkraft des Landes voreilig der allgemeinen Stimmung zum Opfer brachte. Wie in wenigen Beispielen der Geschichte zeigte sich dieses Hineintreibenlassen in einen nationalen Krieg als verhängnisvolle Schwäche

einer Staatsführung, die nicht den Mut aufbrachte, selbst gegen den Vorwurf einer unverständlichen Haltung so lange abzuwarten, bis der allein in Frage kommende militärische Partner in gleichem Maße gerüstet war und die verantwortliche militärische Führung die Parole zum Kampfbeginn ausgab.

Mittelpunkt jener Kräfte, die vor dem zu frühen Losschlagen warnten und die das nationale Aufwallen des deutschen Volkes erst recht bis zum geeigneten Zeitpunkte der Kriegserklärung mit allen Mitteln dienstbar machen wollten, war Erzherzog Carl. In der vollen Verantwortlichkeit des Mannes, der das zu den Waffen gerufene Volk eines Tages auf die Schlachtfelder zu führen hatte, stemmte er sich dem patriotischen Schwung des Kanzlers Stadion und der Kriegspartei am Hofe entgegen. So war er es, der sich vor allem gegen den Plan wandte, daß ein Aufstand in Tirol das Signal zur Eröffnung der Feindseligkeiten geben sollte. Als er erfuhr, daß Stadion und sein eigener Bruder Erzherzog Johann sich die durch harte Bedrückung von seiten der Bayern und Franzosen aufs äußerste gereizte Volksstimmung in dem kleinen Berglande zunutze gemacht und den Sandwirt von Passeier, Andreas Hofer, mit zuverlässigen Tiroler Führern zu einer Besprechung des geplanten Aufstandes nach Wien berufen hatten, sparte er nicht mit begründeten Vorstellungen. Es widersprach durchaus seiner soldatischen [204] Auffassung, daß sich ein kleines tapferes Volk für einen Staat in die Bresche werfen sollte, dem es nach seiner Meinung in erster Linie zukam, die Fahne des Befreiungskampfes für Deutschland zu entfalten. Aber er stand mit seiner Auffassung fast gänzlich allein. Ein kaiserliches Dekret, das den Erzherzog am 20. Februar 1809 zum Generalissimus ernannte, stellte Erzherzog Carl beinahe schon vor vollendete Tatsachen. Und nun war er selbst zu sehr ein deutschfühlender Mann, um in dem Augenblick, da die politische Führung ihm die Waffe geradezu in die Hand gedrückt hatte, nicht den Degen für Deutschland zu ziehen.

Die fortwährenden Rüstungen Österreichs hatten den Kaiser der Franzosen zu wiederholten Vorstellungen über die Absichten, die sich hinter den Heeresreformen verbargen, beim Wiener Hofe veranlaßt. Als die Antworten immer ausweichender wurden und Stadion eine Erklärung verfaßte, die einer offenen Herausforderung Frankreichs gleichkam, war der Krieg unabwendbare Tatsache. Schon am 1. März gab Erzherzog Carl der Armee den Eintritt des Kriegszustandes bekannt. Die Landwehren wurden einberufen, und als sich jetzt zeigte, daß die Warnungen des Erzherzogs gerade im Hinblick auf die reibungslose Durchführung der Aufstellung und vollkommenen Ausrüstung dieser Landwehren begründet gewesen waren, ersetzte der Generalissimus die verantwortlichen Generale durch energische jüngere Männer. Schon Mitte März waren die Rüstungen im wesentlichen beendet.

Der Erzherzog schritt nunmehr an die Ausführung des sorgsam

ausgearbeiteten Kriegsplanes. Als eigentliche Operationsbasis war Deutschland gedacht. Hier sollte das Hauptheer den Kampf mit den französischen Streitkräften aufnehmen. Die übrigen Heeresteile hatten erst abzuwarten und wurden je nach den Ergebnissen des Kriegsverlaufes in Deutschland für eine besondere Verwendung bestimmt. Auf Grund dieses Kriegsplanes versammelte der Erzherzog zuerst annähernd 200 000 Mann in Böhmen. Als aber Napoleon jetzt seinerseits starke Kräfte, vor allem die Rheinbundtruppen, im Raume von Ulm und Augsburg zusammenzog, mußte Erzherzog Carl von seinem ursprünglichen Plan, durch Franken vorzustoßen, abgehen und seine Operationsbasis mehr nach Südwesten verschieben. Er marschierte daher nach Oberösterreich und wandte sich von dort gegen Bayern. Zwei Korps ließ er in Böhmen zurück. Ein innerösterreichisches Heer unter Erzherzog Johann hatte die Alpenländer zu decken und bis nach Tirol vorzurücken. Durch die Raschheit des französischen Vordringens, das den Erzherzog sehr bald zur Annahme des von Napoleon diktierten Gesetzes des Handelns zwang, blieb aber die Unterstützung Tirols illusorisch. Erzherzog Johann mußte sich gegen Italien wenden, und so verblieben schließlich nur 10 000 Mann [205] mit 71 Geschützen unter Chasteler, die den Marsch nach Tirol antraten.

Trotz der noch nicht vollendeten Rüstungen war das Heer, das Erzherzog Carl in den ersten Frühjahrstagen des Jahres 1809 in den Kampf führte, eines der besten, das der österreichische Staat jemals ins Feld gestellt hatte. Unendliche Begeisterung um die große deutsche Sache erfüllte Offiziere und Mannschaften. Ein Zustrom von Freiwilligen aus allen deutschen Gauen füllte nicht nur die noch nicht völlig ergänzten Truppenverbände allmählich vollkommen auf, sondern zwang zur Aufstellung immer neuer Freiwilligenbataillone. Das ganze Volk wetteiferte in der Unterstützung des Heeres. Wie wenige Jahre später, Anno dreizehn in Preußen, erwies sich die Bevölkerung durch Opfer und freiwillige Spenden als getreue Helferin der gegen den Bedrücker Deutschlands ins Feld rückenden Truppen. Ausgezeichnete Generale wie Fürst Johannes Liechtenstein, einer der besten Reiterführer Österreichs, Graf Friedrich Bellegarde, Johann von Hiller, die Fürsten Franz Rosenberg und Franz Hohenzollern, dann als jüngere Führer Kienmayer, Vukassovich, Klenau, Stutterheim, Nordmann und endlich Wenzel Graf Radetzky, der sich bereits wiederholt ausgezeichnet hatte, befehligten unter Erzherzog Carl. In Innerösterreich und Italien führten unter Erzherzog Johann, Frimont, Spleny, Nobili, Gyulai, dann der rührige Oberst Nugent und vor allem der Schöpfer der später so oft bewährten österreichischen Jägertruppen und Gründer der Kaiserjäger, Franz Baron Fenner, das Kommando. Am 9. April 1809 überschritt Erzherzog Carl die bayrische Grenze. Ein Aufruf an die deutsche Nation, der nach der Würdigung der Gründe, die Österreich zur Aufnahme des Kampfes geführt hatten, die eindringlichen Worte enthielt: "Wir kämpfen - um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren.

Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze und Rettung. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands!", wandte sich an alle gutgesinnten Deutschen und sollte das nationale Gewissen der breiten Massen entfachen.

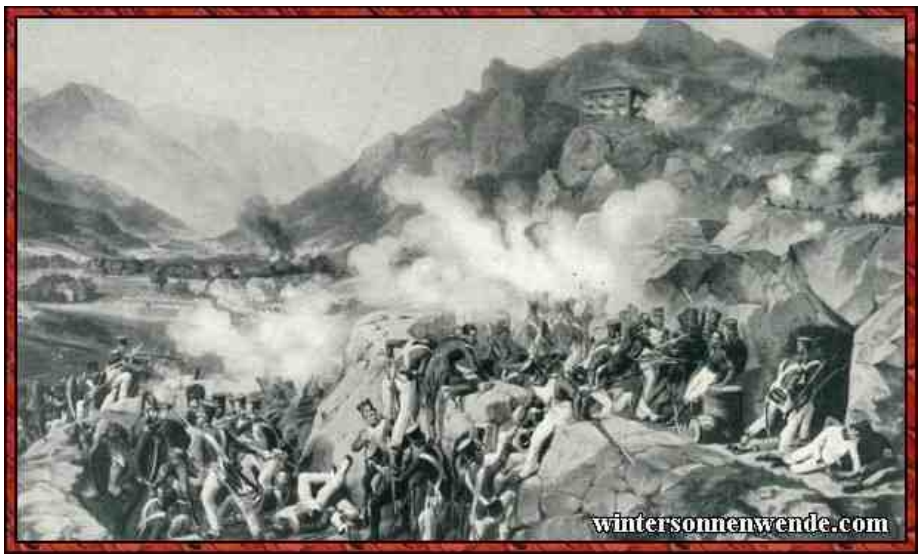
Doch es war nur Tirol, in dem zu dieser Stunde dieser Appell an das deutsche Volk die Flammen des allgemeinen Aufruhrs gegen die Vorherrschaft Frankreichs in deutschen Landen entfachte. Getreu den mit Erzherzog Johann getroffenen Abmachungen erließ der Sandwirt von Passeier, Andreas Hofer, als Führer der mit der bayrischen Herrschaft in Tirol unzufriedenen Partei am 8. April 1809 geheime Botschaften mit den Worten "Es ist Zeit!" an die Schützenkommandanten der Bezirke und Dörfer. Wie eine reißende Flut brach der Aufruhr Tausender von [206] Bauern über die bayrisch-französischen Garnisonen des Landes herein. Schon am 11. April drangen die Tiroler, verstärkt durch die nun ebenfalls durch das Pustertal vorgehenden Truppen Chastelers, in Innsbruck ein. In wenigen Tagen wurde ganz Tirol vom Feinde gesäubert. Stolz und aufrüttelnd mahnten die Namen Andreas Hofer, Speckbacher, Haspinger, Teimer, Eisenstecken, Morandoll und Ilmer das deutsche Volk zur Erhebung und zum Beitritt in die Reihen der Kämpfer um Deutschlands Freiheit.

Erzherzog Carl marschierte indessen bereits in Bayern und wandte sich gegen die Isar, überschritt sie bei Landshut und drängte die Franzosen zurück. Ein Zusammenstoß mit dem Marschall Davoust bei Thamm hatte nicht den gewünschten Erfolg, da die österreichischen Kräfte zu schwach waren. Inzwischen war Napoleon aus Spanien zurückgekommen und begab sich blitzschnell nach Bayern und befahl Davoust, die Verbindung mit der bayrischen Armee herzustellen, während Massena nach Regensburg zu marschieren hatte. Jetzt wandte sich Napoleon gegen den linken Flügel der Österreicher und brachte ihm in einer Reihe von Einzelgefechten verlustreiche Schlappen bei, die eine Ursache des plötzlichen Auseinanderbrechens der österreichischen Front wurden. Landshut mußte daraufhin aufgegeben werden. Erzherzog Carl hatte indessen verhängnisvollerweise noch keine Nachrichten von den letzten Ereignissen erhalten. Er griff bei Eggmühl Davoust an, verwickelte sich in eine Schlacht und sah sich plötzlich dem französischen Kaiser mit der Hauptmacht gegenüber. Entschlossen brach Carl die Schlacht ab, marschierte auf Regensburg zu und setzte über die Donau. Dank des heldenhaften Einsatzes der Kavallerie entkam er glücklich der französischen Umklammerung und zog sich nach Böhmen zurück. Regensburg fiel in die Hände der Franzosen!

Der mißglückte Anfang des Feldzuges hatte alle Befürchtungen Erzherzogs Carls bestätigt. Trotz aller Auslese des Offizierskorps, trotz unermüdlichster Schulung der Mannschaften war die Zeit, die zur Verfügung gestanden hatte, zu kurz gewesen, um die Fertigkeit in der Handhabung der neuzeitlichen

Kampfweise bei den Führern und der Truppe bedingungslos zu verankern. So war der besser ausgebildete Feind in jeder Beziehung überlegen und alle Tapferkeit und Anstrengungen waren vergeblich.

Inzwischen errang Erzherzog Johann, der seinen ursprünglichen Plan, durch Tirol zu marschieren, fallengelassen hatte und nach Italien abgeschwenkt war, zwei Siege über Vizekönig Eugen von Italien und drängte den Gegner bis Caldiero zurück. Da wurde er von Erzherzog Carl nach Innerösterreich abgerufen. Nach einem blutigen Rückzugsgefecht bei Canegliano marschierte er nach Tarvis und ließ zur Deckung [207-208=Illustrationen] [209] auf dem Predilpaß eine kleine Besatzung zurück, die den Befehl erhielt, den Gegner solange aufzuhalten, bis die Armee im Klagenfurter Becken angelangt war. Der Kampf, der sich daraufhin zwischen den nachdrängenden Franzosen und der kleinen Besatzung entspann, ist würdig, als der Thermopylenkampf deutscher Soldaten für immer in der Weltgeschichte unseres Volkes festgehalten zu werden. Zwei Blockhäuser sperrten bei Malborghetto und am Predil den Engpaß. Hier lagen Grenzer und Soldaten aus verschiedenen Regimentern, die durch ein verheerendes Feuer jeden Sturm des Feindes abwiesen. Endlich gelang es den Franzosen, an die Belagerten heranzukommen. Ein Kampf von Mann zu Mann entspann sich. Die durch die Verluste aufgebrachten Franzosen gaben kein Pardon. Die Besatzung verteidigt sich bis zum Äußersten. Nur wenige Schwerverwundete werden gefangengenommen, wenigen gelingt es, zu entkommen.



[190] Heldenmütige Verteidigung des Blockhauses Malborghet gegen feindliche Übermacht.
Nach einem Gemälde im Wiener Heeresmuseum.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Dieser heldenhafte Einsatz der Besatzungen von Predil und Malborghetto ermöglichten es dem Erzherzog, sich noch rechtzeitig gegen Graz zurückzuziehen. Die Nachricht, daß Napoleon bereits auf Wien losrückte, machte es ihm dann allerdings unmöglich, sich noch mit verschiedenen kleineren Truppenteilen zu vereinigen, die ebenfalls den Anschluß an sein Korps herzustellen versuchten. Der einzige, der ihn noch rechtzeitig erreichte, war Chasteler, der aus Tirol kam. Dieser Abzug des kaiserlichen Generals aus dem von Hofer und seinen Getreuen befreiten Lande, hatte eine maßlose Erbitterung der Bevölkerung und vor allem der Freiheitskämpfer zur Folge. Da griff Hofer im Vertrauen auf sein Volk zur Selbsthilfe. Das Wort "Spöck, sie führen di' in die Schand!", das er dem mit den Kaiserlichen abziehenden Speckbacher zurief und diesen zum Ausharren zwang, wurde zur Parole für das ganze Land. Wieder griff alles zu den Waffen, was irgend nur einen Dreschflegel, eine Heugabel oder eine uralte Büchse aus Martin Sterzingers Zeiten handhaben konnte und eilte herbei. In den Tagen, da das Gros der Truppen Chastelers im Osten Kärntner Boden betrat, beriet Hofer bereits auf dem Brennerpaß mit Eisenstecken, Haspinger, Peter Mayr, dem Wirt an der Mahr, und anderen den Angriff auf Innsbruck. Dort stand Marschall Lefebre und gedachte der "Bauernkomödie" ein rasches Ende zu machen. Doch die Bauern hatten indessen bereits ihren Plan fertig in der Tasche. Unter dem Jubel des ganzen Landes wurde der Sandwirt von Passeier zum "Obercommandant in Tyrol" ausgerufen, und nun traten Tausende von Schützen und Landstürmern ohne entscheidende militärische Hilfe zur zweiten Schlacht am Berg Isel an und bereiteten dem französischen Marschall eine verheerende Niederlage. Innsbruck, das die Franzosen wieder besetzt hatten, wurde zurückerobert.

[210] Erzherzog Carl hielt inzwischen in Budweis längere Rast, wartete Verstärkungen ab und wollte sich mit der Armee Hiller und dem über Ungarn herankommenden Erzherzog Johann vereinigen. Vorsichtig schob er sich an die Donau heran. Hiller versuchte bei Linz den Übergang, mußte sich aber bei Ebelsberg nach einem stundenlangen Kampfe, der in der Hauptsache gegen Massenas Rheinbundtruppen - also wieder Deutsche gegen Deutsche - geführt wurde, zurückziehen. Endlich brachte Hiller bei Mautern 20 000 Mann über die Donau.

Das rasche Vordringen der Franzosen machte eine geplante Verteidigung Wiens, dessen Verteidigungsanlagen auch gar nicht auf eine Belagerung eingerichtet waren, unmöglich. Am 12. Mai 1809 zogen die Franzosen zum zweiten Male in die alte Kaiserstadt ein. Wie eine unüberbrückbare Grenzscheide lag jetzt die Donau zwischen Franzosen und Österreichern. Alle Versuche der ersteren, den Fluß bei Linz, bei Krems, Melk, aber auch in Wien zu überschreiten, scheiterten an der Wachsamkeit der Kaiserlichen.

Hiller lagerte am Fuße des Bisamberges, einzelne Abteilungen standen unter Kolowrat, Schustek und Radetzky donauaufwärts verteilt. Am 13. Mai hatten sich die Franzosen auf einer Donauinsel bei Nußdorf eingenistet, aber Hiller vertrieb sie und ließ die Insel befestigen. So erhielt Erzherzog Carl Zeit, die Hauptarmee herbeizuführen, mit welcher er am 16. Mai bei Stockerau und Korneuburg erschien. Noch verriet nichts, daß das Schlachtenglück zum ersten Male die Siegespalme zu brechen gedachte, die es bisher immer seinem großen Liebling, Napoleon, dargereicht hatte. Der Tag von Aspern brach an.

Aspern 211

Seit dem Tage, da 80 000 Mann österreichischer Truppen zwischen dem Bisamberg und der nach Mähren führenden Straße bei dem Dorfe Deutsch-Wagram Aufstellung genommen haben, ist trotz des bisher unglücklich verlaufenen Feldzuges eine Vereinigung Hillers mit der österreichischen Hauptmacht erreicht, die Napoleon zu verhindern getrachtet hat. Auch sonst erscheint die Lage des österreichischen Heeres noch keineswegs verzweifelt. Vom Generalissimus zur möglichsten Eile gedrängt, marschiert Erzherzog Johann jetzt über ungarisches Gebiet heran, und wenn ihm Eugen Beauharnais auch hart auf dem Fuße folgt und damit in der nächsten Zeit mit einer weiteren bedeutenden Verstärkung der französischen Streitkräfte zu rechnen ist, so stehen die Franzosen und ihre Verbündeten doch im Herzen eines Reiches, dessen Bevölkerung ihnen [211] allerorts die Verbindungswege mit ihren Ausmarschgebieten bedrohen kann und die eine starke Absplitterung von Kräften zum Zwecke der Etappensicherung notwendig macht.

Immer wieder ist Napoleon bemüht, sich mit Gewalt den Übergang über die Donau zu sichern. Von der Donauinsel Lobau aus will er den Brückenschlag auf das linke Ufer wagen. Doch Hochwasser und Stein- oder Feuerschiffe der Österreicher zerstören immer wieder die mühselig aufgebauten Brücken. Dadurch wird der Fortgang der französischen Operationen gehindert, und Erzherzog Carl hat genügend Zeit, seine Regimenter in Schlachtordnung aufzustellen. Sein Plan geht dahin, das zur Sicherung des Donauübergangs von Franzosen besetzte Aspern und Eßling zu erstürmen und den Feind über die Donau zu werfen, bevor die französische Hauptmacht heran ist.

Napoleon hat einen österreichischen Angriff noch nicht erwartet und merkt, daß Erzherzog Carl ihm zuvorgekommen ist. Sofort sendet er Massena und Lannes, die sich in Aspern und Eßling befinden, Infanterie und Kavallerie zu Hilfe.

Es ist bereits vier Uhr nachmittags, als der rechte über Hirschstetten und Stadlau vorgehende österreichische Flügel mit Massenas Divisionen Molitor und Legrand vor Aspern handgemein wird. Im ersten Anlauf hat das Regiment Ignaz Gyulai die kleine Brücke hinter Aspern genommen und wirft sich nun auf den hinter Hecken und Büschen am Ortsrand von Aspern postierten Feind. Ohne erst den Befehl zum Feuern abzuwarten, machen die Österreicher nur von der blanken Waffe Gebrauch und sind schon im Dorf, ehe es dem Gegner gelingt, ihren Sturm mit mörderischen Salven

abzuschlagen. Erst in der langgestreckten Dorfstraße kommt es dann zum eigentlichen Nahkampf. Und hier erst vermögen Franzosen und Rheinbundtruppen dem Vordringen der Österreicher Halt zu gebieten. Von Gehöft zu Gehöft, von Haus zu Haus beginnt ein erbittertes Ringen. Besonders hart ist der Kampf um den Kirchhof. Mehrmals werden die Österreicher zurückgeworfen. Erst als Erzherzog Carl persönlich Verstärkungen heranführt, wird auch dieses letzte Bollwerk erobert. Massenas Versuche, Aspern zurückzugewinnen, scheitern.

Noch während der Kampf um Aspern alle Kräfte des rechten Flügels gebunden hält, hat das Donnern des Geschützfeuers am linken Flügel den um die Ortschaft ringenden Österreichern die Gewißheit übermittelt, daß ein eiserner Ring um Napoleon geschlossen worden ist. Hier war der äußersten Kolonne Dedovich vom Erzherzog der Befehl erteilt worden, mit einer Schwenkung den Halbkreis gegen die Donau zu schließen. Durch diese Schwenkung hat sich jedoch für kurze Zeit die Verbindung zwischen dem Korps Bellegarde und Hohenzollern gelockert. [212] Dieses Auseinanderziehen der österreichischen Linien genügte Napoleon, der nach seiner Ankunft auf dem Schlachtfelde von einer Ziegelhütte zwischen Aspern und Eßling aus den Kampf leitet, um zu einem gewaltigen Schlag auszuholen. Zwei Infanteriekolonnen mit zahlreichem Geschütz und sechzehn Kürassierregimenter, die inzwischen den Strom hinter sich gebracht haben, setzt er augenblicklich gegen die österreichischen Linien in Marsch. Todesmutig werfen sich ihnen zwei Kavallerieregimenter entgegen. Sie werden erdrückt. Dennoch ist durch ihre Aufopferung das aufgefahrene österreichische Geschütz fast vollständig gerettet. Eine entschlossene Attacke der Albertkürassiere haut sogar noch die verlorengegangenen Kanonen heraus. Und als jetzt wohlgezieltes Infanteriefeuer die französischen Eisenreiter empfängt, schwanken sie, sehen sich plötzlich von den Husaren Kienmayers in den Flanken gefährdet und reiten zurück.

Napoleon ist wütend. Schreiend befiehlt er jetzt seinen Generalen, die Masse seiner Eisenreiter gegen das österreichische Zentrum vorzujagen. Von dieser Attacke hängt endgültig das Schicksal des Tages ab. Lasalle mit der leichten Kavallerie und Espagne mit den Kürassieren, im ganzen fünftausend Reiter, werden zur Attacke befohlen. Eine furchtbare Eisenwalze setzt sich erst in Trab gegen die österreichischen Infanterielinien in Bewegung. Mit Mühe bringt die Artillerie gerade noch rechtzeitig ihre Geschütze in die Zwischenräume der Infanteriebataillone zurück. Gleich darauf empfängt ein gutgezieltes Kartätschenfeuer die leichten französischen Reiter. Lasalles Schwadronen werden zersprengt, aber jetzt ist Espagne mit seinen Kürassieren heran. Zwei österreichische Chevauxlegersregimenter, die sich auch jetzt wieder entgegenwerfen, zerflattern vollkommen im dröhnenden Gewoge der anreitenden Geschwader.

In diesem Augenblick zeigt es sich, daß Erzherzog Carls beharrliche Schulung der Geschlossenheit und Disziplin im Feuergefecht doch bereits dem größten Teil der Infanteriemannschaften in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wie eine einzige unerschütterliche Mauer, fast regungslos, das Gewehr im Arm, stehen die Bataillone der Regimenter Zach, Rohan, Froehlich, Stain, das alte Starhembergregiment Froon, Colloredo und ein Bataillon deutscher Freiwilliger aus Böhmen und erwarten den Feind.

Der dröhnt immer näher heran. Weit voraus, wie zur Verhöhnung der Waffen des Gegners statt des Säbels eine Reitgerte schwingend, reitet General Espagne. Da hallen scharfe Kommandorufe an den weißen Fronten der österreichischen Infanteriebataillone entlang. In der Sekundenschnelle einer wie auf dem Exerzierplatz befolgten Befehlsausführung knien die ersten Glieder nieder, ein zweites Kommando er- [213] tönt, und schon liegen Tausende von Gewehrläufen schußfertig im Anschlag.

Und jetzt trennen nur mehr ein paar Dutzend Schritte die Reitermassen von den Gewehrläufen. Aber die Kaiserlichen lassen die Franzosen noch näher heran. Erst wie das Schnauben der Gäule und das Rasseln der schweren Kürassiere bis auf fünfzehn Schritte gegen die Infanterielinien heranwogt, ertönt gellend, aber unbeirrt und furchtbar in der Gewißheit seiner blutigen Wirkung das Kommando: "Feuer!" Ein tausendfaches Aufblitzen, und dann verhüllt eine undurchdringliche Wand dicken Pulverrauches das grauenvolle Bild des Unterganges von sechzehn herrlichen Kürassierregimentern. Zu Hunderten wälzen sich getroffene Pferde am Boden, behindert durch ihre schweren Panzer, werden die gestürzten Reiter von den wild um sich schlagenden Rossen zerquetscht, verzweifelte Todesschreie gellen über der Wahlstatt, dann tauchen, gespenstischen Schemen gleich, die Umrisse reiterloser Rosse aus den hochziehenden Schwaden des beizenden Pulverrauchs auf, und wie jetzt auch ein scheu gewordener Schimmel die blutüberströmte Leiche General d'Espagnes bis in die Reihen der österreichischen Infanteristen heranschleift, wissen die Kaiserlichen, daß mit dem Tod dieses Generals der geschlossene Angriff der französischen Schwadronen zerschellt ist. Vergeblich versuchen jetzt nur mehr wenige Schwadronen durch Einzelattacken die Lage zu retten. Salve um Salve kracht ihnen todbringend entgegen und wie sie jetzt auch noch in das Kartätschenfeuer der Batterien geraten, wenden sie sich in wilder Auflösung zur Flucht. Diesen Augenblick benützt Johann Liechtenstein, um mit Husaren, Chevauxlegers und Kürassieren anzutraben. Auch die österreichische Infanterie greift jetzt an. Und plötzlich sieht sich Napoleon, der die Attacke der Kürassiere aus der Nähe verfolgt hat, selbst in höchster Gefahr. Schon muß er selber den Degen ziehen, da wirft sich sein Gefolge den österreichischen Reitern entgegen und nur dem Einsatz der Generale Durosuel und Fouler, die dabei selbst in Gefangenschaft geraten, ist es zu danken, daß sich der Kaiser noch zu retten vermag.

Dreitausend Reiter kostet Napoleon diese blutige Attacke. Die Front des gegnerischen Zentrums ist nicht zerschlagen, sondern schickt sich jetzt mit erneuter Wucht zum Angriff an. Denkwürdig für alle deutschen Soldaten, die ihre Überlieferung zu wahren haben, bleibt die Haltung der österreichischen Infanterie, die mit der Abwehr des großen französischen Kavallerieangriffes eine ihrer größten Waffentaten vollbracht hat.

Erfolgreich steht für die Franzosen bisher nur die Schlacht im Raume von Eßling. Denn dort hatten sie mehr Zeit gehabt, um den Ort in einen ausgezeichneten Verteidigungszustand zu setzen. Seit den frühen [214] Nachmittagsstunden wird auch um Eßling mit zunehmender Erbitterung gekämpft. Marschall Lannes hält sich aber hier und ermöglicht es damit Napoleon noch einmal, den Angriff auf das österreichische Zentrum zu befehlen.

Es ist fast schon neun Uhr und die gleiche Stunde, da Massena noch einmal zum Sturm auf Aspern ansetzt, als Napoleon die inzwischen auch über die Donau herangeführte Reservekavallerie unter Bessiéres anreiten läßt. Und es gelingt auch, die von den unaufhörlichen Gegenattacken gegen Espagnes und Lassales Reiter erschöpften österreichischen Chevauxlegersregimenter in der einbrechenden Dunkelheit in Unordnung zu bringen. Doch Fürst Johann Liechtenstein ist wachsam. Mit deutschen und böhmischen Kürassieren packt er die französische Reservekavallerie in der Flanke und wirft sie in einem erbitterten Nachtgefecht. Der Tag ist gerettet. Todmüde lagern sich die österreichischen Soldaten mit der Waffe in der Hand. Napoleon zieht jetzt alle Reserven zusammen, um die Angriffe bei Tagesanbruch zu erneuern.

Zaghaft, als fürchte es sich, mit seiner Helligkeit die furchtbaren Wahrzeichen des Grauens in den schwelenden Ortschaften und auf den stummen Leichenfeldern zu enthüllen, zieht der Tag, von Nebelschwaden verschleiert, im Osten herauf. Da eröffnet schon wieder das Aufbrüllen der Geschütze den Kampf. Massena setzt seine Sturmkolonnen zur Wiedereroberung von Aspern in Bewegung. Unter schweren Verlusten gelingt ihm nach stundenlangem Kampf der Durchbruch. 800 Mann der Besatzung unter dem schwerverwundeten Feldmarschalleutnant Weber müssen die Waffen strecken. Ein Gegenstoß der Österreicher wirft die Franzosen wieder aus Aspern hinaus. Da setzt Massena die Kaisergarde ein, und zum zweiten Male fällt das Dorf in die Hände der Franzosen.

Eßling bleibt ebenfalls im Besitz Napoleons. Da zieht der Kaiser Infanterie und Kavallerie zusammen, um nach einer ausführlichen Artillerievorbereitung einen Durchbruch zu wagen. Die Attacke der Reiter wird, wie am Tage vorher, abgeschlagen, doch das Feuer der feindlichen Artillerie wütet derartig in den

Reihen der Österreicher, daß sich die Glieder lösen und einige sich sogar schon zur Flucht wenden.

Doch da ist Erzherzog Carl heran. Er läßt die Geschütze seiner Artillerie gegen die feindlichen Angriffskolonnen richten, ergreift selbst die Fahne des Regiments Zach und führt seine Grenadierreserve, ohne darauf zu achten, daß er sich selbst der größten Gefahr aussetzt, gegen die angreifenden Franzosen. Ein furchtbarer Kartätschenhagel reißt klaffende Lücken in die Reihen der Feinde und zwingt sie in die Ausgangsstellungen zurück. Die nachdrängenden Grenadiere, Erzherzog Carl an [215] der Spitze, erobern die zurückgelassenen feindlichen Geschütze. Erst das Erscheinen des Kaisers bringt die Franzosen wieder zum Stehen. Die Nachricht, daß abermals Feuerschiffe die Brücken über die Lobau vernichtet hätten, zwingt jetzt Napoleon, von jeder weiteren Offensive abzusehen. Nun versucht er, um jeden Preis Aspern und Eßling zu halten. Aspern wechselt mehrmals den Besitzer. Schließlich gelingt es den Österreichern nach mehreren Stürmen doch, sich hier endgültig festzusetzen. Ebenso erbittert wird um Eßling gerungen. Französische Gardegrenadiere greifen ein, schon dringen österreichische Truppen vor, da schmettert ein langgezogenes Signal, von rückwärts kommend und sich über das umkämpfte Eßling bis gegen das Zentrum hinüberziehend, gebieterisch - Halt!

Die Entscheidung ist am rechten Flügel und im Zentrum gefallen. Erzherzog Carl befiehlt, den Angriff auf Eßling abzubrechen, er beordert seine Bataillonsmassen und Reitergeschwader gegen das erschütterte feindliche Zentrum und drängt die Franzosen bis hart an den Flußrand. Dort hat Napoleon jetzt seine Generale versammelt. Während die französischen Pioniere fieberhaft an der Wiederherstellung der Brücke arbeiten, erklären die Generale dem Kaiser, daß nur mehr ein beschleunigter Rückzug über den Strom die Vernichtung der Grande-Armee zu verhindern vermag. Stumm nickt der Kaiser und übergibt den Oberbefehl an Massena. Dann reitet er, finster vor sich hinbrütend, nach der Lobau, sitzt dort ab und wartet, auf einem Baumstamm sitzend im düsteren Schweigen, bis ein Kahn herangeschafft ist, der ihn angesichts der noch nicht fertiggestellten Brücke nach Wien hinüberschafft. Sorgenvoll mit bedrückten Mienen umstehen ihn indessen die Generale. Zum erstenmal ist ihr vergötterter Kaiser in offener Feldschlacht geschlagen. Schon klingen Hohnworte und Spottrufe aus den Reihen der zurückmarschierenden Truppen zu der Gruppe herüber. Da meldet ein Ordonnanzoffizier den Kahn, Napoleon erhebt sich. Doch plötzlich zögert er. Vor ihm liegt auf einer Bahre, schwerverwundet, der österreichische Feldmarschalleutnant Weber, den das 24. leichte Regiment am Morgen in Aspern gefangengenommen hat. In ritterlicher Achtung vor dem verletzten Gegner ordnet der Kaiser nun an, daß der Feldmarschalleutnant mit ihm in demselben Kahn über den Strom zu schaffen und in Wien in ein Lazarett zu befördern sei. Sobald man die Tragbahre in die Barke gestellt hat, besteigt

der Kaiser das armselige Schifflein und verharrt weiter in Schweigen. Doch plötzlich blickt er dem bleichen Schwerverletzten starr in das Antlitz. Er zögert, noch einen Augenblick, aber dann fragt er den Österreicher auf einmal:

"Comment s'en va-t-il, général?"

[216] "Trés bien, Sire", antwortet da der Österreicher langsam. Und mit der klaren Stimme eines Mannes, der dem Tod oft ins Auge geblickt hat und nun weiß, daß dieser ihn als Soldaten eines siegreichen Heeres erwartet, erklärt er fast heiter: "Car je vois vous trembler! - denn ich sehe Sie zittern, Majestät!"

Noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai vollzog sich der Übergang des größten Teiles der französischen Armee auf die Lobau, wo 40 000 Mann, eng zusammengedrängt und in arg gelockerter Disziplin, die Wiederherstellung der Brücken über die beiden großen Donauarme erwarteten. Erzherzog Carl drängte nicht nach. Über die Ursachen, die ihn veranlaßten, nicht sofort den Sieg auszunützen und sich mit voller Wucht auf die noch in Eßling den Donauübergang deckenden Franzosen zu werfen, um dann Napoleons Hauptheer vollends auf der Lobau zu vernichten, berichtet die Geschichte der k. u. k. Armee lediglich kurz. "Nur die vollkommene Erschöpfung der österreichischen Armee läßt es begreiflich und entschuldbar erscheinen, daß man diese Lage des Gegners nicht ausnützte." Weil aber die Verfasser des Geschichtswerkes wohl selber diesen Hinweis nicht als erschöpfend stichhaltig anzuerkennen vermögen, führen sie - allerdings ohne jegliche kritische Betrachtung des Verhaltens Erzherzog Carls -, wie zur eigenen Beurteilung durch den Leser noch ausdrücklich jene Möglichkeiten an, die in rascher Durchführung eines harten Verfolgungsentschlusses zur endgültigen Vernichtung Napoleons geführt hätten. "Wenn man auf irgendeinen anderen Punkt nur ein Armeekorps auf das rechte Donauufer geworfen hätte", wird treffend von ihnen gesagt, "so wäre bei der Stimmung der Bevölkerung, die nur auf ein Signal zum Aufstand wartete, die Lage der Franzosen ganz verzweifelt gewesen. Wir wissen aus französischen Memoiren, daß man am 23. Mai vollkommen auf eine solche Eventualität gefaßt war und Massena schon den Gedanken erwog, die auf der Lobau zusammengedrängte Armee wieder auf das linke Ufer zu führen und einen Durchbruch gegen Böhmen zu wagen."

Erst am 23. Mai zwang der wiedereinsetzende Druck der Österreicher, vor allem der Kavallerie Liechtensteins, Massena dann doch zur Räumung von Eßling. Dadurch gab er allerdings auch die Basis für den geplanten

Durchbruch nach Böhmen auf. Was aber andererseits Erzherzog Carl jetzt noch immer von einem energischen Angriff auf die Lobau abhielt, erklärt die Geschichte der k. u. k. Armee nun ausführlicher und dieses Mal unter Hervorhebung von Tatsachen, die auch bei einer kritischen Betrachtung immerhin einleuchtend erscheinen - nämlich mit dem [217] gänzlichen Mangel an Pontons und Brückenmaterial. "Ein kombinierter Angriff über die sogenannte Herrenau und die kleineren Inseln", wird immerhin zutreffend gesagt, "wurde aber durch den hohen Wasserstand der Donau unmöglich gemacht. Endlich war nicht zu übersehen, daß die zweitägigen mörderischen Kämpfe die Munition erschöpft und die Armee furchtbar geschwächt hatten.

Die Verluste der Österreicher waren in der Tat außerordentlich hart. Sie betrugen 23 330 Mann, davon waren 4286 Mann und 87 Offiziere gefallen. 15 000 Soldaten waren verwundet und 800 in Gefangenschaft geraten. Viel schwerer waren allerdings die Verluste der Franzosen. Mußten doch die Österreicher allein schon 7300 gefallene Gegner begraben. Der Gesamtverlust an Toten erhöhte sich aber beim Feind noch weiter auf 10 000 Mann, da Tausende noch auf den Verbandsplätzen der Lobau und in den Wiener Lazaretten während der darauffolgenden Tage starben. 30 000 Verwundete transportierten die Franzosen dann noch während der nächsten Tage über die wiederhergestellte Donaubrücke ab."

Diese Zahlen erklären sich aus der Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft worden war. Sie geben aber auch ein beredtes Zeugnis von der Leistung des österreichischen Soldaten und der Feldherrnbegabung Erzherzog Carls ab. Untrennbar ist sein Name als derjenige des ersten Sieges über Napoleon mit dem Tage von Aspern verbunden.

In den Tagen nach der Schlacht von Aspern setzte Napoleon alles daran, die Lobauinsel zu einer Festung auszubauen und den Übergang durch starke Brücken, die vor Brandschiffen geschützt waren, zu sichern. Außerdem verstand er es meisterhaft, die österreichische Staatskanzlei durch Verhandlungen über ein von ihm angebotenes Waffenstillstandsangebot hinzuziehen, so daß er eiligst bayrische Truppen aus Tirol unter Preisgabe von Innsbruck heranziehen konnte. Außerdem erwartete er noch die Armee seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais.

Der Vizekönig hatte Erzherzog Johann nicht weiter verfolgt, sondern war über Graz und Brück nach Wiener Neustadt gezogen, wo er sich mit Marschall Macdonald vereinigte. Entgegen den Weisungen seines Bruders

Carl ließ sich Erzherzog Johann bei Raab in eine Schlacht ein und wurde von den vereinigten französischen Heeren geschlagen. Eugen Beauharnais marschierte dann weiter und vereinigte sich mit dem Kaiser, der jetzt wieder genügend Truppen beisammen hatte, um eine Offensive [218] zu wagen. Am Abend des 4. Juli 1809 überschritt Napoleon die Donau und drängte die österreichische Vorhut zurück. Bei Wagram stellte sich Erzherzog Carl mit 128 000 Mann dem 180 000 Mann starken Heer der Franzosen entgegen. Der Erzherzog hatte die Schlacht im Vertrauen darauf angenommen, daß die Truppen des Erzherzogs Johann ihm noch rechtzeitig zu Hilfe kommen würden. Er hatte auch Eilkuriere an seinen Bruder geschickt, die dessen Vorgehen beschleunigen sollten. Doch Johann versäumte durch umständliche Maßnahmen einen rechtzeitigen Abmarsch seiner Armee, schickte auch keine leichte Kavallerie und reitende Artillerie voraus, die durch ihr bloßes Erscheinen den Gang der Schlacht hätten beeinflussen können. So wurde Erzherzog Carl gezwungen, nachdem die Österreicher stundenlang die Angriffe der französischen Übermacht abgewehrt hatten, am Nachmittag die Schlacht abzubrechen. In vollster Ordnung zog sich die österreichische Armee, Schritt für Schritt kämpfend, zurück und erreichte die mährische Grenze.

Napoleon folgte dem Gegner wegen der eigenen, sehr schweren Verluste nur sehr langsam. Es kam nur noch bei Korneuburg, Hollabrunn und Znaim zu Kämpfen. Erzherzog Carl setzte sich jetzt trotz aller Anfeindungen selbst aus dem Lager der Patrioten und des Heeres für einen Waffenstillstand ein, da seiner Ansicht nach Napoleon eher für einen Frieden geneigt war, wenn noch bedeutende, schlagfertige österreichische Streitkräfte zur Verfügung ständen. Nach heftigen Auseinandersetzungen entschloß sich Kaiser Franz nur ungern zur Unterzeichnung. Erzherzog Carl legte den Oberbefehl nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Eine erschütternde Tragik umgibt die Gestalt des Erzherzogs, der sich aus Beharrlichkeit seiner Grundsätze über die Erfolgsmöglichkeiten eines nur festgefügten und durch reiche Hilfsquellen gedeckten Heeres in den Tagen des Jahres 1809 nicht zum Entschluß des Kampfes bis zum Äußersten durchringen konnte. Selbst einer der größten Feldherren Österreichs und ein großer deutscher Patriot versagte sich als Vorkämpfer des Volksheeres in einer allzu starren Festlegung auf den militärischen Weg nur bestens geschulter Soldaten dem Wehrwillen des Volkes.

Dieses Volk war es nun, das allein auf sich selbst gestellt die ganze Rache des Siegers zu spüren bekam. Während das Heer zur Untätigkeit verdammt war und die österreichische Staatskanzlei vergeblich die maßlosen Friedensbedingungen Napoleons herabzumildern trachtete, entbrannte in einem deutschen Lande noch einmal der Kampf mit solcher Heftigkeit, daß sein Auflohen für den Freiheitswillen des ganzen deutschen Volkes zum Symbol wurde. Dieses Land des bedingungslosen Widerstandes war Tirol.

[219] Die Unglücksschläge für die Armee hatten Andreas Hofer nicht erschüttern können. Hatte der Kaiser doch dem Tiroler Volke feierlich verbrieft, daß er niemals einen Frieden unterzeichne, der Tirol von Österreich trennen würde. Diese Proklamation erschien Hofer und dem ganzen Tiroler Volke als bindend. Als daher Marschall Lefebre in Tirol einrückte, rief Andreas Hofer die Bevölkerung noch einmal zu den Waffen. In kurzer Zeit wurden die Eindringlinge vertrieben. Tirol war abermals frei. Da Hofer von der österreichischen Regierung zum Ausharren ermuntert und durch Übersendung einer Ehrenkette ausgezeichnet wurde, lehnte er ein günstiges Waffenstillstandsangebot Napoleons ab. Inzwischen wurde in Schönbrunn der Friede geschlossen. Österreich verlor Krain und Kärnten, Westgalizien und das Innviertel. Tirol wurde an das Vizekönigtum Italien und Bayern aufgeteilt.

Die Tiroler wollten diese Nachricht nicht glauben. Sie konnten sich nicht denken, daß der Kaiser auf eine bloße Zusicherung für unumschränkte Amnestie für die Freiheitskämpfer sein Wort gebrochen hätte. Von der Regierung im Stiche gelassen, erhob sich Tirol zum vierten Male. Von allen Seiten rückten jetzt französische und bayrische Divisionen ins Land. Nach langen Verzweiflungskämpfen erlahmte die Widerstandskraft der Verteidiger. Von feindlicher Übermacht erdrückt, wurde der Aufstand blutig niedergeschlagen. Das Ende waren die Schüsse von Mantua, die am 20. Februar 1810 Andreas Hofer als Opfer einer wortbrüchigen Staatsführung, aber als unsterbliches Vorbild deutschen Heldengeistes hinstreckten.

Die Freiheitskriege

Der österreichische Staat schien nun vollends am Ende seiner Kraft. Nach der militärischen Katastrophe begann nun auch ein wirtschaftlicher Niederbruch von bisher noch niemals gekannten Ausmaßen die Restgebiete des dem Hause Habsburg verbliebenen Rumpfstaates zu erschüttern. Da übernahm ein Mann als österreichischer Staatskanzler die Regierungsgewalt, der - nach dem Wiener Kongreß verkörpertes Symbol eines verknöcherten Fürstenabsolutismus gegenüber dem nationalen Einigungsgedanken - durch meisterhaftes diplomatisches Geschick das großartige Werk des Wiederaufstieges des eigenen Staates und dessen Verbindung mit allen, sich der französischen Hegemonie widersetzenden Mächten zustande brachte, Clemens Graf, später Fürst, Metternich. Dieser Mann war es auch, der sich als erster Staatskanzler zu den Grund- [220] sätzen Erzherzogs Carls bekannte. Durch die Planmäßigkeit, mit der er diese Grundsätze des Generalissimus jetzt in Anwendung zu bringen verstand, sicherte er seiner Politik auch jenen Erfolg, der den Nichtbefolgern der Mahnung des Erzherzogs versagt geblieben war. So erhob er den Begriff der Atempause zum obersten Grundsatz. Das bedeutete allerdings bedingungslosen Verzicht auf die Herausstellung jeglichen Revanchegedankens. Der Staat, den Metternich nun in einer außen- und innenpolitischen Verfassung vertrat, wie sie die Geschichte Österreichs demütigender und chaotischer noch niemals gekannt hatte, verlangte gebieterisch die Ausschaltung jeder Erschütterung, die durch einen neuen, voreilig eingegangenen Waffengang hervorgerufen werden konnte. Auch kam eine Auseinandersetzung mit Frankreich ohne Bundesgenossen für Österreich nicht mehr in Frage. Es lag somit auf der Hand, daß Metternich vor allem wieder eine neuerliche und festere Knüpfung des Verhältnisses Österreich-Preußen herbeizuführen trachtete. Ihm, der die Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Rußland auf Kosten Mitteleuropas jetzt deutlich herankommen sah, war es in erster Linie darum zu tun, durch eine deutsche Achse vom Norden nach Süden dem Einbruch sowohl des westlichen wie des östlichen Anreiners an Mitteleuropa, zwar erst vorsichtig und allmählich, deshalb aber nicht minder stetig, entgegenzuarbeiten. Das schloß nicht aus, daß er sich vorerst Rußlands militärischer Rückendeckung für die vordringlichere Zurückdrängung Frankreichs aus Mitteleuropa zu versichern trachtete. Mit einer fast unübertroffenen Beherrschung der diplomatischen Taktik verstand er es, sich zum Nutzen seines vorläufig noch kraftlosen Staates in die immer starker werdende Spannung zwischen Frankreich und Rußland einzuschalten. Was er dabei an außenpolitischen Verpflichtungen gegenüber Frankreich auf sich nahm und auch an innerpolitischen Maßnahmen traf, war lediglich als der neuerliche Ausbau der Machtposition seines Staates, der Versuch des

Zeitgewinnes und die Verfolgung der inneren Gesundung zu betrachten. Die hervortretenden Beispiele dieser Ausrichtung waren das Eheabkommen zwischen Napoleon und Kaiser Franz, das die Kaisertochter Maria Luise an Bonaparte verschacherte, die scheinbare Befolgung der von Frankreich geforderten Heeresherabsetzung und die damit verbundene Beschränkung der Armee auf 150 000 Mann. Mit einem "Bündnis" zwischen Frankreich und Österreich 1812, das immerhin den Habsburgerstaat noch als außenpolitischen Faktor anerkannte, zeichnete sich das erste positive Ergebnis der Metternichschen Außenpolitik ab. Im Französisch-Russischen Kriege von 1812 blieb Österreich selber neutral, stellte aber ein Hilfskorps von 30 000 Mann unter Schwarzenberg, das jedoch keinerlei Auftrag einer militärischen Verstärkung der Grande- [221] Armee hatte und nur als rechte Flankendeckung derselben zur Besetzung Wolhyniens bestimmt war. Andererseits sah aber auch Zar Alexander im Aufmarsch dieses Korps keine Bedrohung, sondern er empfand sie sogar als Entlastung, weil sie ihm die Möglichkeit freier Verfügung über die im Süden Rußlands stehenden Truppenteile gab. Allerdings hatte ihn Metternich wissen lassen, daß Österreich keinerlei Interesse an einer blutigen Auseinandersetzung zwischen Österreichern und russischen Truppen hatte.

Dafür diente diese friedliche Aufstellung des "Auxiliarkorps" um so trefflicher der Tarnung verschiedener militärischer Probemaßnahmen. So ordnete Kaiser Franz zur Auffüllung der für das Korps erforderlichen Truppenverbände eine Teilmobilmachung an. Ein Waffenstillstandsabkommen, das er im Januar 1813 mit den Russen abschloß, ermöglichte diesen den Anmarsch auf Schlesien. Und nun lockerte Metternich behutsam Faden um Faden der Bindungen, die ihn bisher an Frankreich gefesselt hatten. Aus der Teilmobilisierung entwickelte sich still und ohne viel Aufhebens eine allgemeine Mobilmachung. Hatte das "Auxiliarkorps" in Wolhynien die erste Probe für die innere und äußere Beschaffenheit des sich langsam wieder kräftigenden Heeresorganismus abgegeben, so diente ein neues "Observationskorps" in Böhmen zwar nach außen hin als Grenzschutz gegenüber den in Schlesien und Sachsen erwarteten Kampfhandlungen, in Wirklichkeit war es aber nichts anderes als der erste vorgeschobene Posten eines sich allmählich vollziehenden österreichischen Aufmarsches. Freilich ging dieser infolge der Ebbe der Staatskassen und des sich daraus ergebenden Fehlens an den notwendigsten Mitteln für die Ausrüstung der Armee mehr als langsam vonstatten.

Das erste Abrollen des großen Kriegstheaters vor seinen Grenzen gab Österreich dann doch bedeutend rascher, als selbst Metternich es vorausgesehen hatte, jene Handlungsfreiheit zurück, die es in den Augen Napoleons deshalb zum gefährlichsten Gegner machte, weil es im Hintergrund abwartend sein ganzes Gewicht im entscheidenden Augenblick

in die Waagschale werfen konnte. Denn während im Frühjahr 1813 zwischen Russen, Preußen und Franzosen erst noch mit für Napoleon günstigen Erfolgen gefochten wurde, wandelte sich das "Observationskorps" in Böhmen plötzlich in eine "Observationsarmee" um.

Schwarzenberg wurde zum Oberbefehlshaber dieser Armee ausersehen. Verkörperter Typus jenes alten österreichischen Offiziersstandes, der gleich dem preußischen und mit demselben "zwillingsbrüderliche Inkarnation derselben alten deutschen ritterlichen Mannestugend" war, galt Schwarzenberg nicht nur als hervorragender militärischer [222] Führer, sondern ebenfalls auf Grund erwiesener Bewährung auf den Gesandtschaftsposten von Petersburg und Paris als kluger Diplomat. Gerade diese letztere Eigenschaft ließ ihn der Aufgabe eines Oberbefehlshabers gewachsen erscheinen, dem gleichzeitig die Rolle eines ausgleichenden Mittlers zwischen drei Monarchen und ihrem Hofstaat in ein und demselben Hauptquartier zugedacht war. Trotzdem haben er und sein Generalstabschef Radetzky diese Tätigkeit, die "von ihrem Takt und ihrer soldatischen Selbstüberwindung täglich die größten Opfer und Kompromisse verlangte", später als die fürchterlichste ihres ganzen Lebens bezeichnet.

[225] Josef Graf von Radetzky.
Mit seinem Namen ist die glorreiche Erinnerung an die letzte große Siegeszeit der alten Habsburgermonarchie verbunden.
Anonymer Stich nach dem Leben.
(Historischer Bilderdienst, Berlin)

Es sprach auch für den richtigen Blick des mit der Führung der "Observationsarmee" betrauten Generals, daß er sich den bereits vielfach in den schwierigsten Lagen erprobten Feldmarschalleutnant Radetzky als Generalstabschef heranholte. Dieser entwarf nun auf Grund einer plötzlich erfolgenden Aufforderung Metternichs einen Operationsplan "in bezug auf die von Österreich zugunsten der Alliierten aufgestellt werdende Armee". Als dann die Friedensvorschläge Metternichs an der Halsstarrigkeit Napoleons scheiterten, setzte der Geheimvertrag von Reichenbach zwischen Österreich, Preußen und Rußland den Schlußstrich unter den längst beschlossenen Allianzvertrag. Dem in Prag sterbenden Scharnhorst aber legte Radetzky die Einzelheiten des Trachenberger Operationsplanes vor. Nach diesem Plan war nach dem Beitritt Schwedens zur großen Allianz für den Kriegsschauplatz im Norden die Aufstellung dreier Armeen vorgesehen, von der Österreich zu der böhmischen als der Hauptarmee das größte Kontingent stellte. Außerdem sah er die Entsendung zweier weiterer Armeen nach Bayern und nach Italien vor. Schon wandte sich, dank der unermüdlichen Einwirkung Metternichs, die gewichtigste Stütze des Rheinbundes, Bayern, immer deutlicher der Sache der Verbündeten zu. Noch einmal kam es zwischen Metternich und Napoleon zu Dresden zu einer dramatischen Unterredung. Sie brachte zwar eine Verlängerung des Waffenstillstandes und die Komödie der Weiterführung der bereits eingeleiteten Friedensverhandlungen in Prag. Als aber auch die verlängerte Frist des Waffenstillstandes abgelaufen war, riß Metternich plötzlich jäh die Maske herab, löste die Konferenz in Prag auf und erklärte Frankreich den Krieg. In unentwegter mühsamer Durchführung seiner Wiederaufrüstung hatte Österreich insgesamt 360 000 Mann an Feldtruppen und Reserveformationen aufgebracht, die am Tage der Kriegserklärung zum Einsatz bereitstanden.

Die Aufstellung dieser Armee hatte dem Land freilich ungeheure Opfer gekostet. Es hieße dem Opfersinn des deutschen Volkes der Ost- [223] mark nicht gerecht werden, wenn man immer nur die Opferfreudigkeit der Bevölkerung Preußens in jenen Frühjahrstagen des Jahres 1813 in den Vordergrund stellt. Gerade so wie in Preußen, drängte sich auch in Österreich die Jugend, angefeuert durch die Lieder eines Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt, zu den für den Feldzug bestimmten Regimentern. Darüber hinaus zogen Hunderte, vor allem Tiroler, nach Norddeutschland und ließen sich in das Lützowsche Freikorps einreihen. Auch in Wien und allen großen Städten des Habsburgerreiches gab die Bevölkerung ihr Gold für Eisen, der Bauer lieferte seine Pferde dem Heer, und der Bürger und Handwerker stellte die Erzeugnisse seines Fleißes in den Dienst der Wiederaufrüstung. Überall regten sich Tausende von Händen, und mit bangendem Herzen, mit der Inbrunst seines nie erlahmenden Glaubens an Deutschland nahm das Volk alle Opfer auf sich, um aus dem niedergebrochenen, in einem beinahe

zwanzigjährigen Kampfe gegen Frankreich ausgebeuteten Österreich wieder jene Macht zu schaffen, von deren Kraft auch der endgültige Sieg der preußischen und russischen Bundesgenossen abhing. Aber während in Preußen dank der Armeereform jener Männer, die das neue preußische Heer geschaffen hatten, der ganze Kriegsorganismus einem Uhrwerk glich, dessen kleinster Teil auf den reibungslosen Ablauf des großen Räderwerkes eingespielt war, häuften sich in Österreich auf Grund des schwerfälligen Apparates der obersten Heeresinstanzen die Schwierigkeiten. Es bedurfte der ganzen Energie Schwarzenbergs und noch mehr der rastlosen Tätigkeit des nach 1809 mit der Leitung des Generalquartiermeisterstabes betrauten Radetzky, um Schwarzenberg zum "Herrn der Armee" zu machen, wie sich Radetzky in einer Denkschrift an den Feldmarschall ausdrückte. Die schwerste Belastung für diese beiden Männer war der Hofkriegsrat mit seinen bürokratischen Maßnahmen.

Wenige Tage nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten stießen 80 000 Russen unter Barclay de Tolly und 45 000 Preußen unter dem General Kleist zur böhmischen Hauptarmee. In Schlesien stand Blücher mit einem preußischen und drei russischen Korps. Bernadotte war mit 130 000 Mann, bestehend aus zwei preußischen, einem russischen und einem schwedischen Korps, zwischen Brandenburg und Berlin aufmarschiert. Außerdem standen noch vereinzelte, aus Norddeutschen und Engländern formierte Korps an der unteren Elbe. Von der Tiroler Grenze bis nach Innerösterreich hatte Hiller die italienische Armee gegen Eugen Beauharnais versammelt, und als letzte schob sich eine österreichische Armee unter dem Fürsten Reuß-Plauen zur Bindung des im Raume von München die Entscheidung seines Königs er- [224] wartenden bayerischen Generals Wrede vor. Rund 900 000 Mann der Verbündeten setzten sich gegen Napoleon in Marsch. Der deckte die Elbelinie bei Dresden. Und nun spielte sich der Verlauf der Kämpfe in ununterbrochenen Versuchen Napoleons ab, die darauf hinausgingen, die einzelnen Armeen der Verbündeten gesondert anzupacken und zu schlagen. Aber nur dort, wo er selber zugriff, glückte ihm anfänglich ein Erfolg. Während er sich auf Blücher warf und dieser trotz eines unglücklichen Kampfes geschickt über die Katzbach auszuweichen verstand, schlug die Nordarmee unter Bernadotte den französischen Marschall Oudinot bei Großbeeren so gründlich, daß ihn Napoleon seines Postens enthob und Ney an seine Stelle entsandte. Doch nun war auch Blücher schon wieder vorgegangen. Gleichzeitig rückte auch die Nordarmee nach Sachsen vor. Es lag im Plane Schwarzenbergs, möglichst nach Westen auszubiegen, um Blücher und Bernadotte die nötige Zeit zum Herankommen zu lassen. Doch diesem Plane widersetzte sich der Zar. Er bestand darauf, daß Schwarzenberg die Franzosen schon bei Dresden angreifen sollte.

Doch Napoleon kam dem Plane zuvor, besiegte die im Anmarsch befindliche Hauptarmee bei Dresden und zwang sie zum Rückzug über das Erzgebirge.

Blüchers schlesische Armee errang inzwischen einen glänzenden Sieg an der Katzbach. Ein zweiter Vorstoß der Franzosen auf Berlin wurde von der Nordarmee bei Dennewitz blutig abgewiesen. Auch die Niederlage von Dresden wurde ebenfalls durch einen glänzenden Erfolg der Verbündeten ausgeglichen. Der französische Marschall Vandamme sollte nämlich dem abziehenden Schwarzenberg im Erzgebirge den Weg nach Böhmen verlegen. Durch geschicktes Manöverieren gelang es Schwarzenberg jedoch, nach hartnäckigem Kampfe, der durch das Eingreifen des preußischen Generals Kleist ein vollständiger Sieg der Verbündeten wurde, den Marschall bei Kulm und Nollendorf zu umzingeln und mit dem größten Teil seiner Truppen gefangenzunehmen.

Blücher überschritt indessen bei Wartenberg, in der Nähe Wittenbergs, die Elbe und vereinigte sich bei Halle mit der Nordarmee. Napoleons Elblinie wurde bedroht. Jetzt konnte Schwarzenberg zur Vereinigung mit Blücher wieder vorgehen und brach in Sachsen ein. Napoleon, der sich auf Blücher geworfen hatte, zog sich jetzt zurück und stellte sich den Verbündeten bei Leipzig.

Schwarzenbergs Plan einer Vernichtungsschlacht wurde durch die Maßnahmen des Zaren, der um eine russische Reservearmee besorgt war, durchkreuzt. Um die Entfernung zwischen jener Armee und der Hauptmacht zu verringern, wurde diese zu weit nach Süden auseinander- [225-226=Abbildungen] [227] gezogen, so daß die einzige von Leipzig nach Westen führende Straße nur durch unzureichende Kräfte gesichert war. Tatsächlich gelang es später Napoleon, durch diese Lücke zu entkommen. Am 16. Oktober wurde die Schlacht durch gewaltige Kavalleriekämpfe bei Liebertwolkwitz eingeleitet. Napoleons Gewaltangriffe bei Wachau wurden nach anfänglichen Erfolgen aufgefangen und zum Stehen gebracht. Zur gleichen Zeit zwang Blücher den französischen Marschall Marmont durch Erstürmung Möckerns zum Rückzug. Am 18. Oktober brach die französische Front auf allen Linien zusammen, so daß Leipzig am darauffolgenden Tage im Sturm genommen werden konnte. Schon während der Schlacht waren die Rheinbundtruppen zu den Verbündeten übergegangen. Das Entkommen Napoleons nach Westen trübt als einziger Schatten die Freude der vom Siegesjubel erfüllten folgenden Tage. Den sich ihm bei Hanau entgegenstellenden General Wrede über den Haufen werfend, rettete Napoleon den Rest seiner Armee nach Frankreich. Diplomatische Auseinandersetzungen verhinderten bei den Verbündeten eine wirkungsvolle Verfolgung.
Nur langsam bewegte sich die Hauptarmee in den späten Herbstmonaten des Jahres 1813 gegen Westen. Erst am 20. Dezember marschierte Schwarzenberg bei Basel und Selz über den Rhein und blieb auf dem Plateau von Langres stehen. Erst als Blücher, der von Kaub aus über den Rhein marschiert war und sich bei Brienne eine Niederlage geholt hatte,

Schwarzenberg bei La Rothiere die Hand reichte, ging es wieder vorwärts.

[208] Österreichische Grenadiere erstürmen die Schäferei Auenhain bei Leipzig, 18. Oktober 1813. Nach einer Lithographie von Mathias Trentsensky. (Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Da fuhr das Schwert Napoleons mitten zwischen ein sich hin- und herspinnendes Maschenwerk undurchsichtiger Friedensverhandlungen. Er schlug erst Blücher und brachte dann auch Schwarzenberg eine Niederlage bei. Doch die Schlacht bei Bar sur Aube und der Sieg Blüchers bei Laon nach der Niederlage von Craonne glichen den Verlust wieder aus. Vergeblich versuchte Napoleon noch einmal einen Durchbruch nach Lothringen. Nachdem ihm Schwarzenberg bei Arcis sur Aube Halt geboten hatte, hielt nicht einmal politisches Intrigenspiel den Vormarschwillen der Generale auf, deren Ziel Paris hieß. Infolge der Besetzung von Paris dankte Napoleon in Fontainebleau ab. Mit dem Wiener Kongreß endigte der vorletzte Akt des napoleonischen Dramas. Die Rückkehr des Kaisers von Elba schloß es jedoch endgültig ab. Schwarzenberg, der noch einmal in Frankreich den Oberbefehl übernahm, vermochte im wesentlichen jedoch nichts mehr zur endgültigen Entscheidung beizutragen. Der Tag von Waterloo krönte nicht seine, sondern Gneisenaus unermüdliche Arbeit um das Heer seines Vaterlandes. Neidlos überließ der Waffengefährte den Siegeslorbeer dem preußischen Adler. Österreichs Heer hatte in zwanzig [228] Jahren heldenhaften Ringens seine Beharrlichkeit im Einsatz um Deutschlands Sache bewährt. Wie seinem großen Feldherrn galt jedem Manne, ob Offizier oder Soldat, jenes Dankeswort, das auf dem Denkmal Erzherzog Carls in Wien als Mahnwort für die Soldaten Großdeutschlands in alle Zukunft weiterlebt:

"Dem beharrlichen Kämpfer um Deutschlands Ehre!"

Blut für Habsburgs Hausmacht

"In deinem Lager ist Österreich!" rief Grillparzer 1848 über die Armee Radetzkys in Italien aus. Mit diesen Worten erschien wohl am treffendsten die Aufgabe gekennzeichnet, die dem nunmehr kaiserlich-königlichen Heere während der ganzen Epoche vom Wiener Kongreß bis zum Dänenkriege von 1864 und der großen deutschen Entscheidung von 1866 erwuchs. Sie hatte nur mehr bedingt und als Bundesarmee der Verteidigung gesamtdeutscher Interessen zur Verfügung zu stehen, ihr Einsatz sollte von nun ab fast ausschließlich der Erhaltung eines Staatssystems gelten, das aus der Buntheit seiner Zusammensetzung doch schon den Todeskeim in sich trug. Hatte doch Österreich im Wiener Kongreß endgültig auf die Wacht am Rhein verzichtet. Belgien wurde im Verein mit Holland zum Königreich der Niederlande vereinigt, am Rhein stand jetzt Preußen, das, wieder erstarkt und neu gekräftigt, nun endgültig jene Rolle auszumerzen bestrebt war, die es gegen Ende der Koalitionskriege gespielt hatte. Auch Bayern wurde durch die Zuerkennung der Rheinpfalz zum Verteidiger der Reichsgrenze. Neununddreißig Staaten nannten sich "Deutscher Bund", und obwohl Österreich den Vorsitz im Frankfurter Bundestage führte, so war es dort, gleich Preußen, als deutscher Staat doch nur mehr mit einem Teil seiner Länder vertreten. Dafür diente die Wiedergewinnung des Innviertels, Tirols und Vorarlbergs, sowie die Einverleibung Salzburgs unter Habsburgs Zepter jetzt im erhöhten Maße dem Ausgleich des Kräfteverhältnisses zwischen Deutschen, Slawen, Romanen und Magyaren, die gegeneinander zum Nutzen Habsburgs auszubalancieren, oder besser gesagt auszuspielen, immer eindeutiger die vordringlichste Aufgabe der Wiener Staatsführung wurde. Die schwerste Belastung für den Staat Franz I. bedeutete ohne

Zweifel die Besitznahme des lombardo-venezianischen Königreiches. Gleichzeitig wurde aber durch die Wiedereinsetzung Habsburg verwandter oder verbundener Fürsten in ganz Italien Österreich zum Polizisten der "bestehenden Ordnung" [229] gemacht, eine Aufgabe, die es weit mehr in blutige Auseinandersetzungen verwickeln sollte als die Niederhaltung nationaler Strömungen im wiedergewonnenen Westgalizien, im neu hinzugekommenen Dalmatien, Ostgalizien, Istrien und selbst in Ungarn.

Wer aber als "erstes Instrument" dieser, durch eine heilige Fürstenallianz beschworenen Ordnung das ganze Ausmaß des Hasses und des Widerwillens der niedergehaltenen Völker auszukosten bekam, war das Heer. Bestes deutsches Soldatentum mußte sich im anbefohlenen Einsatz mit den Söhnen anderer Völker durch Jahrzehnte zur Bekämpfung nationaler Einigungsbewegungen hergeben und wurde zum Polizeibüttel eines Systems erniedrigt, das es verabsäumte, seinen Soldaten große und aus seiner Tradition erwachsende Aufgaben zu stellen, wie sie etwa die weitere Schutzpflicht für das südliche Deutschland gegen den Westen gewesen wäre. Es sprach in der Tat für den Wert der diesem Heere innewohnenden soldatischen Tugenden, daß es die ihm erwachsenden Aufgaben mit einem Höchstmaß an Pflichterfüllung, Tapferkeit und Selbstverleugnung auf sich nahm und so, ungeachtet der Maßnahmen jener Staatsgewalt, die es vertrat, zum Mehrer seines alten Soldatenruhmes wurde. Wohl niemals in der Geschichte war ein Heer mehr auf sich allein gestellt als jene österreichische Armee, die sich von 1820 bis 1849 zwischen den Alpen und Sizilien, in Galizien und zuletzt noch in Ungarn schlug. Es schien, als habe sich das System der Erstarrung auch auf alle jene übertragen, die die Verantwortung für die Ausgestaltung des Heerwesens trugen. Nichts von dem nach dem Abgange Erzherzog Carls im Jahre 1810 unterbrochenem Reformwerk wurde fortgesetzt. Seit dem 1820 erfolgten Tode Schwarzenbergs scheute man sich auch an den obersten militärischen Stellen vor Neuerungen, und wo Männer wie Radetzky dringende Forderungen erhoben, wurden sie unter Erhöhung ihres militärischen Dienstranges durch eine Provinzkommandierung kaltgestellt. Während Preußen die allgemeine Wehrpflicht einführte, klebte man in Österreich an dem Rekrutierungssystem der Konskription und wies jeden Gedanken von sich, der im Sinne der geleisteten Vorarbeit Erzherzog Carls dem Volksheer und damit der allgemeinen Wehrpflicht die Wege geebnet hätte. Die Rekrutierungsvorschriften boten überhaupt ein getreues Spiegelbild der Buntscheckigkeit der zur Dienstleistung herangezogenen Landeskinder und der Eigenart der verfassungsrechtlichen Bindung ihrer Länder zur Monarchie. So gab es in Österreich in jener Epoche vier verschiedene Aushebungssysteme: jenes für die sogenannten altkonskribierten Provinzen (alle Länder mit Ausnahme Tirols, Ungarns und des lombardo-venezianischen Königreiches) mit vierzehnjähriger Kapitu-
[230] lationsdauer, für Tirol mit achtjähriger Dienstzeit, für Ungarn die lebenslängliche Dienstpflicht mit Beurteilung des jährlich zu stellenden

Kontingents durch den Landtag und endlich für die Lombardei und Venetien die achtjährige Dienstverpflichtung. Auch an der Militärgrenze bestand nach wie vor die lebenslängliche Dienstpflicht der Grenzbewohner. Noch unverständlicher gestalteten sich die Maßnahmen, die zum Zwecke der Heeresergänzung durch Reserven oder durch die Landwehr getroffen wurden. Hatte man die Armeeorganisation Erzherzog Carls durch eine erneute Rücksichtnahme auf die politische Zusammensetzung des "Mosaikstaates Nr. 1" bereits in ihren wesentlichsten Punkten durchlöchert, so beseitigte man sie durch die Rekrutierungsvorschrift vom 4. August 1827 vollends. Durch diese Vorschrift wurde die Reserve als unbedingt notwendige Ergänzungsquelle der Armee abgeschafft und an ihre Stelle eine vom dreißigsten Lebensjahr aufwärts geltende Landwehrpflicht eingeführt.

Es war daher ein um so anerkennenswerteres Verdienst, wenn Männer wie Radetzky dieser Verknöcherung aller militärischen Begriffe durch eine unermüdliche Kleinarbeit allmählich wieder frischeres Leben einzuhauchen versuchten. Als Schüler Erzherzog Carls trat dieser General auch als Mahner und Vorkämpfer neuzeitlicher Ideen in die Fußtapfen seines Lehrmeisters. Am 2. November 1766 als Sprosse eines wenig begüterten böhmischen Geschlechtes geboren, meldete er sich sehr frühzeitig zum Waffendienste. Er wurde bereits in den Türkenkriegen Josefs II. als schneidiger Reiteroffizier bekannt, diente in den ersten Koalitionskriegen als Ordonnanzoffizier im Stabe Josias von Coburg und zeichnete sich dann auch in Italien unter Beaulieu aus. Im Jahre 1805 war er bereits General und focht unter dem Oberbefehl Erzherzog Carls in Italien. Durch und durch Reiterführer, brachte er besonders die von ihm geführten Kavallerieregimenter auf einen besonders guten Ausbildungsstand. Dem vorbildlichen Einsatz der von Radetzky geführten Schwadronen längs der Donaulinie war es 1809 auch zu danken, daß Erzherzog Carl sein Heer zur Schlacht bei Aspern bereitstellen konnte. Nach dem Feldzug berief ihn Schwarzenberg zum Chef des Generalquartiermeisterstabes. Während der Vorbereitungen zum Feldzuge von 1813 war es dann Metternichs unleugbares Verdienst, daß er Radetzkys große Fähigkeiten erkannte und dafür Sorge trug, daß dieser Schwarzenberg zur Seite gestellt wurde. Nach den Feldzügen der Befreiungskriege setzte sich nun Radetzky unermüdlich für die Fortführung und Ausgestaltung des von Erzherzog Carl begonnenen Reformwerks ein. Während sich der letztere in voller Zurückgezogenheit nur mehr seiner Familie, der Kunst und der militä- [231] rischen Fachwissenschaft widmete, schien der Generalstabschef von Leipzig alle Tatkraft, aber auch alle Hartnäckigkeit des lästigen Mahners in sich zu vereinigen. Es entsprach dem Zuge der Zeit, daß man so auch Radetzkys überdrüssig wurde. Verärgert bat nun auch er schließlich um seine Enthebung. Er ging erst als Divisionär nach Ödenburg, wurde später dem Kommandierenden von Ungarn zugeteilt und übernahm schließlich mit der gleichzeitigen Beförderung zum General der Kavallerie das Festungskommando von Olmütz.

Erst als 1830 die Gefahr eines Krieges in Italien näherrückte, erinnerte man sich seiner wieder und übertrug ihm den Oberbefehl in der Lombardei. Obwohl schon fünfundsechzigjährig, widmete er sich nun mit ungebrochener Tatkraft der Ausbildung der dort stationierten Streitkräfte. Alles, was er in zahllosen Denkschriften, in Vorschlägen und in unermüdlicher Schulung der ihm bisher unterstellt gewesenen Führer und Verbände für notwendig bezeichnet und erprobt hatte, wandte er jetzt planmäßig an. So versuchte er die Infanterie trotz der Unzulänglichkeit des neu eingeführten Zündergewehrs zur bestmöglichsten Feuerdisziplin zu erziehen. Er führte in der weiteren Verfolgung der infanteristischen Schulung das Prinzip der einheitlichen Infanterie unter Abschaffung der Begriffe von schweren Grenadier-, Linien- und leichten Jägerverbänden durch und arbeitete für die Fußtruppe eine völlig neue Felddienstinstruktion aus. Auch die Kavallerie und die durch die Aufstellung eines Raketeurkorps und die Einführung von Schrapnellgeschossen vor neue Aufgaben gestellte Artillerie erhielten neue Felddienstvorschriften. Auf das einschneidendste wirkte sich jedoch die von Radetzky und seinen beiden engsten Mitarbeitern, Schönhals und Heß, verfaßte Manöverinstruktion aus. Alljährlich im Herbst begann Radetzky die Führer, den Generalquartiermeisterstab und die Truppe durch dem Gelände angepaßte Kriegsspiele in großen Verbänden zu schulen. Dadurch erhielt die Armee in Italien bald eine derartige Übung im Felddienst, daß die Radetzkymanöver von Jahr zu Jahr mehr der Sammelplatz zahlreicher Offiziersabordnungen aus allen europäischen Militärstaaten wurden.

Die dunklen Wolken, die am politischen Horizont heraufzogen, entwickelten sich inzwischen immer deutlicher zu den Vorboten eines gewaltigen Gewittersturmes. Immer kühner erhoben die italienischen Patrioten ihr Haupt. Angefeuert durch die in ganz Europa gärende Stimmung, verbunden durch geheime Gesellschaften mit den revolutionären Organisationen in Paris, Warschau und Budapest, gestärkt durch ein weitgehendes Verständnis vieler Unzufriedenen in den deutschen Ländern, verstanden sie es, den Bau der Metternichschen Ordnung in Italien planmäßig zu unterhöhlen. Der neugewählte Papst Pius IX. [232] und der Nachfolger Viktor Emanuels I. als König von Sardinien, Karl Albert selbst, erst schwärzester Reaktionär, dann von den Patrioten zum Haupt der italienischen Einigungsidee erhoben, wurden von den "Brüdern Italiens" gewonnen. Auch während des Zeitraumes, da Radetzky in Mailand längst das Kommando führte, verging kaum ein Monat, in dessen Verlauf nicht ein Sonn- oder Festtag, eine Opernaufführung, der Einzug eines neuen Bischofs oder der Tag der monatlichen Lotterieziehung schwere Zusammenstöße zwischen der Bevölkerung, der Polizei und den zu deren Hilfe eingesetzten Truppenabteilungen brachte. Gleichzeitig gärte es auch in den übrigen Provinzen des Reiches. In Galizien erhoben sich die ruthenischen Bauern gegen den polnischen Adel, in Ungarn stellte Deak die Forderungen der freiheitlichen Magyaren auf, die Tschechen meldeten zum ersten Male nationale Ansprüche, und unter der deutschen

Bevölkerung brodelte und kochte es in unterbrochenen Aufwallungen.

In den Märztagen 1848 kam dann das ganze Unwetter europäischer Volksunzufriedenheit zur Entladung. Der Februaraufstand in Paris gab das Signal. Sofort beantragte der ungarische Reichstag über das Verlangen Ludwig Kossuths eine selbständige Regierung für Ungarn und eine Verfassung für Österreich. Und nun überstürzten sich die Ereignisse. Während in Preußen, in den deutschen Bundesstaaten und in Wien die revolutionäre Welle hochflutete, Metternich abdanken und als Folge seines Rücktrittes die kaiserliche Regierung eine Verfassung für die altösterreichischen Länder, aber auch für Galizien und Lombardo-Venetien zubilligen mußte, brach in Mailand am 18. Februar 1848 und damit in ganz Italien jener berühmte Aufstand der "Cinque Giornate" los, der Ströme von Blut kostete. Der Papst und auch Sardinien erklärte Österreich jetzt den Krieg, und nun sah sich Radetzky, dessen Truppenmacht in Mailand nur aus ungefähr 20 000 Mann bestand, plötzlich von allen Seiten umzingelt. Durch die undurchsichtige Haltung des Bürgermeisters von Mailand gelang es den Aufständischen, die österreichischen Behörden so lange hinzuhalten, bis die ganze lombardische Hauptstadt einem einzigen Heerlager von bewaffneten Freiheitskämpfern glich. Nur den militärischen Vorkehrungen Radetzkys war es zu danken, daß wenigstens ein Teil der zum Wachdienst abkommandierten Truppen noch rechtzeitig das befestigte Kastell zu erreichen vermochte.

[226] Szene aus den Straßenkämpfen zu Mailand im März 1848.
Nach einer Zeichnung von Franz Adam.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

In fünftägigen blutigen Straßenkämpfen, während derer die Truppen mit beispielloser Tapferkeit sich schlugen, aber auch die ganze Volkswut über das habsburgische Polizeisystem zu spüren bekamen, schaffte sich Radetzky allmählich Luft. Weil er aber allein stand, das ganze Land sich im hellen Aufruhr befand und die Garnisonen aller [233] größeren Städte ebenfalls überfallen worden waren, beschloß er den Rückzug auf Verona, um dort Verstärkungen aus dem Innern Österreichs zu erwarten. Es war ein bitterer Weg, den die Soldaten in Durchführung des Radetzkyschen Abmarschbefehles aus Mailand jetzt als Opfer der Habsburgischen Staatspolitik antraten. Zum ersten Male in der Geschichte der Armee verweigerten kaiserliche Soldaten den Gehorsam. Siebzehn italienische Bataillone gingen zu den Aufständischen über und machten mit den italienischen Patrioten gemeinsame Sache. Doch die Parole "Wir kehren wieder!" half in diesen schweren Tagen Offizier und Mann auch über die härtesten Prüfungen hinweg. In dem Bewußtsein, daß, selbst wenn die Verstärkungen aus Österreich ausbleiben sollten, die Persönlichkeit des über alles beliebten, nunmehr schon zweiundachtzigjährigen Führers genug Unterpfand für den endgültigen Sieg bieten würde, schlug sich die kleine Armee bis zum Festungsviereck von Verona, Mantua, Peschiera und Legnago durch. Das Treffen von Goito, das Karl Albert von Sardinien einen Augenblickserfolg einbrachte, verschlimmerte indessen noch weiter Radetzky schwierige Lage. Da griffen die Tiroler zu den Waffen. Zu Tausenden sammelte sich der Landsturm des Hoferlandes an der bedrohten südlichen Grenze. Endlich rückte auch ein Hilfskorps aus dem Friaulischen über Treviso gegen Verona heran. Karl Albert von Sardinien und die Truppen der italienischen Kleinstaaten marschierten indessen über Peschiera und schickten sich zur Belagerung Veronas an. Radetzky hatte jetzt seine gesamte Streitmacht innerhalb der Festung versammelt. Ein Versuch der Aufständischen, in Tirol einzudringen, wurde blutig zurückgeschlagen. Doch als König Karl Albert jetzt zum Angriff auf Radetzky vorging, trat ihm dieser bei Santa Lucia unter den Wällen Veronas entgegen und schlug die dreifache Übermacht des Gegners in einer blutigen Schlacht. Unverzüglich griff jetzt Radetzky seinen Gegner weiter an und zersprengte bei Curtalone das vor Mantua stehende Belagerungsheer. Ein neuerlicher Rückschlag, der ihn noch ein zweites Mal bei Goito traf, ermöglichte ihm jedoch nicht den Entsatz von Peschiera. Trotzdem wandte er sich jetzt mit aller Entschiedenheit gegen die Verhandlungen der neuen Wiener Regierung mit dem Revolutionskomitee in Mailand, die die Unabhängigkeit der Lombardei anerkennen wollte. Auch die Ereignisse in Innerösterreich, die Verkündigung einer freien Verfassung durch die Wiener "Sturmpetition", die Flucht von Kaiser Franz' Nachfolger Ferdinand von Wien nach Innsbruck, vermochten den weißhaarigen Haudegen nicht zu erschüttern. Sobald sich das aus Ostvenetien anrückende Hilfskorps mit ihm vereinigt hatte, ging er unbeirrt zu weiteren Angriffen vor. In den Tagen, da sich Karl Albert [234] zum König von Italien ausrufen ließ, erstürmten Radetzkys Truppen Vicenza. Die Siege von Rivoli,

Sommacampagna, Sona, Custozza, Goito und Volta folgten und brachten durch ihre Auswirkungen den Fahnen Radetzkys unvergänglichen Ruhm. In völliger Unordnung wichen jetzt die Piemontesen Karl Alberts zurück. Auch Papst Pius berief plötzlich seine Truppen ab, und nun führten österreichische Regimenter den Habsburger Leopold II. wieder nach Florenz, Franz V. nach Modena und besetzten auch Parma. Wenige Monate, nachdem er Mailand verlassen hatte, zog Radetzky als Sieger in der lombardischen Hauptstadt ein. Er war zurückgekehrt, und nun beendete ein vorläufiger Waffenstillstand die kriegerischen Ereignisse in Italien.

[226] Gefangene Piemontesen auf dem Transport.
Lithographie nach dem eigenen Aquarell von Franz Adam.
(Sammlung Handke)

Inzwischen hatte die Revolution in den übrigen Habsburgischen Ländern schwere Folgen gezeigt. Eine radikale Richtung gewann in Wien die Oberhand. Der Kaiser, der nach längerem Zögern wieder in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, mußte sich mit seinen Truppen, die noch in blutige Straßenkämpfe verwickelt wurden, zurückziehen. In Ungarn standen inzwischen die Serben gegen die Magyarisierungsbestrebungen der Regierung Kossuth auf. Der zum Banus von Kroatien ernannte Freiherr von Jellačič sah die Rechte der Kroaten am besten von der kaiserlichen Regierung gewahrt und stellte sich mit seinen Truppen dem Fürsten Windisch-Grätz, der das revolutionäre Prag besetzt und von Aufständischen gesäubert hatte, zur Verfügung. Nach der Vereinigung der Truppen Jellačičs mit denen Windisch-Grätz' wurde Wien gestürmt. Ein blutiges Strafgericht

über die Aufrührer beendete das blutige Drama in der Hauptstadt.

In diesen Tagen, da sich das Reich der Habsburger zum ersten Male aufzulösen drohte, bestieg der junge Erzherzog Franz Joseph den Kaiserthron.
Auf Betreiben des zum verantwortlichen Minister ernannten Fürsten Felix Schwarzenberg dankte Ferdinand, der hilflose und geistesschwache Nachfolger Kaiser Franz I., am 2. Dezember 1848 in Olmütz ab.

Erst achtzehnjährig, übernahm der jugendliche Kaiser ein Erbe, dessen Bestand nicht nur die schweren Gewitterwolken der Gegenwart umdüsterten, sondern dem auch die Zukunft gefahrvolle Erschütterungen anzukündigen schien. Nüchtern, ein lauterer, ritterlicher Charakter, war dieser Kaiser von seiner Sendung als deutscher Fürst durchdrungen.
Oberstes Gesetz blieb allerdings auch ihm stets die Wahrung der Habsburgischen Hausmacht.
Und die Stellung dieser Hausmacht erschien auch in den ersten Tagen seines Regierungsantrittes, wenigstens in den österreichischen Erblanden, wieder gefestigt.
Dank dem Einsatz des Heeres beherrschte allerdings das aufgepflanzte Seitengewehr das Straßenbild aller Städte. Franz Joseph war sich aber gerade der ungeheuren Bedeutung der bewiesenen Zuverlässigkeit der Truppen aus [235] den altösterreichischen und kroatischen Landesteilen bewußt und beschloß daher, die Armee durch sein eigenes Vorbild noch unerschütterlicher mit den Geschicken des Thrones zu verankern.
Selbst von soldatischer Denkungsart, erfüllt von einem hohen Verantwortungsbewußtsein und ein Beispiel für jeden Soldaten in seiner wahrhaft spartanischen persönlichen Lebensführung, galt das Hauptaugenmerk seiner Arbeit stets der Ausgestaltung der Wehrkraft des Völkerstaates.

Inzwischen stellte der Zar, der ein Übergreifen der Revolution auf seine Gebiete befürchtete, dem Kaiser von Österreich Truppen zur Niederwerfung der ungarischen Regierung zur Verfügung, denn in Ungarn hatten Windisch-Grätz und Jellačič einige Rückschläge erlitten. Von allen Seiten umstellt, mußte die ungarische Hauptmacht bei Villagos kapitulieren. Dreizehn ungarische Generale wurden standrechtlich erschossen. Kossuth floh ins Ausland.

Nach achtmonatigem Kampf flatterten in den Erbländern der Monarchie wieder die habsburgischen Fahnen. Österreich stand durch die brutale Anwendung der Brachialgewalt scheinbar stärker als ehedem da. Den größten Erfolg erfocht aber das Heer dem Monarchen im Feldzuge von 1849

in Italien. Dort hatte **König Karl Albert von Sardinien** das piemontesische Heer während des Waffenstillstandes beträchtlich vermehrt. Auch Radetzky hatte Verstärkungen herangezogen. Als dann Karl Albert, von den Patrioten gedrängt, Radetzky den Waffenstillstand aufkündigte, mußte ihm sein Abgesandter, General Cadorna, zur großen Überraschung des Königs melden, daß die Armee Radetzky die Nachricht vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten mit ungeheurem Jubel begrüßt hätte.
Nur eine kleine Besatzung ließ Radetzky jetzt in Mailand zurück. Während die Piemontesen gegen Magenta vorrücken, marschierte der greise Feldmarschall zum Scheine hinter die Adda, änderte aber dann plötzlich die Richtung, überschritt den Tessin und zog nach Pavia. Bei Mortara kam es dann zum ersten Gefecht. Durch das Eingreifen des österreichischen Obersten Benedek glückte den Truppen Radetzkys bereits hier ein bedeutender Schlag.
Zwei Tage später schlug Radetzky die denkwürdige Schlacht bei Novara. Sie besiegelte den völligen Zusammenbruch des piemontesischen Heeres. Noch in der Nacht nach der Schlacht entsagte Karl Albert zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel dem Thron.

[243] Radetzky unterhandelt mit König Viktor Emanuel von Piemont wegen des Waffenstillstandes.
Lithographie nach einer Zeichnung von Franz Adam.
(Historia-Photo, Berlin)

Der Friede von Mailand vom 6. August besiegelte das vorläufige Schicksal der ersten großen italienischen Revolution. Radetzky stand noch bis zu seinem 90. Lebensjahre an der Spitze der Armee in Italien. Er trat 1857 in den Ruhestand und starb ein Jahr später. In zweiundsiebzig Dienstjahren hatte er sich um sein Vaterland zur Geschichte gewordene Verdienste erworben.

[236] Noch war aber die Zeit für die Erfüllung deutscher Sehnsucht nach dem gemeinsamen Vaterlande nicht reif. Während auf den Schlachtfeldern der Lombardei und in Ungarn noch die Waffen sprachen, meldeten die Auseinandersetzungen des in Frankfurt zusammengetretenen deutschen Parlaments bereits die große Entscheidung an, die Deutschland zwar eine erste Einigung unter der Vorherrschaft Preußens bringen sollte, die aber keine gesamtdeutsche, sondern eine kleindeutsche Lösung mit sich brachte. Bedeutsamstes Hindernis der in Frankfurt zur Debatte stehenden deutschen Reichsverfassung war die Hereinnahme der nichtdeutschen Länder Habsburgs in den deutschen Großstaat. Der § 2 dieser Verfassung mit der Bestimmung: "Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein", stieß auf härtesten Widerstand der durch Schwarzenberg verkörperten Staatsbegriffe der Habsburger. Die Wiener Regierung stellte damit ihre eigenen großdeutschen Vorkämpfer auf der Frankfurter Tagung vor eine unlösbare Aufgabe. Als dann Schwarzenberg die Aufnahme des gesamten Habsburgischen Staatsverbandes in den deutschen Großstaat verlangte, war das Angebot der deutschen Kaiserkrone an König Friedrich Wilhelm IV. die Antwort. Wohl lehnte der Hohenzoller ab, aber auch Schwarzenberg berief die österreichischen Abgeordneten zurück. Österreich erhielt jetzt wieder eine auf dem Grundsatze Schwarzenbergs "Taten und nicht Rechtssätze schaffen Tatsachen!" aufgebaute, streng zentralistische Gesamtstaatsverfassung und sah sich durch die Frankfurter Beschlüsse des engeren und weiteren Bundes als Bundesstaat des weiteren Bundes aus der deutschen Mitte gedrängt. Der vom König von Preußen angestrebte Gedanke einer Festigung des engeren Bundes durch die Schaffung einer Union der nord- und mitteldeutschen Staaten führte zu einer gefährlichen Spannung mit Österreich. Schwarzenberg, der sich in Verkennung der Metternichschen Politik von Deutschlands Sendung im mitteleuropäischen Raum schon zur Niederwerfung der ungarischen Revolution der russischen Hilfe versichert hatte, bekräftigte dieses Bündnis von neuem und spielte es jetzt gegen Preußen aus. Osterreich machte mobil, und erst als Preußen, durch die Übermacht der beiden Kaiserreiche gezwungen, in der Olmützer Konferenz auf den Unionsgedanken verzichtete und die bereits angeordnete Mobilmachung widerrief, wurde der Streit beigelegt. Eine Verständigung zwischen den beiden Mächten führte dann wieder zum gemeinsamen Vorgehen in der schleswig-holsteinischen Frage. Nur von dem mit so großen Hoffnungen angestrebten Neubau des deutschen Gemeinschaftsstaates blieb kaum das Gerüst übrig. Als 1853 der Krimkrieg ausbrach und damit die Möglichkeit gegeben schien, den bereits unerträglich gewordenen russischen Ein- [237] fluß in Mitteleuropa auszuschalten, verabsäumte es Schwarzenbergs Nachfolger, Buol-Schauenstein, durch eine offene Waffenhilfe Österreichs an England, Frankreich, Sardinien und die Türkei, die russischen Expansionsgelüste auf dem Balkan ein für allemal auszuschalten. Statt dessen begnügte sich Buol mit einer kostspieligen Mobilmachung, die zuletzt 1854 zur Besetzung der Moldaufürstentümer durch

Österreich führte. Da Rußland aber ohne Österreichs Beihilfe von den Weststaaten nicht aus Mitteleuropa und dem Balkan hinausgedrängt werden konnte, blieb es nach dem Züricher Frieden stark genug, um einmal Österreichs Undank für Ungarn und Olmütz nie zu vergessen, andererseits führte es aber seine panslawistische Durchdringungspolitik auf dem Balkan um so entschlossener weiter, die schließlich zu den Schüssen von Sarajevo und damit zum Untergang Habsburgs führten.

Aber noch ein anderer, allerdings vorderhand noch unvergleichlich schwächerer Staat, nahm seit dem Tage von Novara Habsburg gegenüber eine Haltung ein, die von dem unbeugsamen Willen einer Revanche und eines auf Vernichtung Österreichs zielenden Schlages bestimmt war, Piemont-Sardinien. Dort führte der ehemalige Journalist Camillo Cavour die Staatsgeschäfte. Als Verfechter des Prinzips, daß nicht Sardinien allein die Einigung Italiens herbeiführen könne, sah er die Möglichkeit der Schaffung der italienischen Unabhängigkeit nur in einem Bündnis mit dem ideenverwandten Frankreich. Aus dieser Auffassung heraus hatte auf Cavours Betreiben König Viktor Emanuel II. an Englands und Frankreichs Seite im Krimkrieg den Degen gezogen. Und nun war es an der Zeit, daß Frankreich Sardinien für diese Waffenhilfe seinen Dank in der Form einer bewaffneten Intervention zugunsten eines italienischen Königreiches abstattete. Das Signal für die neuerliche italienische Erhebung gab der Tod Radetzkys. Mit seinem Abgang schien dem kaiserlich-königlichen Heere der Nimbus der Unbesiegbarkeit genommen. Man übersah dabei in Turin allerdings nicht, daß die Armee Franz Josephs seit 1849 und 1850 eine neue und für ihre Schlagfertigkeit bedeutsame Reorganisation erfahren hatte. So war endlich mit einer grundlegenden Änderung des Rekrutierungssystems begonnen. Zur allgemeinen Wehrpflicht rang man sich allerdings noch immer nicht durch. Doch die Zusatzbestimmungen Franz Josephs zum Rekrutierungspatent vom Jahre 1827 mit der Verfügung, "daß die bisher bestandenen Rekrutierungsvorschriften dem Grundsatz der Gleichstellung aller Staatsangehörigen vor dem Gesetze nicht entsprechen", weshalb die Befreiung des Adels vom Militärdienst aufgehoben wurde und die Aufhebung der Konskribierten von nun ab durch das Los erfolgte, bedeutete immerhin einen Fortschritt. Durch maßvolle Bestimmungen gelang es auch, die [238] ungarischen Linienregimenter aus den Verbänden der Revolutionshonveds wieder ihrer alten Zuverlässigkeit zuzuführen. Den einschneidendsten Umbau erfuhr das Heer in der neuerlichen Schaffung großer Reserveverbände. Man nahm den Gedanken Erzherzog Carls wieder auf und verpflichtete jeden Soldaten nach Ablauf seiner Dienstzeit zu einer zweijährigen Reservedienstpflicht. Die Landwehr wurde abgeschafft.

Auch die höheren Dienststellen erlebten in ihrem Aufbau eine grundlegende Umgestaltung. Endlich, nachdem es in so vielen Kriegen durch seine hemmende Tätigkeit eine immer wieder bekämpfte Belastung der

verantwortlichen Befehlshaber gewesen war, wurde der Hofkriegsrat abgeschafft. An seine Stelle trat nun das Kriegsministerium. Als oberste militärische Behörde fungierte jedoch das Armeeoberkommando. Allerdings blieben dieser neuen Institution vorerst in der Hauptsache nur administrative Aufgaben vorbehalten. Das Schwergewicht lag in der Generaladjutantur des Kaisers und in der Zentralmilitärkanzlei. Beide Stellen waren dem Obersten Kriegsherrn unmittelbar unterstellt und vermittelten dessen Befehle an die übrigen militärischen Dienststellen.

Durch diese Neugliederung der obersten Dienststellen und die Erhöhung der Schlagkraft des Heeres im Wege der Reserveformationen erschien auch eine Neueinteilung der großen Heereskörper erforderlich. Man stellte deshalb 4 Armeekommandos mit 14 Armeekorps auf. Eine Ausnahmestellung wurde lediglich dem Banus von Kroatien mit den ihm unterstellten Streitkräften beibelassen. Die Gründung der Kriegsschule in Wien für Offiziere aller Waffengattungen galt der Heranbildung eines höheren militärischen Führerkorps, das in seiner Eignung und Durchbildung den Erfordernissen der durch die Neueinteilung der Heereskörper gewachsenen Aufgaben gerecht werden sollte. Zur gleichen Zeit wurde auch eine Flotte geschaffen.

Neuerliche innerpolitische Spannungen lähmten jedoch die restlose Verwirklichung aller für den Neuaufbau des Heeres in Aussicht genommenen Maßnahmen. Um so unbekümmerter führten die Gegner Österreichs ihre Rüstungen durch. Bis eine drohende Neujahrsansprache des auf Siegerlorbeeren erpichten Franzosenkaisers Napoleon III. die Absicht der Eroberung der Lombardei und Venetiens ganz offen zutage treten ließ. Die Antwort Österreichs war ein am 23. April 1859 an Sardinien gerichtetes Ultimatum. König Viktor Emanuel lehnte ab, und nun überschritten österreichische Truppen den Tessin. Statt nicht erst das Erscheinen französischer Truppen auf italienischem Boden abzuwarten und die Piemontesen gesondert zu schlagen, versäumte der kaiserliche Oberbefehlshaber in der Lombardei, Feldzeugmeister Graf Gyulay, die günstige Gelegenheit eines erfolgreichen Angriffes. Die Folge davon [239] war, daß starke französische Kräfte bereits die Alpen überschritten hatten, ehe die österreichischen Hauptstreitkräfte aus dem Innern der Monarchie herankamen. So sah sich Gyulay unerwartet schnell Franzosen und Piemontesen gegenüber, die ihm unter der Führung MacMahons sehr bald das Gesetz des Handelns abrangen. Am 4. Juni 1859 verlor Gyulay dank des rechtzeitigen Eingreifens MacMahons die Schlacht bei Magenta. Er mußte den Rückzug antreten und Mailand den Siegern überlassen. Kaiser Franz Joseph übernahm selbst das Oberkommando und ernannte den verdienten Kampfgenossen Radetzkys, den Feldzeugmeister Freiherrn von Heß, zum Chef des Generalstabs. Neuerlich vormarschierend, stießen jetzt die Österreicher am 24. Juni bei Solferino mit den gleich starken Franzosen und Piemontesen zusammen. In dieser Schlacht schlugen sich die

österreichischen Truppen erneut mit außerordentlicher Tapferkeit. Trotzdem gelang der von Heß geplante Durchbruch des ausgedehnten feindlichen Zentrums nicht. Dafür erwies sich der bereits in der Niederwerfung des Aufstandes in Galizien und unter Radetzky hervorgetretene Feldmarschalleutnant Ludwig Benedek als erfolgreicher Führer des linken Flügels. Er warf die ihm bei San Martino gegenüberstehenden Piemontesen verlustreich zurück und führte im entscheidenden Augenblick das Debrecziner Infanterieregiment zum Siege.

Spätabends wurde die Schlacht abgebrochen. Obwohl eine eigentliche Entscheidung noch nicht gefallen war und die Schlacht am linken Flügel außerordentlich günstig stand, ließ Franz Joseph, durch die furchtbaren Verluste beeindruckt, das Signal zur Aufgabe des Kampfes geben. In voller Ordnung zog sich das österreichische Heer in das Festungsviereck zurück.

Am 11. Juli kam zu Villafranca ein Präliminarfrieden zwischen den beiden Kaiserreichen zustande, nach dessen Bestimmungen Österreich die Lombardei an Frankreich abtrat. Napoleon III. übergab die eroberte Provinz Sardinien als Gegengabe für die Anerkennung der französischen Oberhoheit über Nizza und Savoyen. Der erste Schritt zur Einigung Italiens war geschehen. Tausende österreichischer Soldaten aber hatten ihr Blut für eine aussichtslose Sache geopfert. Aussichtslos deshalb, weil sowohl die Siege Radetzkys als auch die Niederlagen von 1859 nichts anderes als Wegbereiter der italienischen Einigung waren.

Klein-Deutschland

Der übereilte Abbruch des italienischen Krieges zeitigte sehr bald die schwerwiegendsten Folgen für das Haus Habsburg. Im Besitze der Lombardei, griff das Königreich Sardinien jetzt auch nach den übrigen öster- [240] reichischen Vasallenstaaten in Italien und vereinigte im Wege einer allgemeinen Volksabstimmung Toskana, Modena und Parma zusammen mit Sardinien und Piemont im Jahre 1861 zum Königreich Italien. Damit war Habsburgs Einfluß, obwohl ihm vorläufig noch Venetien, das Trentino und die italienischen Küstenstädte Istriens verblieben waren, auf der Apenninenhalbinsel ein für allemal ausgeschaltet. Aber auch in der Innenpolitik und in der Stellung Österreichs zum Deutschen Bunde begannen sich die Folgen des unglücklichen Kriegsausganges verhängnisvoll abzuzeichnen. Wieder erhoben die seit 1849 niedergehaltenen Völker ihr Haupt, und während ihr passiver Widerstand gegen das seit 1849 herrschende absolutistische System bereits die Vorbereitungen für den Feldzug von 1859 behindert hatte, erlebten jetzt ihre Autonomieforderungen gegenüber der durch die Niederlage in ihrem Ansehen schwer geschädigten Staatsführung einen neuerlichen Auftrieb. Dabei zwang die Finanznot des Staates die verantwortlichen Staatenlenker zur unfreiwilligen Nachgiebigkeit. Die föderalistischen Bestrebungen der Ungarn und Tschechen gewannen die Oberhand, störten jede Maßnahme der Regierung und setzten allen Finanzforderungen des Staates größten Widerstand entgegen.

Die Kosten des innerpolitischen Zwiespaltes hatte das Heer zu tragen, obwohl der Monarch klar erkannte, daß die Macht seines Hauses allein in der Einheit und Stärke der bewaffneten Macht verankert lag. Damit begann jener Kampf um das Heer zwischen dem Träger der Krone und den Vertretern der Völker, der von Franz Joseph stets mit der gleichen Beharrlichkeit geführt wurde, in dem er aber schließlich doch unterlag, weil das ehemalige kaiserliche Heer in seiner späteren Struktur als Völkerarmee erst recht auf die finanzielle Bereitwilligkeit der Völkervertreter angewiesen war und während seiner schwersten Probe im Weltrevier zuletzt auch noch ein Opfer der politischen Zersetzungsarbeit der nationalen Agitation wurde. Immer schärfer zeichnete sich inzwischen der Gegensatz Preußen-Österreich als Folge der nach dem Unionstreite weiterschwebenden und durch die Ablehnung des preußischen Bündnisangebotes von 1859 erneut genährten Spannung im deutschen Raume ab.

Franz Joseph lud jetzt die deutschen Fürsten nach Frankfurt ein. Dort wurde ihnen ein Plan vorgelegt, der ein Fürstendirektorium unter der Führung Habsburgs mit einer gleichzeitigen Bestellung einer aus den deutschen Landtagen beschickten Delegiertenkonferenz vorsah. Der einzige Staat, der während dieser Tagung durch seinen Souverän nicht vertreten war, war

Preußen.

[245] Manöver 1861. Husaren in einem ungarischen Dorf.
Nach einem Aquarell von Karl Goebel.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Franz Joseph lud jetzt die deutschen Fürsten nach Frankfurt ein. Dort wurde ihnen ein Plan vorgelegt, der ein Fürstendirektorium unter der Führung Habsburgs mit einer gleichzeitigen Bestellung einer aus den deutschen Landtagen beschickten Delegiertenkonferenz vorsah. Der einzige Staat, der während dieser Tagung durch seinen Souverän nicht vertreten war, war Preußen. In Berlin hatte der bereits in ganz Deutschland als der rücksichtslose Vorkämpfer der preußischen Vorherrschaft bekanntgewordene Kanzler Bismarck das Fernbleiben seiner Mon- [241] archie von der Frankfurter Tagung durchgesetzt. Damit waren die Beschlüsse der in der alten Kaiserstadt versammelten Fürsten gegenstandslos. Die Entscheidung um die Vorherrschaft in Deutschland nahte immer unabwendbarer heran. Dennoch vereinigte der Versuch Dänemarks, sich die Länder Schleswig-Holstein und Lauenburg einzuverleiben, noch einmal beide Staaten zu einem gemeinsamen Kampfe. Als Dänemark sich weigerte, die neue dänische Reichsverfassung für Schleswig zurückzuziehen, erklärten ihm Österreich und Preußen den Krieg. Österreich hatte in diesem Kampfe kein eigentliches Kriegsziel. So erschien der letzte Feldzug des Habsburgerreiches im Norden als eine dem Sonderegoismus entrückte Kavalierstat, ein ehrenvoller Abgang, wenn wir daran denken, daß die Stunde des Unterliegens im Kampfe mit

Preußen nahe war. Ein Armeekorps unter dem Befehl des Feldmarschalleutnants Freiherrn von Gablenz stellte Österreich ins Feld. Zusammen mit einem preußischen Korps unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl traten die Truppen am 31. Januar 1864 bei Schneesturm und eisiger Kälte den Vormarsch an. Nach dem vom preußischen Generalstabschef Helmuth von Moltke entworfenen Plane war an eine Umgehung der dänischen Hauptbefestigung am Danewerk gedacht. Schon am 3. Februar stießen die über Rendsburg vorgehenden Österreicher beim Dorfe Jagel und bei Oberrelk mit dem Gegner in einem größeren siegreichen Gefechte zusammen. Durch dieses rasche Vorgehen der Österreicher war die eigentliche Linie der Danewerkbefestigungen bereits durchbrochen. Der Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte, Wrangel, ließ indessen durch das 1. preußische Korps den Schleiübergang forcieren. Damit sollte die beabsichtigte Bedrohung des dänischen Generals De Meza im Rücken in Anwendung kommen. Doch De Meza entzog sich noch rechtzeitig der Umzingelung. In eiligem Verfolgungsmarsch hefteten sich jetzt die Verbündeten an die Fersen der Dänen. Endlich gelang es, den Gegner bei Översee, dicht vor Flensburg, wieder zu stellen. Trotz Überlegenheit der Dänen räumten die Steirer Regimenter nach kurzem Geschützkampf kurzerhand mit dem Bajonett auf den dominierenden Höhen und in den Wäldern oberhalb Översees auf. In fluchtartigem Rückzug wichen die Dänen jetzt hinter ihre zweite große Verteidigungslinie auf der Halbinsel Sundewitt, die Düppeler Schanzen, zurück. Ein weiterer Teil warf sich in die Festung Fridericia. Die Österreicher besetzten Flensburg und Havensleben und säuberten nach dem Gefecht bei Apenrade Schleswig vollkommen von den Dänen.

Nachdem jetzt die beiden Herzogtümer befreit waren, ging der Vormarsch nun weiter nach den altdänischen Provinzen. Die preußische [242] Garde rückte in Jütland ein und besetzte Kolding. Am 8. März überschritten auch die Österreicher die jütländische Grenze und siegten bei Veile. Die Belagerung und Kapitulation von Fridericia beendete dann endlich den siegreichen Vormarsch des Korps Gablenz. Acht Tage früher hatten die Preußen die gewaltigen Düppeler Schanzen erstürmt und bereiteten jetzt den Übergang auf die Insel Alsen vor. Auch die Flotte der Verbündeten schlug die überlegene dänische Flotte bei Helgoland in die Flucht. Nach dem Ablauf einer inzwischen vereinbarten Waffenruhe überschritten die Preußen dann unter General Herwarth von Bittenfeld den nahezu tausend Schritte breiten Alsensund. Schon am nächsten Tage räumten die Dänen Sonderburg. Auch die Österreicher überschritten jetzt noch den Limfjord. Damit war die Verteidigungskraft der Dänen gebrochen. Ein am 18. Juli vereinbarter Waffenstillstand führte zum Frieden von Wien, der den Verzicht Dänemarks auf Schleswig-Holstein und Lauenburg aussprach. Die Herzogtümer gingen als "Kondominium" an die beiden Siegerstaaten über und wurden damit die letzte Ursache jener unausbleiblichen Auseinandersetzung, die Preußen den Weg zur Führung Deutschlands frei machte.

Auf dem Rückmarsch von den Schlachtfeldern Dänemarks passierten die österreichischen Regimenter auch die preußische Hauptstadt. In einer glanzvollen Parade zogen sie an König Wilhelm I. und der preußischen Generalität Unter den Linden vorüber. In seinen weißen Waffenröcken, prachtvoll ausgerichtet und unter den schmetternden Klängen der berühmten österreichischen Märsche im dröhnenden Stechschritt marschierend, fiel vor allem das Infanterieregiment Großherzog von Hessen Nr. 14 aus Linz auf. Vierundsiebzig Jahre sollten vergehen, Jahre, nach deren Ablauf die Entscheidungen von 1866, 1870/71 und diejenigen des Weltkrieges nur mehr als zwangsläufig Wegbereiter der großen Einigung erschienen, bis das gleiche Regiment wieder Unter den Linden paradierte. Als Träger einer alten stolzen Tradition zog das Regiment Hesseninfanterie des ehemaligen österreichischen Bundesheeres am Geburtstag des Führers an Adolf Hitler vorbei. In der Uniform der großdeutschen Wehrmacht marschierend, grüßte das Regiment mit seiner Fahne den Sohn der eigenen Heimat, der durch die Schaffung Großdeutschlands den Siegen der Väter bei Jagel, Oberselk, Översee, Veile und Fridericia erst ihre tiefere Bedeutung für die großdeutsche Heeresgeschichte verliehen hatte.

Das Kondominium Schleswig-Holstein-Lauenburg erlebte indessen seine Wiedervereinigung mit dem deutschen Mutterlande als zündstoffgeladenes Streitobjekt zwischen den beiden deutschen Großstaaten. Bismarck war zwar bereit, die von Österreich vorgeschlagene Einsetzung des [243-246=Illustrationen] [247] Prinzen von Schleswig-Holstein-Augustenburg als Landesfürsten zuzulassen, stellte aber zur Bedingung, daß dieser Fürst Bindungen mit Preußen einging, die einem nackten Untertanenverhältnis gleichkamen. Österreich wiederum erklärte sich mit einer derartigen Angleichung nicht ohne Konzessionen auf anderen Gebieten einverstanden und wollte nun seinerseits eine Abtretung schlesischer Besitzungen Preußens einhandeln. Da Bismarck nach dieser Seite hin durchaus schwerhörig war, kam es noch einmal zu einem Ausgleich in Gastein, dessen Ergebnis eben die Errichtung des Kondominiums war. So erhielten Schleswig und Lauenburg preußische, Holstein aber österreichische Verwaltung. Dieses Abkommen bedeutete aber durchaus keine endgültige Lösung. Bismarck rechnete klug vorausschauend damit, daß Österreich das ferne Holstein nicht unter seiner dauernden Verwaltung zu halten beabsichtigte. Es war daher anzunehmen, daß es eines Tages wieder die Einsetzung des Augustenburgers betreiben würde. Ein preußischer Antrag auf die Reform des Deutschen Bundes, der von Bismarck längst vorbereitet war, sollte außerdem als letzter Trumpf die Maschen des um Österreich gelegten Netzes zuziehen. Denn daß Habsburg eine Abänderung der deutschen Bundesverfassung nach den Wünschen Preußens nicht hinnehmen würde, lag auf der Hand. Wie Bismarck auch handelte, die diplomatische Meisterschaft, mit der er die Vorherrschaft Preußens vorbereitete, um damit

Deutschland wieder zu einer Macht zu gestalten, erübrigte alle Angriffe auf die Form seiner Maßnahmen. Einen auswärtigen Bundesgenossen schuf sich Bismarck außerdem noch in dem jungen Königreich Italien. Als nun wirklich der von Bismarck vorhergesehene Versuch Österreichs, für den Augustenburger in Holstein Stimmung zu machen, in Anwendung kam, und Österreich die holsteinischen Stände einberief, erklärte Bismarck die Gasteiner Konvention für gebrochen und veröffentlichte seinen Antrag auf die Bundesreform. Ein Ausgleichsvorschlag Napoleons III. scheiterte. Österreich stellte nun den Antrag auf Mobilmachung der Bundesarmee. Sie wurde mit neun gegen sechs Stimmen angenommen. Sachsen, Hessen, Hannover und die süddeutschen Staaten unter der Führung Bayerns traten jetzt auf Österreichs Seite. Preußen machte mobil, Österreich desgleichen, und nun war der Augenblick gekommen, die Waffen zu ergreifen, um den einstigen Worten Schwarzenbergs blutigen Nachdruck zu geben: "Hinauswerfen aus Deutschland lassen wir uns nicht!" Die deutschen Soldaten Preußens, der Bundesstaaten und Österreichs traten zum Bruderkampf an.

Das Einrücken preußischer Truppen unter Manteuffel in Holstein am 7. Juni 1866 eröffnete eigentlich den Kriegszustand zwischen den beiden Großstaaten. Am 20. Juni erklärte dann Italien ebenfalls Österreich [248] den Krieg. Österreich hatte bereits seit Mai rund 240 000 Mann langsam in Mähren versammelt. Die Armee gegen Italien befehligte Erzherzog Albrecht mit rund 70 000 Mann. Die Nordarmee gliederte sich in 7 Armeekorps unter dem Befehle der Generale Clam-Gallas, Gablenz, Ramming, Erzherzog Joseph, Erzherzog Leopold, Festetics und Weber. Den Oberbefehl führte der Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek. Persönlich eine tapfere und harte Soldatennatur, hatte sich Benedek schon frühzeitig bei der Niederwerfung des polnischen Aufstandes vor Krakau ausgezeichnet. Auch in den Feldzügen Radetzkys, vor allem bei Mortara, war er rühmlich hervorgetreten. In der Schlacht bei Solferino hatte er den allein siegreichen linken Flügel befehligt. Seine ganze Tatkraft hatte er jedoch während seiner sich stets wiederholenden Kommandierungen in Italien den dort stehenden Truppen gewidmet. Diese besaßen im Gegensatz zu den Verbänden der Nordarmee einen weitaus fortgeschritteneren Ausbildungsgrad. Schon allein die teilweise Bewaffnung der in Venetien stehenden Verbände mit einem erst in Erprobung befindlichen Hinterladergewehr zeigte dies an. In dem Augenblick aber, da Benedek als Kommandierender in Italien die Früchte einer jahrelangen örtlichen Erfahrung und einer zielbewußten Tätigkeit hätte ernten können, berief man ihn ab und übergab einem Prinzen aus dem Kaiserhause den Oberbefehl über die in Italien stehende Armee. Erwägungen um das Habsburgische Prestige, das einen Erzherzog nicht einer möglichen Niederlage als Kommandierender im Norden aussetzen wollte, waren die Ursache. Vergebens verwahrte sich Benedek gegen die Übernahme der Verantwortung als Führer der Nordarmee. Zuletzt bat er den Kaiser sogar persönlich um untergeordnetes Kommando in Italien. Vergebens! Obwohl

Benedek der Majestät zu bedenken gab, daß er auf Grund seiner unzureichenden Kenntnis der Verhältnisse im Norden weder die Lage beherrschen noch sich gegen die schon jetzt bemerkbare Widersetzlichkeit einiger Unterführer gegen die Anerkennung seiner Autorität noch rasch genug werde durchsetzen können, befahl der Kaiser, an Benedeks Soldatenehre appellierend, ihm, sich sofort nach Böhmen zu begeben.
Dabei war die Armee, über die Benedek jetzt unter so ungünstigen Voraussetzungen den Oberbefehl übernahm, von einem hervorragenden Geiste beseelt.
Der große Nachteil jedoch, in dem sie sich gegenüber dem Heere König Wilhelms I. befand, war ihre Unterlegenheit in der Bewaffnung. Geradeso wie man sich in den vorbereitenden Heeresreformen der Jahre vor 1859 noch immer nicht zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschließen konnte, hatte trotz aller neueren Anleitungen für den Felddienst eine durchgreifende Änderung der Kampftaktik noch nicht statt- [249] gefunden. Diese veraltete Kampfesweise wurde vor allem auf den Gebrauch des Vorderladers zurückgeführt. Dadurch war die österreichische Infanterie gezwungen, auch weiterhin das Schwergewicht ihrer Einsatzkraft nicht auf eine überlegene Feuerwirkung, sondern in die Anwendung der sogenannten Stoßtaktik zu verlegen. Diese Stoßtaktik bedeutete aber den Beweis höchsten persönlichen Mutes. Ihr entscheidender Faktor war nicht die Kugel, sondern das Bajonett.

Durchgehend gut bewaffnet und vorzüglich in der Ausbildung ihrer Bedienung war hingegen die Artillerie, die gegen Preußen ins Feld rückte. Die rechtzeitige Einführung gezogener Geschütze hatte die Bedeutung dieser Waffengattung gerade für den böhmischen Feldzug außerordentlich gehoben. Zu ihrer Überraschung sollten die Preußen bald feststellen, daß die Vorteile ihrer infanteristischen Bewaffnung noch lange nicht ausreichten, um die österreichische Artillerie zum Schweigen zu bringen, während die Infanterie bereits dezimiert zurückflutete. Auf einer ähnlich hohen Stufe der Ausbildung befand sich die österreichische Kavallerie.

Politische Rücksichten waren maßgebend, daß Benedek sein Aufmarschgebiet nicht an die Elbe und nach Sachsen verlegte. Schon am 20. Juni rückte der rechte Flügel und das Zentrum der preußischen Hauptmacht in Sachsen ein und besetzte es. Die kleine, aber im Rufe außerordentlicher Leistungsfähigkeit stehende Armee des Kronprinzen Albert von Sachsen zog sich vor ihnen nach Böhmen zurück und trachtete sich dort mit dem aus Mähren heranmarschierenden Benedek zu vereinigen. Moltke, als Chef des Generalstabes König Wilhelms I., hatte seine Streitkräfte in drei Armeen geteilt. Den linken Flügel bildete die bei Neiße zusammengezogene 2. Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Die 1. Armee bildete das preußische Zentrum und rückte unter dem Prinzen Friedrich Karl von Görlitz aus gegen die böhmische Grenze. Die 3. Armee führte General Herwarth von Bittenfeld als rechten preußischen Flügel über Torgau heran. Der Gedanke, der Moltkes

Plan zugrunde lag, sah die Durchführung eines konzentrischen Aufmarsches der drei Armeen und deren spätere Vereinigung an einem sich erst ergebenden Punkt in Böhmen vor, der etwa bei Gitschin oder an einer anderen Stelle an der unteren Elbe anzunehmen war.

Die Langsamkeit des österreichischen Aufmarsches entwand Benedek die Möglichkeit der Ausnützung der inneren Linie. So verwickelte der zu spät erfolgende Anmarsch der österreichischen Hauptarmee wohl die einzeln vorgeschobenen Korps in verlustreiche Kämpfe mit den andrängenden preußischen Armeen, er unterband aber die Möglichkeit für Benedek, sich auf jede einzelne dieser preußischen Armeen mit der Haupt- [250] macht zu werfen. Als er dann endlich zu einem Hauptschlage ausholen wollte, stand ihm schon die vereinigte Macht des Gegners gegenüber.

Schon am 22. und 23. Juni operierten die Armeen des Prinzen Friedrich Karl und General Herwarths auf österreichischem Boden. Nur der Kronprinz hatte erhebliche Schwierigkeiten im Gebirge zu überwinden und folgte erst am 26. und 27. Juni. Und nun wurde fast täglich an allen preußischen Anmarschstraßen gekämpft. Bereits der erste Versuch des Korps Clam-Gallas und der Sachsen, die Isarlinie gegen die 1. und 3. preußische Armee zu halten, mißlang nach den blutigen Gefechten bei Podol, Turnau und Münchengraetz. Clam-Gallas und der sächsische Kronprinz zogen sich jetzt auf Gitschin zurück. Doch auch der Versuch, sich bei dieser Stadt zu behaupten, endete nach einem erbitterten Kampf mit dem Verlust dieses Platzes. Inzwischen hatte auch die Armee des preußischen Kronprinzen die Pässe des Riesen- und Heuscheuergebirges überstiegen. Erst bei Trautenau stieß ihr rechter Flügel auf den alten Waffengefährten des dänischen Krieges, auf Gablenz. Nach schwerem Kampfe und trotz der Unterlegenheit der Handfeuerwaffen warfen die Österreicher die Truppen des preußischen Generals Bonin hier wieder bis zur Grenze zurück. Doch schon am nächsten Tage mußte der so blutig errungene Augenblickserfolg wieder aufgegeben werden. Das preußische Gardekorps zwang den sich verzweifelt wehrenden Gablenz von neuem zum Rückzug.

Am gleichen Tage verlor das Korps Ramming, das ebenfalls zu spät dem linken Flügel der 1. preußischen Armee unter Steinmetz den Anmarsch über die Pässe streitig machen wollte, das Gefecht bei Nachod. Am 28. und 29. Juni erfolgte dann der Zusammenprall der vereinigten Korps Ramming und Erzherzog Leopold mit den Truppen Steinmetz' bei Skalitz. Trotz der hervorragenden Haltung der Truppen und der Bravour der österreichischen Kavallerie endete der Kampf mit dem Abmarsch der Österreicher auf Josefstadt. Steinmetz wandte sich jetzt gegen Festetics und schlug ihn bei Schweinschädel. Durch diesen Sieg wurde die Elblinie für die Armee des Kronprinzen frei gemacht und seine Vereinigung mit den beiden anderen preußischen Armeen gesichert.

Diese Kämpfe hatten die bisher ins Gefecht getretenen österreichischen Korps bereits aufs schwerste erschüttert. Die Unzulänglichkeit der Bewaffnung zeitigte bei den im Feuer gewesenen Truppen ein Gefühl der Ohnmacht, das sich in einer heftigen Erbitterung über die nutzlose Opferung tausender tapferer Kameraden mehr und mehr Luft machte. Dennoch waren die Truppen noch keineswegs entmutigt. Um so verhängnisvoller wirkte sich dafür ein jetzt immer deutlicher sich bemerkbar machender Mangel einer klaren und straffen Befehlsführung durch das Ober- [251] kommando und das Fehlen einer aufeinander eingespielten Zusammenarbeit zwischen den Korpskommandanten und dem Hauptquartier auf den Fortlauf der Operationen aus.

[244] Feldzeugmeister von Benedek,
der nach dem nichtverschuldeten unglücklichen Ausgang der Schlacht von Königgrätz zur Verantwortung gezogen wurde.
(Historischer Bilderdienst, Berlin)

Noch bevor sich Benedek zu einer Entscheidungsschlacht entschloß, sandte er ein Telegramm an den Kaiser nach Wien, in welchem er, von düsteren Ahnungen erfüllt, auf die Gefahr einer Katastrophe für die Armee hinwies. Ja,

er bat den Kaiser sogar, unbedingt Frieden zu schließen. Allein dieses Telegramm läßt auf die verhängnisvolle Unsicherheit schließen, die den sonst so tapferen und tatkräftigen General angesichts der unterlegenen Bewaffnung seiner Truppen und der Uneinheitlichkeit zwischen seinen Auffassungen und denjenigen der Unterführer erfüllte. In der Hoffnung, die ihm gegenüberstehenden zwei schwächeren Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarths, bei denen jetzt auch König Wilhelm I. eingetroffen war, noch vor Eintreffen der Kronprinzenarmee zu schlagen, entschied er sich, zuletzt wieder umgestimmt, doch noch zur Annahme des Kampfes.

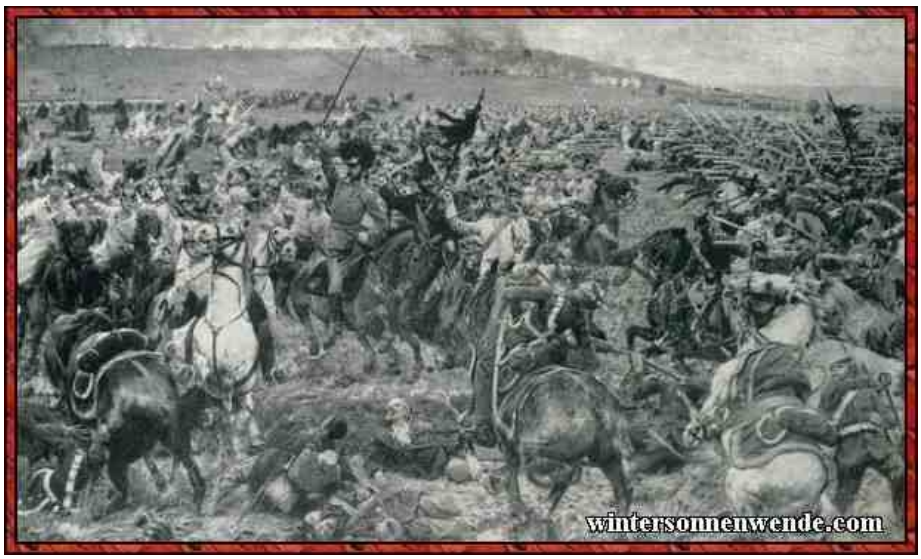
Am Morgen des 3. Juli 1866 begann dieser blutigste Kampf des 19. Jahrhunderts, die Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa. Ein beinahe zwei Stunden währender Artilleriekampf eröffnete den furchtbaren Waffengang. Gegen 7.30 Uhr griffen dann die 1. preußische Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee Herwarths die Österreicher von Westen und Südwesten her an. Der erste wütende Kampf entspann sich um den Ort Sadowa an der Bistritz. Nur mit allergrößter Anstrengung konnten sich die Preußen hier gegen die Gegenstöße der Österreicher behaupten. Nicht minder hartnäckig setzten sich die Weißröcke gegen die Truppen Herwarths zur Wehr, als dieser die Bistritz zu überschreiten versuchte. Nur unter der allergrößten Aufopferung seiner Truppen vermochte Herwarth schließlich die Forcierung des Baches doch zu erzwingen, und nun spielte sich um die Dörfer Prim und Problus ein erneutes erbittertes Ringen ab. Am blutigsten ging es jedoch im Nordwesten in dem Walde bei Swiep und Hola her, der mehrmals seinen Besitzer wechselte.

Die Entscheidung stand auf des Messers Schneide. Mit beispielloser Bravour hatten sich die eingesetzten österreichischen Regimenter gegen die Mittagszeit überall Luft gemacht. Prinz Friedrich Karl mußte jetzt bereits seine letzten Reserven vorziehen, um sich gegen die mit immer größerer Wucht vorgetragenen Angriffe zu behaupten. Da wurde Benedek plötzlich das Herannahen der Vortruppen Kronprinz Friedrich Wilhelms im Norden gemeldet. Sofort ließ Benedek jetzt die in Reserve stehenden Korps Thun und Festetics einschwenken. Ein Teil dieser Korps hatte sich aber gegen den ausdrücklichen Befehl Benedeks in die [252] Kämpfe mit der 1. preußischen Armee mit hineinreißen lassen. Lange Zeit über die Entfernung und Richtung des anmarschierenden Kronprinzen im unklaren, gelang es ihnen jetzt nicht mehr, die anbefohlene Verteidigungsstellung rechtzeitig einzunehmen. Sie wurden trotz eines letzten Versuches Benedeks, das preußische Zentrum zu sprengen, überrannt. Als jetzt die preußische Gardedivision unter General Hiller eine Lücke in der österreichischen Aufstellung östlich des Swiepwaldes erspähend die Höhen von Chlum angriff, gelang ihr gegen 3 Uhr nachmittags die Sprengung der österreichischen Schlachtfront. Das Ringen, das sich nach der Wegnahme Chlums jetzt mit erneuter Heftigkeit entspann, galt in Wirklichkeit nur mehr der Deckung des österreichischen Rückzuges. Doch

gerade während dieser Kämpfe schlugen sich die österreichischen Soldaten neuerlich mit außerordentlicher Tapferkeit.

[263] Bis zum letzten Geschütz. Episode aus der Schlacht bei Chlum (Königgrätz). Österreichische Artillerie bei Königgrätz.
Nach einem Gemälde von Rudolf von Ottenfeld.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Um 4 Uhr nachmittags gaben die Österreicher dann den Kampf auf. Ein großartig angesetzter Kavallerieangriff mußte jetzt den weiteren Rückzug sichern. Geführt von Windisch-Grätz, ermöglichten die sich ebenfalls opfernden Reiter der Armee die Lösung vom Feinde. Wer aber bis zuletzt standhielt und ungeachtet der auf sie eindringenden preußischen Infanterie buchstäblich bis zum Tode des letzten Kanoniers ihre Kartätschen verschoß, das war die österreichische Artillerie. Im weiten Bogen auffahrend, ihre Gespanne und schweren Kanonen rücksichtslos über die in den zahlreichen Hohlwegen liegenden Schwerverwundeten jagend, setzte vor allem die Armee-Geschützreserve dem nachdrängenden Gegner einen langen, nicht überwindbaren Feuerwall entgegen. Allen voran opferte sich die "Batterie der Toten" des Steiermärkers Hauptmann von der Groeben. "Als wir über das Schlachtfeld ritten", setzt Moltke dieser Batterie in seinen Denkwürdigkeiten selbst ein unvergängliches Denkmal, "fanden wir noch Teile jener großen Batterie - der österreichischen Armee-Geschützreserve -, welche so lange unser Vordringen verhindert hatte, aber Pferde und Mannschaften lagen neben den zertrümmerten Geschützen hingestreckt. Die treffliche österreichische Artillerie, welche bis zum letzten Augenblicke standhielt, hatte den Abzug ihrer Infanterie verschleiert."



[246] Österreichische Kavallerie attackiert preußische Dragoner in der Schlacht bei Königgrätz, 3. Juli 1866. Nach einem Gemälde von Wenzel Sochor. (Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Der Rückzug der österreichischen Armeen wandelte sich jetzt jedoch immer mehr zur regellosen Flucht. Obwohl die Preußen infolge ihrer eigenen großen Erschöpfung nicht nachdrängten, strömten die Verbände in einer sich von Stunde zu Stunde steigernden Unordnung nach den Festungen Königgrätz und Josefstadt. Erst allmählich brachte Benedek wieder Ordnung in das Durcheinander. Während die Preußen, ohne sich um die in ihrem Rücken verbleibenden Festungen zu kümmern, wieder in getrennten Heersäulen auf die Donau zu marschieren und zu- [253] letzt auch Olmütz unbeachtet ließen, zog sich der österreichische Oberbefehlshaber nach zwei weiteren verlustreichen Gefechten bei Dub und Tobitschau gegen Ungarn zurück. Ein kaiserliches Telegramm enthob ihn jetzt von seinem Posten und setzte den Sieger von Custozza, Erzherzog Albrecht, an seine Stelle.

Dieser hatte, während sich die große Tragödie der österreichischen Nordarmee vollzog, mit der in Italien stehenden Armee erfolgreich gekämpft. Da die italienische Herresleitung die Vorschläge Moltkes über ein gemeinsames Vorgehen im Sinne der alten napoleonischen Feldzüge mit der Richtung auf Wien nicht einhielt und ihre Kräfte zersplitterte, glückte den Österreichern ein vernichtender Schlag gegen die feindliche Hauptarmee bei Custozza. Der Bajonettsturm des Kärntner Infanterieregiments Nr. 7 auf den dominierenden Monte Croce entschied nach zwölfstündigem, heißem Ringen die Schlacht.

[245] Vormarsch österreichischer Infanterie auf dem Monte Belvedere bei Custozza, 21. Juni 1866.
Nach einem Gemälde im Wiener Heeresmuseum.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Wenige Wochen später traf die junge italienische Wehrmacht neuerdings ein furchtbarer Schlag. Geführt von dem Konteradmiral Wilhelm von Tegetthoff, griff die kleine österreichische Flotte die die befestigte Insel Lissa bombardierenden feindlichen Seestreitkräfte an. Nach einem dramatischen Kampf wurde der italienische Flottenchef gezwungen, unter schweren Verlusten den Kampf abzubrechen.

Die Südarmee wurde inzwischen mit der neuerbauten Semmeringbahn eilig nach Norden geworfen. Durch Vereinigung mit einem Teil der um Wien zurückgebliebenen Truppen der Nordarmee raffte Erzherzog Albrecht jetzt in aller Eile nochmals 160 000 Mann zusammen. Gestützt auf das linke Donauufer und im Umkreis der Hauptstadt rasch aufgeworfene Schanzen, erwartete er den Anmarsch des Gegners. Da griff Bismarck ein und hemmte die Fortführung weiterer militärischer Operationen. In der Absicht, Österreich nicht zu demütigen und sich in dem Gegner von heute einen Bundesgenossen für morgen zu sichern, wandte er sich auf das entschiedenste gegen die völlige Zertrümmerung des Habsburgerreiches. Noch während bei Blumenau die Salven miteinander in einen Kampf verwickelter preußischer und österreichischer Heeresteile krachten, begannen in dem Städtchen Nikolsburg die ersten Verhandlungen. Am 26. Juli 1866 beendigte der in der gleichen Stadt vereinbarte Friedensschluß den blutigen Bruderkampf. Österreich verlor außer Venetien keinen Streifen

Landes. Nur die Rechte auf Holstein verlor es. Selbst die Kriegsentschädigung in der Höhe von 40 Millionen Talern kam zur Hälfte auf Kosten des gemeinsamen Feldzuges gegen Dänemark in Abzug. Dafür schied das Österreich Habsburgs jedoch endgültig aus dem Deutschen Bunde aus. Die Niederlagen brachten außerdem die Einverleibung Hannovers, Kur- [254] hessens, Nassaus, Hessen-Homburgs und Frankfurts an den preußischen Staat, legten aber Bayern nur milde Bedingungen auf. Sachsen blieb unversehrt. Außerdem stimmte Österreich der Schaffung eines Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung zu. Die tausendjährige Verbindung der österreichischen Lande mit Deutschland war damit für zweiundsiebzig Jahre gelöst. Habsburgs Machteinfluß aber wurde am Tage von Nikolsburg für alle Zeiten gebrochen. Der Bau, den Bismarck jetzt über dem Totenfeld von Sadowa errichtete, war zwar ein mächtiges, aber doch kleindeutsches Reich. Erst als ein Sohn der Ostmark über dem Reich der Siege von 1870/71 und des tragischen Zusammenbruches von 1918 in den März- und Oktobertagen des Jahres 1938 Großdeutschland errichtete, erlebte das Opfer der Toten von 1866 seinen bindenden und niemals mehr trennenden Sinn!

Fels im Chaos

Die Grenzpfähle, die erst 1866 und dann, nach der Gründung des Zweiten Reiches, 1871 zur nunmehrigen Unterscheidung von "Reichsdeutschen" und "Österreichern" inmitten des geschlossenen deutschen Siedlungsraumes in die ebenfalls uralte deutsche Erde gerammt wurden, glichen wirklichen Pfählen in dem lebendigen Fleische des Volkskörpers. Es schien, als breite sich von den Wunden, die durch sie diesem Volkskörper geschlagen worden waren, ein Krankheitsherd aus, der allmählich die Zufuhr frischen Blutes aus den Kraftquellen des Körpers unterband und die abgesonderten Glieder mehr und mehr dem Absterben nahebrachte. Und das während eines Zeitlaufes, da diese Glieder zur Abwehr von Gefahren, die gegen den ganzen Volkskörper herandrängten, gerade das ganze volle Ausmaß einer ständigen Blutzufuhr notwendig hatten. Vermochten doch die Deutschen Österreichs von dem Tage ab, da ihre enge politische Verbindung mit dem Deutschen Reiche nicht mehr bestand, sogar ihrer Mittlerrolle zwischen der Nation und den Völkern des Südostraumes nicht mehr vollauf gerecht zu werden. Über die Tatsache konnte auch die später erfolgende Schaffung des Zweibundes mit ihrer Festigung des "freundschaftlich nachbarlichen Verhältnisses" und den vielen schönen Worten von der Nibelungentreue und den sich auch weiterhin gleichbleibenden Aufgaben des "Brudervolkes" in Österreich nicht hinwegtäuschen. Das sich seit 1866 von Jahr zu Jahr steigernde Erwachen der anderen Völker innerhalb [255] des Habsburgerstaates zwang die in Österreich verbliebenen Deutschen jetzt selbst zur Abwehr und zur Verteidigung ihres im Rücken vom großen Volkskörper abgetrennten und an den Außenfronten von allen Seiten immer enger geschnürten Lebensraumes. Allein auf sich selbst gestellt, hatten sie wohl als "zuverläßlichstes Staatsvolk" alle Verpflichtungen und Belastungen treuer Untertanen im weitesten Ausmaße zu tragen, fanden aber keine Unterstützung in der Sicherung ihrer eigenen völkischen Interessen, besonders dann, wenn das ewige Ausgleichsspiel zwischen den Völkern zum Nutzen des Habsburgerstaates die Vertreter eines anderen Volkes zeitweilig zu Trägern der Staatsidee machte.

"Ausgleich" war nach 1866 überhaupt die neue Parole, von der sich das Haus Österreich eine endliche Stabilisierung des Nationalitätenproblems im Sinne seiner Hausmacht versprach. Da die Lockerung der Zügel nach der absolutistischen Regierungsperiode Schwarzenbergs nur ein neuerliches Aufbäumen der niedergehaltenen nationalen Leidenschaften gebracht hatte, versuchte man es jetzt mit einer Art Sättigung des Begehrlichsten unter den Unzufriedenen im Völkerreiche. Diese Sättigung war der sogenannte "Ausgleich" vom Jahre 1867. Aus der Not geboren - hatte doch Bismarck durch eine Verständigung mit den Magyaren diesen und nicht den Deutschen Österreichs auch für die Zukunft die Rolle einer Art von Gendarmen zur

Verhinderung reichsfeindlicher Strömungen am Wiener Ballhausplatze zugedacht - kam 1867 durch den von Kaiser Franz Josef berufenen österreichischen Reichsrat der "Ausgleich" mit den Magyaren zustande. Dieser Ausgleich brachte eine grundlegende Veränderung der Verfassung des Habsburgerstaates. Das Kaisertum Österreich wurde von nun ab in zwei durch das Flüßchen Leitha voneinander geschiedene Reichshälften geteilt. Als "im Reichsrate vertretene Königreiche und Länder" hatte der österreichisch verbliebene Teil mit den "Ländern der ungarischen Krone" nur mehr den Herrscher, die Vertretung der außenpolitischen Interessen, die Verwaltung der Finanzen und das Heer gemeinsam. So entstand aus dem bisherigen Block des zentralistischen Österreichs die dualistische Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. "Österreicher" waren von nun ab Deutsche, Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen, Slowenen, Italiener und Ladiner, "Ungarn" aber Magyaren, Slowaken, Kroaten und Serben, zu welchen noch die Angehörigen der deutschen Volksgruppen in den Ländern der ungarischen Krone hinzuzurechnen waren. Die wirklichen großen Gewinner dieses Ausgleiches waren in erster Linie die 8 Millionen Magyaren. Brachte ihnen doch die Zuerkennung der staatlichen Eigenständigkeit die volle Souveränität [256] über 3,5 Millionen Rumänen, 2 Millionen Slowaken, 500 000 Serben und 2,5 Millionen Kroaten. Geeint in einem unnachgiebigen Nationalgefühl, verstanden sie es von nun ab, nicht nur die anderen Völker der ungarischen Reichshälfte mit härtesten Mitteln niederzuhalten, sondern sie trieben als gleichberechtigter Partner der österreichischen Reichshälfte jetzt eine Forderung nach der anderen im eigenen, aber keineswegs im Interesse des Gesamtstaates ein. In der österreichischen Reichshälfte hingegen herrschte machtpolitisch das Chaos. Dem geschlossenen Magyarentum standen hier einmal die Deutschen, dann wieder die Polen, zeitläufig sogar die Tschechen als Vertreter Österreichs gegenüber. Daß sich die Slawen dieser Reichshälfte, die sich natürlich mit den Slawen der ungarischen Länder im Kampfe gegen das Magyarentum verbanden, nicht als Verfechter des Habsburgischen Machtgedankens, sondern als Vorkämpfer ihrer eigenen Freiheit betrachteten, lag auf der Hand. Diese Freiheit war ursprünglich noch als eine Art Autonomierecht ohne Sprengung des österreichischen Staatsgedankens gedacht. Das wirkliche Ziel einer Selbständigkeit der slawischen Staaten brachte erst die letzte Entwicklung vor und zum Teil sogar noch während des Weltkrieges, nicht zuletzt als Folge der rücksichtslosen Politik der Magyaren gegen die unter ihrer Herrschaft verbliebenen und ihrem Hoheitsgebiet benachbarten Südslawen.

Vom Stande des Deutschtums aus betrachtet, erwuchsen diesem aus den Autonomie- und Selbständigkeitsbestrebungen der mit ihm in dem gleichen Staatsverbande zusammenlebenden Völker Gefahren. Die Tschechen verfochten seit der Erweckung ihres Nationalbewußtseins im Achtundvierzigerjahr den Gedanken des tschechischen Großstaates als Vorposten des panslawistischen Blockes, der den Umfang der späteren

Benesch-Tschechoslowakei erreichen und damit 3,5 Millionen Deutsche aus ihrem Siedlungsgebiet abdrängen sollte.

Die Südslawen, unter sich durch Sprache, Kultur, Schrift und Religion selbst noch uneins, erhielten ihren Auftrieb zur Verfechtung eines gemeinsamen südslawischen Einigungsgedankens einmal durch den Abwehrkampf gegen das Magyarentum, andererseits ebenfalls durch das Vorantragen des von Rußland entrollten panslawistischen Banners. Erst noch für Habsburg als Vollstrecker seiner Staatsautorität gegen die Magyaren vereint, trennten sich Serben und Kroaten dann aber seit dem Aufkommen des großserbischen Gedankens. Als Träger einer höheren Kultur und einer bewährten soldatischen Tradition lehnten die Kroaten eine serbische Bevormundung ab und hofften, besonders seit der Einflußnahme des späteren Thronfolgers Franz Ferdinand auf die Gestaltung der Innenpolitik, eine Sonderstellung als drittes "Staats- [257] volk" neben den Deutschen und Magyaren zu erhalten. Erst die völlige Uferlosigkeit der von Karl von Habsburg eingeschlagenen Politik in den letzten Entscheidungsjahren des Weltkrieges brachte das endgültige Umschwenken der kroatischen Volksführer in die Reihen der durch die Serben und Slowenen vertretenen südslawischen Staatsgegner. Die Slowenen aber waren die gefährlichsten Gegner des Deutschtums. Rings um die Sprachinsel der Gotschee, dann an den Randgebieten der südlichen Steiermark und Kärntens siedelnd, breitete sich ihr Volkstum mit großer Schnelligkeit aus. Fruchtbar, arbeitsam und intelligent verstanden sie es nicht nur, sich immer tiefer in das deutsche Siedlungsgebiet vorzuschieben, sondern sie bildeten gleichsam auch eine Art Kitt, der die Gegensätze zwischen den Serben und Kroaten überbrückte. Im Gegensatz zu den Kroaten und Serben war ihre politische Haltung scharf gegen das Deutschtum ausgerichtet. Es bestand kein Zweifel, daß sie bei der Verwirklichung der südslawischen Einigungsidee ihre Hand nach deutschem Volksboden ausstrecken würden.

Magyaren also, Tschechen und ein gewichtiger Teil der Südslawen reichten sich bei aller sonstigen Gegnerschaft in ihren Absichten zur Vernichtung des Deutschtums getreulich die Hände. Da in Galizien eine deutsche Frage im Kampf zwischen den Polen und Ruthenen nicht in den Vordergrund trat, die Rumänen Siebenbürgens aber, selber noch über ihre Zukunft im unklaren, sich mit den benachbarten Siebenbürger Sachsen im Widerstande gegen die Magyaren verbanden, mußten die Deutschen in den drei genannten Völkern ihre Hauptgegner sehen. Auch die immer wieder zutage tretende Absicht Italiens, seine Staatsgrenze bis auf den Brenner vorzuschieben, brachte auch dem tausendjährigen Deutschtum Tirols ernste Gefahren.

Dennoch verzichtete ein großer Teil des Deutschtums noch durch viele Jahre hindurch auf eine entschlossene Abwehr der seinem Volkstum drohenden Gefahren. Im Gegenteil, es schien tatsächlich, als ob die seit 1816 erfolgte

Abschnürung vom großen Volkskörper jenes langsame Absterben seiner Glieder vorwärtstrieb, das in der Bereitschaft bestimmter Kreise der Deutschen, auf die übrigen Völker im Sinne einer staatsbejahenden Haltung einzuwirken, seinen tragischen Ausdruck fand. Bis dann der systematische Vernichtungskampf gegen alles Deutsche, der hauptsächlich von den Tschechen ausging und der in Ministern vom Schlage eines Hohenwart und Taaffe noch überdies wohlwollende Förderer fand, endlich doch eine Abwehrfront bei den Deutschen aufrichtete. Allerdings hafteten dieser Front bereits die Spaltpilze römische Kirche, Liberalismus und Sozialdemokratie an. Gerade die römische Kirche machte sich in der protschechischen Haltung der deutschen Klerikalen zum [258] böhmischen Wahlgesetz zur ausgesprochenen Verräterin an der deutschen Sache. Die Aufhebung der deutschen Amtssprache, jener weitschauenden Einrichtung Maria Theresias, die Abtrennung einer tschechischen Universität von der uralten deutschen Alma mater Prags, das Verschwinden der deutschen Inschriften von den Ämtern, Kommunalverwaltungen, Schulen und Straßenschildern zwangen aber wenigstens die volksbewußten Kreise der Deutschen zum Widerstand. Ein leuchtendes Vorbild in diesem Kampfe war Georg von Schönerer mit seinen Forderungen des Linzer Programmes. Aufbauend auf den völkischen Grundsatz der Schaffung eines gesunden Bauern- und Gewerbestandes, forderte er eine grundlegende Änderung in der Verfassung und sagte der Regierung, vor allem aber auch den judendurchseuchten Liberalen schärfsten Kampf an. Zuletzt brachte aber die berüchtigte Sprachenverordnung des Polen Badeni doch eine gemeinsame Haltung der Deutschen zustande. Als bekannt wurde, daß Minister Badeni, um tschechische Stimmen für den ungarischen Ausgleich zu gewinnen, neuerliche Sprachenverordnungen für Böhmen erlassen hatte, die für sämtliche nichtmilitärische Behörden auch in rein deutschen Gebieten die Doppelsprachigkeit anordneten, ging das deutsche Volk auf die Straße. In allen Städten des deutschen Siedlungsgebietes kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen dem Volke und den Behörden. Auch die deutschen Abgeordneten legten die Tätigkeit des Reichsrates lahm. Erst als Blut floß und slawische Truppen auf Deutsche schossen, griff Franz Josef ein und enthob Badeni von seinem Posten. Ausschreitungen der Tschechen waren daraufhin die Antwort. Als jetzt auch die Sprachenverordnungen Badenis aufgehoben wurden, rotteten sich in Böhmen und Mähren die Tschechen zu Gewalttaten gegen die Deutschen zusammen. Während Franz Josef den Volksvertretungen durch Auflösung des Parlaments jede Möglichkeit weiterer "nationaler Obstruktionen" entzog, verweigerten tschechische Reservisten bei den Kontrollversammlungen zum ersten Male die Meldung in deutscher Sprache. Ungeschminkt erhob tschechischer Meuterergeist jetzt öffentlich das Haupt. Diejenigen, die soeben erst als slawische Soldaten auf Deutsche zum Schutze des Habsburgerstaates geschossen hatten, sagten dem einzigen bisher noch unberührt gebliebenen Bollwerk der Ordnung inmitten des Chaos, dem Heere, jetzt offen den Kampf

an.

Das Heer glich während all der 1866 folgenden Jahre tatsächlich einem Fels, das die Brandungen der politischen Sturmfluten, unermüdlich nach einem geeigneten Punkt zur Unterhöhlung suchend, umbrandeten. Auch für das Heer hatte das Entscheidungsjahr des deutschen Bruderkampfes endlich den längst notwendig gewordenen grundlegenden [259] und die ganze bisherige Wehrverfassung des Staates umwälzenden Neuaufbau gebracht. Aus der Niederlage von Königgrätz erwuchs dem im Ausgleich neu zusammengefügten Staatsgebilde endlich die allgemeine Wehrpflicht. Sie wurde erst im Dezember 1866 vom Kaiser Franz Josef dekretiert und zwei Jahre später, nach Überwindung bedeutsamer durch die politischen Wehrausschüsse in Wien und Budapest erhobenen Schwierigkeiten, auch zum Gesetz erhoben. Doch schon in ihrer äußeren Konstruktion glich diese Wehrverfassung einem Spiegelbilde des innerstaatlichen Zwiespaltes. Es wurden drei selbständige Körper gebildet. Das dem Schutze beider Reichshälften zur Verfügung stehende gemeinsame kaiserlich und königliche (k. u. k.) Heer und die k. u. k. Kriegsmarine, die kaiserlich-königliche (k. k.) österreichische Landwehr und die königlich-ungarische Honved (Landwehr). Die Landwehren gehörten somit zu den stehenden Heereskörpern, unterschieden sich jedoch von der k. u. k. Armee dadurch, daß ihre ursprüngliche Aufgabe nur im Schutze der Grenze der eigenen Reichshälfte bestand. Diese die Wehrkraft des Völkerreiches immerhin einigende Bestimmung fiel erst im Jahre einer zeitweisen Annäherung der Regierung an die Deutschen, 1893. Ursache der Dreiteilung des Heeres in die gemeinsame Armee, die österreichische Landwehr und ungarische Honved, war lediglich die Obstruktion der Magyaren. Unentwegt hielten sie an dem 1848/49 so blutig verwirklichten Gedanken eines ungarischen Nationalheeres fest. "Die gemeinsame Armee mit deutscher Kommandosprache, die den Einheitsgedanken verkörperte, sahen sie zunächst noch als notwendiges Übel an. Eine ungarische Landwehr, die, von der Armee getrennt und dem Reichskriegsministerium nicht unterstellt, die Tradition des alten Landesaufgebotes, die Insurrektion, glanzvoll pflegte, entsprach ihren nationalen Hoffnungen, machte freilich gerechterweise auch eine österreichische Landwehr nötig." (G. Nitsche.) Es sprach immerhin für das Geschick der mit der Organisation der neuen Wehrmacht betrauten Männer wie Erzherzog Albrecht, den beiden Kriegsministern Freiherr von John und Feldzeugmeister Freiherr von Kuhn sowie dem Leiter der Abteilung für Heeresorganisation Freiherr von Horst, daß sie es einerseits verstanden, den Magyaren durch Ernennung der ehemaligen Revolutionsgenerale Klapka, Vetter und Percgel zu Honveddistriktskommandanten entgegenzukommen und andererseits in besonderer Heranziehung des alpenländischen deutschen Elementes zum Landwehrdienst ein bewährtes Fundament der österreichischen Wehrkraft zu schaffen.

Die Honved wurde unter Einbeziehung der nunmehr gänzlich der Auflösung verfallenden Grenzverbände in 28 Infanterie- und 10 Husarenregimenter gegliedert. Zu den Truppenteilen dieser ungarischen [260] Landwehr mit ungarischer Kommandosprache gehörten aber jetzt ebenso deutsche (westungarische, siebenbürgisch-sächsische) wie kroatische, serbische, slowakische, karpatoukrainische und rumänische Verbände. Es konnte sich daher jenes, von Otto Gallian in seinem Büchlein Der österreichisch-ungarische Soldat im Weltkrieg als so bezeichnend geschilderte Bild ergeben, daß z. B. auf dem Exerzierplatz einer westungarischen Stadt ein aus magyarischen Mannschaften bestehendes Infanterieregiment des gemeinsamen Heeres unter deutscher Kommandosprache exerzierte, während ein daneben aufmarschierendes, aus deutschen Burgenländern bestehendes ungarisches Honvedbataillon mit magyarischen Kommandoworten ausgebildet wurde. Aus der Schilderung dieser Zusammensetzung der "ungarischen" Honved mag es vielleicht manchem Kriegsteilnehmer aus dem Altreich erklärlich erscheinen, warum auch Verbände der sonst so zuverlässigen ungarischen Honved - gerade während der russischen Einbruchsschlachten des Sommers 1917 - verschiedentlich versagten. Diese "Ungarn" waren eben keine Magyaren, sondern Rumänen, Karpatoukrainer, Serben oder Hannaken.

Für den Ausbau der Honved bewilligte die Volksvertretung in Budapest ungeschmälert die eingebrachten Etatsvorlagen. Der magyarische Nationalstolz schmiedete damit seiner ungarischen Landwehr bedeutsamer und vollkommener die Waffe, als er dies für das gemeinsame Heer zu tun bereit war. In der österreichischen Reichshälfte hingegen hing die Bewilligung des Landwehretats überhaupt vom guten Willen der Polen, Ruthenen, Tschechen und Italiener ab. Es war also kein Wunder, daß die eigentliche Stärke der österreichischen Landwehr hauptsächlich in der Wehrkraft des Deutschtumes wurzelte. Erst nur in Bataillonen formiert, wuchs sie, allerdings in engster Anlehnung an das gemeinsame Heer, aber dennoch unter vielfacher Berücksichtigung althergebrachter Wehreinrichtungen in den Ländern zu Regimentern heran. In ihrer Ausbildung und Verwendung dem gemeinsamen Heere durchaus gleichwertig, wurden 36 Landwehrregimenter geschaffen, die erst in der zweiten Hälfte des Weltkrieges in Schützen umbenannt wurden. Tirol aber, dessen Wehrverfassung noch immer besondere Berücksichtigung verlangte, stellte drei der besten Regimenter des österreichischen Heeres, die Tiroler Landesschützenregimenter als alpine Spezialtruppe und eine Division berittener Landesschützen auf. Landesschützen zu Fuß und zu Pferd gab es ebenfalls in Dalmatien. Die Kavallerie formierte außerdem 6 Landwehr-Ulanenregimenter in den übrigen österreichischen Kronländern, deren Mannschaften jedoch hauptsächlich aus Polen bestanden. Der Gesamtstand der k. k. Landwehr betrug 1892 10 000 Mann, der der Honved 12 500 Mann. (Nach [261] G. Nitsche.) Das gemeinsame Heer gliederte sich in der Hauptsache in 102

Heeresinfanterieregimenter, 4 Regimenter der Tiroler Kaiserjäger, 22 Feldjägerbataillone, dann nach 1878, vier bosnisch-herzegowinische Infanterieregimenter, 15 Dragoner-, 16 Husaren- und 12 Ulanenregimenter. Die Artillerie entwickelte sich bis 1894 zu 14 Feldartillerie-, 42 Divisionsartillerie- und mehreren in der Zahl wechselnden Gebirgsartillerieregimentern. Außerdem gab es noch 6 Festungsartillerieregimenter und 3 selbständige Festungsartilleriebataillone. Von den technischen Truppen seien nur die im Weltkriege hervorragend bewährten 15 Pionier- und Sappeurbataillone, das Eisenbahn- und Telegrafenregiment genannt. Der Gesamtstand der gemeinsamen k. u. k. Armee betrug 1892 103 100 Mann. Die Korpseinteilung blieb dieselbe wie 1859. Sie wurde lediglich nach der Annexion Bosniens durch die Errichtung eines 15. Korpskommandos in Sarajewo und ein gleiches besonderes Kommando für Dalmatien erhöht. An der Spitze der österreichischen Landwehr stand das Landwehroberkommando in Wien, das dem Landesverteidigungsministerium unterstellt wurde. In Budapest bildete das Honvedministerium und Honvedoberkommando die oberste Landwehrbehörde. Höchste Instanz des gemeinsamen Heeres blieb das Wiener Kriegsministerium.

Der wehrpflichtige österreichisch-ungarische Staatsbürger wurde nach dem neuen Wehrgesetz erst 3, dann 2 Jahre zur Dienstleistung bei der Fahne herangezogen. Nach Ablauf der aktiven Dienstzeit stand er erst 7, dann später 10 Jahre in der Reserve. Wehrpflichtige, die auf Grund besonderer Bestimmungen für einzelne Berufszweige oder Mindertauglichkeit vom aktiven Dienst freigingen, gehörten der sogenannten Ersatzreserve an. Für die Landwehr bestand eine Präsenzpflicht von 2 Jahren. Außerdem gehörten ihrem Ergänzungsstand sämtliche Reservisten des gemeinsamen Heeres für 2 Jahre an, deren zehnjährige Wehrpflicht abgelaufen war. Auch die Reservisten der Landwehr blieben durch 10 Jahre im Wehrpflichtverhältnis zum stehenden Heere. Neu war die Einführung des Landsturmes in beiden Reichshälften, "durch ein entsprechendes in beiden Reichshälften 1886 beschlossenes Gesetz".

Landsturmpflichtig waren alle wehrfähigen Staatsbürger vom 19. bis zum 42. Lebensjahre, die in keinem Dienstpflichtverhältnis zum gemeinsamen Heere oder den Landwehren standen. (Sämtliche Angaben nach G. Nitsche.) Für Tirol, Vorarlberg und Kärnten bestand außerdem noch die Wehrverpflichtung aller wehrfähigen Stand- (vom Schießstand) schützen, die im Alter vom 16. bis zum 55. Lebensjahre in die Stammrollen der Schießstände eingetragen und die ebenfalls, wie die Land- [262] stürmer, nicht zu Dienstleistungen bei anderen Truppenkörpern bestimmt waren. Gerade der österreichische und ungarische Landsturm sollte sich im Weltkriege hervorragend bewähren. Zur Ergänzung der Abgänge bei der im Felde stehenden Armee eingesetzt, haben die Landstürmer des Volksheeres nicht allein bei Heeres- und

Landwehrverbänden, sondern vor allem als selbständige Bataillone, bei denen sich durch die Heraufsetzung des Landsturmpflichtalters während des Weltkrieges oft 46- und 50jährige Männer befanden, ganze Frontabschnitte heldenmütig gehalten und sind während der Offensiven mit vormarschiert. Ostgalizien, die Bukowina, die Karpaten, Tirol, Kärnten, der Isonzo, Siebenbürgen, Bosnien und Süddalmatien, auf allen diesen Kriegsschauplätzen hat sich der Landsturm ebenso verblutet wie die Verbände der Landwehren und des gemeinsamen Heeres.

Inmitten der sich von Jahr zu Jahr steigernden innerpolitischen Wirrnisse hatte das Heer somit den allein schon organisatorisch an jedermann höchste Anforderungen stellenden Übergang vom "stehenden" Heere zur Völkerarmee zu vollziehen. Daß es seiner inneren Haltung nach trotz der Schaffung dreier getrennter Wehrmachtskörper, von denen einer als Zugeständnis an die Gegner des Staatsgedankens zu betrachten und ein zweiter einem politischen wie militärischen Gegengewicht gleichkam, jetzt noch keine Zersetzungserscheinungen aufwies, sprach für die schier unerschöpfliche Kraft des seinem Soldatentum innewohnenden Geistes. Nicht zu Unrecht haben viele der besten österreichischen Soldaten die Armee der Jahrzehnte von 1866 bis 1914 als die "große Schweigerin" bezeichnet. Diese Schweigerin war sie wirklich. Nicht allein deshalb, weil es nicht Soldatenart war, über die Unsumme an harter aufopfernder Arbeit viel Aufhebens zu machen, die angewandt werden mußte, um Soldaten von 12 Nationen, die sich zu mehr als wie einem halben Dutzend Religionen bekannten und ebenso viele verschiedene Schriften wie Schriftzeichen schrieben, zu Waffenträgern eines Staates zu erziehen, sondern die Armee glich auch einer Schweigerin in ihrer Unnahbarkeit gegenüber den Versuchen, sie in den Strudel des innerpolitischen Kampfes hineinzuziehen. Nur in einem hat die Armee zu Unrecht und in der Sorge, durch zu scharfes Vorprellen die politische Situation noch zu erschweren, zwar nicht immer geschwiegen, aber sich doch viel zu oft schweigend beschieden. In der Duldung all der Abstreichungen durch die heeresfeindlichen Etatsausschüsse, die eine volle Ausschöpfung der österreichisch-ungarischen Wehrkraft verhinderten. Zu spät und unter ungeheuren Blutopfern mußten die Völker dann während des Weltkrieges dieses Sichbescheiden bezahlen.

Dieser Geist jedoch, der die Armee unbeschadet aller politischen Ein- [263-266=Illustrationen] [267] wirkungsversuche und trotz der Schaffung der Honved als national-ungarischer Landwehr in unerschütterlicher Festigkeit noch weiterhin zusammenhielt, schöpfte seine Kraft aus drei bedeutungsvollen Faktoren. Aus der großen Tradition, dem Offizierkorps und der Persönlichkeit des Monarchen. Alle drei Faktoren bildeten eine unlösbare Einheit. Dies erschien wohl im Hinblick auf die Waffentaten der Armee und ihr Offizierskorps als eine Selbstverständlichkeit. Dafür waren aber verschiedene

habsburgische Fürsten durchaus nicht das tragende Symbol für die Unerschütterlichkeit des Heeres gegenüber äußeren Einwirkungen gewesen. Man erinnere sich dabei bloß der Absplitterung magyarischer Kontingente zur Regierungszeit des unfähigen Ferdinand. Um so bedeutungsvoller prägte jedoch Franz Joseph, von dessen unermüdlichen Einsatz um die Armee bereits einmal gesprochen wurde, dem Heere in allen seinen drei Wehrmachtskörpern den Stempel seiner Persönlichkeit auf. "Die Offiziere sollten sich nicht als Deutsche, Ungarn, Polen, Tschechen, sondern schlechthin als kaiserlich fühlen und so die Wehrmacht gesund und frei von nationalem Zwiespalt erhalten. Als bloßes Symbol konnte das Wort kaiserlich in der Zeit des nörgelnden Liberalismus nicht zünden, es mußte eine greifbar gefüllte, überlegene Persönlichkeit dahinterstehen. Dies war der Soldatenkaiser Franz Joseph I. Jung in den Wirren der Revolutionsjahre auf den Thron gelangt, erlebte er Österreich im Lager der Wehrmacht, bewies beim Eindringen in die Stadt Raab den persönlichen Mut des Offiziers und nahm von da ab bis in sein Greisenalter die Überzeugung mit, daß ohne eine gesunde Armee und einen soldatischen, von Härte und unpopulären Maßnahmen nicht zurückschreckenden Willen Österreich nicht zu regieren sei. Als Feldherr hatte er kein Glück, aber sein militärisches Urteil war klar und sicher. Wenn Österreich Großmacht und die deutsch kommandierte Armee das kaiserliche Instrument blieb, das treu und schweigsam der völkischen und parteipolitischen Zersetzung trotzte, dann war sein Anteil daran groß." (G. Nitsche.)

[265] Kaiser Franz Josef I. bei den Manövern 1890.
Nach einem Gemälde von Thadeus Ajdukiewicz.
(Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

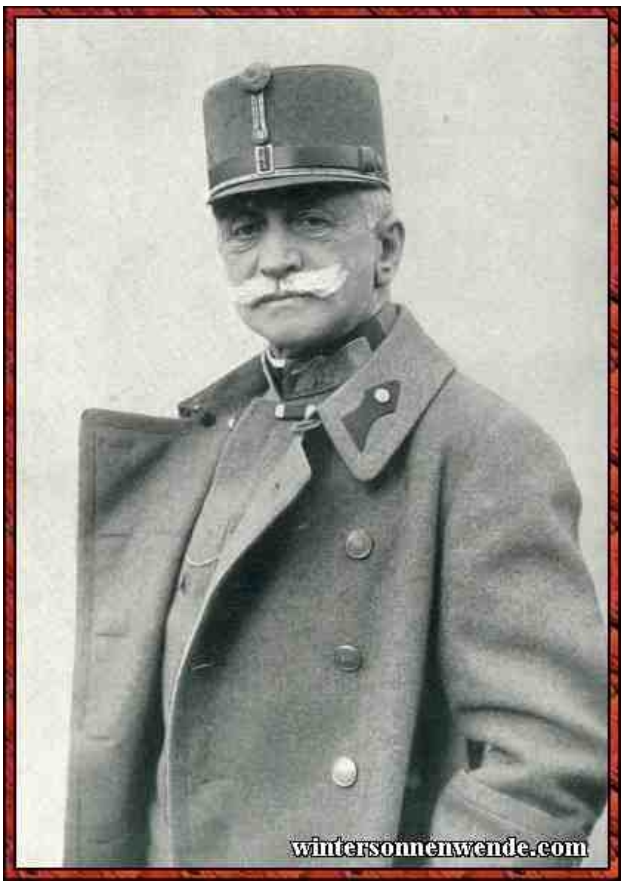
Franz Joseph warf auch oft genug das ganze Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit, nicht nur als Oberbefehlshaber über Heer und Flotte, sondern

als Monarch in aller Öffentlichkeit in die Waagschale politischer Entscheidungen, die sich mit dem Aufbau des Heeres befaßten. Dies kam besonders in seiner Haltung gegenüber den Volksvertretungen zum Ausdruck, die, in beschämender Abhängigkeit von den billigen Einflüssen eines jüdisch verseuchten Sozialismus und Liberalismus, dem Staat gegenüber ihre "Gewichtigkeit" eines Einspruchsrechts gegen den "militaristischen" Heeresetat in Anwendung brachten. Gemeinsam mit Tschechen, Polen und Italienern versündigten sich zuletzt auch die Abgeord-
[268] neten der deutschen Linken durch ihre Streichungs"erfolge" am Heeresetat am höchsten Gut ihres Volkes, nämlich am Leben der deutschen Soldaten, die dann im Jahre 1914 infolge der unzureichenden Heeresstärke auch in erster Linie verbluten mußten. Dabei erbrachte die Armee gerade während großer innerpolitischer Spannungen den Beweis, wie sehr die Heeresreform und der Einsatz der in der allgemeinen Wehrpflicht zum Ausdruck gebrachten militärischen Kraft das Ansehen Österreich-Ungarns wieder nach außen hin stärkte. Einmal warf die neue Armee schon 1869 einen blutigen Aufstand in Süddalmatien nieder. Im Jahre 1878 aber besetzte Feldzeugmeister Freiherr von Philippovich in einem äußerst schwierigen und dabei doch glänzend geführten Feldzug Bosnien und die Herzegowina und verankerte damit die Macht Österreich-Ungarns im Sinne des Berliner Kongresses auf dem Balkan. Als dann 1882 in Bosnien nochmals ein Aufstand ausbrach, wurde auch dieser tatkräftig niedergeschlagen. Die beiden Reichslande erholten sich rasch unter einer geschickt arbeitenden Militärverwaltung und erbrachten in den sich rasch bewährenden bosnischen Soldaten wiederum den Beweis, daß es dem Heer sehr bald gelang, was die politischen Parteien niemals zustande brachten: den Ausgleich der nationalen Strömungen in der harten Zucht des Soldatenstandes.

[264] Besetzung Bosniens und der Herzegowina 1878. Gefecht bei Jajce. Nach einem Gemälde im Wiener Heeresmuseum. (Österreichische Lichtbildstelle, Wien)

Der Kampf der Staatsführung und der verantwortlichen Wehrmachtsministers mit den Vertretungen der Nationen, zu denen sich mit den Jahren auch die parteipolitisch gebundenen Interessenten hinzugesellten, belastete die erweiterte Durchführung der Heeresergänzung der Armee jedoch derart, daß er "Erfolge" zeitigte, die erst immer einen verhängnisvollen Stillstand aufzeigten, später sogar "Rückschritten" gleichkamen. "In Österreich-Ungarn aber war es 1888 nach Ablauf der 20jährigen Gültigkeit des Wehrgesetzes nicht möglich, der Volksvertretung trotz der erheblich gestiegenen Bevölkerungszahl ein höheres Retrutenkontingent als 1868 abzuringen. Die einzige Verbesserung bestand darin, daß man aus dem beibehaltenen Kriegsstande von 800 000 das Rekrutenkontingent nach anderen Methoden errechnete und auf 103 100 Mann kam - gegen 1868 ein Plus von nur 8100 Mann. Ein kleiner Lichtblick war das Wachsen der Landwehr, deren Rekrutenkontingent 1908 in Cisleithanien, das erst so zögernd vorgegangen war, auf 19 240 Mann kam, in Transleithanien bei 12 500 Mann blieb." (G. Nitsche.) Die Wehrvorlage des Jahres 1903 forderte eine Zahl von 125 000 Rekruten von den Volksvertretungen bei den Reichshälften. Das österreichische Parlament bewilligte sie dieses Mal, dafür gebärdete sich die magyarische Opposition als Stoßtruppe ihrer Regierung derartig über diese neue Belastung, daß das Verhalten des ungarischen [269] Parlaments offenem Landesverrat gleichkam. Zweimal versagte der Ungarische Reichstag die Stellung von Rekruten für das gemeinsame Heer. Die Antwort Franz Josephs war erstens ein denkwürdiger Armeebefehl, in welchem er in klaren und scharfen Worten den Versuch, die Einheitlichkeit des Heeres anzutasten, brandmarkte, und als zweites ließ er die ungarische Volksvertretung durch ein rumänisches Bataillon der "ungarischen" Landwehr auseinandersprengen. Das weitere Verharren in der Opposition gegen die Rekrutenvorlage, das die ungarische Volksvertretung nach dem Wiederzusammentritt des Parlaments an den Tag legte, zeichnete nur die eigene Blindheit der Magyaren. In einer Zeit, da sie sich durch ihre Entnationalisierungs- und Wirtschaftspolitik alle Völker im Umkreise zum Feinde machten, wanden sie dem einzigen Kameraden, der stets auch ihre Sache zu vertreten gewillt war, die Waffe aus der Hand.

Inzwischen hatte die Armee durch einen neuen Generalstabschef, Franz Freiherrn Conrad von Hötzendorf, nicht minder aber in dem seit dem Tode Kronprinz Rudolfs zur Thronfolge bestimmten Generalinspekteur der gesamten bewaffneten Macht, Erzherzog Franz Ferdinand, zwei Männer an ihre Spitze gestellt erhalten, die sowohl im Hinblick auf ihre Führereigenschaften als auch durch ihre außerordentliche Tatkraft die einzigen Persönlichkeiten waren, die die Härte besaßen, die Sache des Heeres gegebenenfalls auch ohne Sanktion durch die Volksvertretungen zum notwendigen Erfolge zu führen.



[266] Graf Conrad von Hötzendorf,
der letzte große Feldherr der alten K. u. K. Armee.
(Bildersammlung im Heeresmuseum, Wien)

Als im Jahre 1907 die Forderung Conrads nach 212 000 - für die Durchführung neuer Reformen, besonders bei der Artillerie und den technischen Truppen - notwendiger Rekruten mit der Genehmigung von nur 191 000 Mann beantwortet wurde, ließ sich der Generalstabschef nicht abschrecken, sondern arbeitete unbeirrt nochmals, und nun nicht mehr mit der bescheidenen Fassung der Wehrvorlage von 1907, ein völlig neues Wehrgesetz aus. Als er dieses 1912 einbrachte, betrug das Rekrutenkontingent (nach dem Stande von 1910) bei 50 Millionen Einwohnern 126 000 Köpfe. Im Jahre 1870, also 40 Jahre vorher, hatte es bei 36 Millionen Einwohnern 100 000 Mann betragen. Demnach war, dank der in erster Linie von den Magyaren geführten parlamentarischen Obstruktion, der Hundertsatz der Wehrerfassung von 0,28 auf 0,25 vier Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges gefallen. Da gelang es Conrad tatsächlich, das neue Wehrgesetz durchzudrücken. Obgleich sich im ungarischen Parlament Szenen abspielten, die den greisen Kaiser Franz Joseph veranlaßten, mit seinem sofortigen Rücktritt zu drohen - was den Magyaren übrigens die äußerst unsympathische großkroatische Gegenkonstellation unter der

Herrschaft Franz Ferdinands eingebracht hätte -, vermochte [270] der königstreue Stephan Tisza auch in Budapest das neue Wehrgesetz durchzubringen. Damit erhöhte sich das Rekrutenkontingent endlich auf rund 220 000 Mann, und zwar 159 000 Mann für das Heer einschließlich der Flotte, 28 000 Mann für die österreichische, 25 000 Mann für die ungarische Landwehr und 7500 Mann für Bosnien und die Herzegowina. Durch eine weitere Wehrgesetznovelle vom Jahre 1914 sollte das jährliche Rekrutenkontingent bis zum Jahre 1918 mit einer Aushebung von rund 253 000 Mann eine neuerliche Erhöhung erfahren. Doch da rief der Mord von Sarajevo die Völker Österreich-Ungarns in ihrer breiten Masse zum ersten Male zur blutigen Bewährung unter die Fahnen. Wenngleich auch Österreich-Ungarns genialer Generalstabschef alles nur erdenklich mögliche darangesetzt hatte, um die Wehrmacht auf einen Stand zu bringen, die den Anforderungen eines modernen Krieges sowohl nach ihrer Stärke als auch nach ihrer Ausbildung, Bewaffnung und technischen Ausrüstung entsprach, so hatte jener schon zur tragischen Überlieferung in der österreichischen Wehrgeschichte gewordene Mangel an Mitteln eine dem Gegner ebenbürtige allgemeine Bewaffnung unmöglich gemacht und vor allem die Aufstellung einer genügenden Anzahl von Reserveverbänden ausgeschlossen. So bestanden die Infanteriekompanien, als die Mobilmachung angeordnet wurde, nur zu einem Viertel aus aktiv dienenden Mannschaften. Diese Kompanien mußten deshalb nicht allein durch Reservisten und Landstürmer kriegsmäßig aufgefüllt werden, sondern sie erhielten ihre Ergänzung vor allem noch durch Mannschaften der Ersatzreserve, die nur eine achtwöchige Ausbildung erhalten hatten. Reservekorps oder Reservedivisionen wie im Altreiche gab es überhaupt nicht. Die Ergänzung der im Felde stehenden Verbände wurde durch "Marsch"-Formationen bewerkstelligt, die, aus Landstürmern, Ersatzreservisten und neueingezogenen Mannschaften bestehend, nach einer kurzen Ausbildung dieser Mannschaften zur Auffüllung der Feldtruppenverbände "auf den Marsch" gebracht oder, wenn es nötig war, auch ohne Geschütze und Maschinengewehrabteilungen als selbständige Marschbrigaden bzw. Bataillone in die Front geworfen wurden. "Die Zeit von zwei Jahren, von 1912 bis zum Kriegsausbruch, war eben zu kurz, der Bedarf an Mannschaften für dringende Neuaufstellungen an Batterien, Maschinengewehr- und technischen Abteilungen und Sonstigem zu groß, um der Infanterie, dem Stiefkind, helfen zu können. Dem theoretischen Grundsatz, daß die Wehrmacht nie stark genug sein, nie genug voll ausgebildete Reserven haben könne, war also bei uns gewiß nicht entsprochen," (C. v. Bardolff.) Nur die Feldartillerie erhielt noch rechtzeitig moderne Kanonen. Die Haubitzen aber, vielen Kriegsteilnehmern aus dem Altreich sicherlich noch [271] durch ihr altertümliches Rückwärtsrollen in Erinnerung, konnten erst während des Weltkrieges durch modernere Typen ersetzt werden.

[283] Abfeuern eines Motormörsers.
(Scherls Bilderdienst, Berlin)

Die berühmten österreichischen 30,5-Motor-Mörser hatte der Reichskriegsminister Auffenberg ohne Wissen des Etatsausschusses anfertigen lassen und war darüber beinahe gestolpert. Die 24 Geschütze dieses Kalibers, die Österreich-Ungarn zu Kriegsbeginn besaß, hätten jedoch niemals für die Erfordernisse der Front ausgereicht. Die Infanteriedivision aber war mit 13 Bataillonen und 44 Geschützen jeder ihr gegenübertretenden feindlichen Division sowohl mit der Anzahl ihrer Bataillone als auch an Geschützen (6 - 20 Rohre) unterlegen. Ihre Stärke beruhte allein im vorzüglichen Geiste der in den Juli- und Augusttagen 1914 ins Feld rückenden Mannschaften. Denn solange die aus aktiv dienenden Soldaten, Reservisten, Landstürmern und Ersatzreservisten bestehenden Verbände, deren Mannschaften alle noch durch die Friedensschule der Armee gegangen waren, in der Hand des aktiven Offizierskorps vor den Feind traten, bewiesen auch die später so unzuverlässigen nordslawischen Verbände eine hervorragende Haltung. Es schien fast, als zollten selbst die Staatsgegner unter den Völkern der großen Erzieherin all dieser Nationalitäten der Armee durch diesen tapferen Einsatz einen längst geschuldeten Dank. Dem unabwendbaren Untergang geweiht, sollte sie wenigstens im stolzen Bewußtsein einer erfüllten Aufgabe und als Vorbild einer unvergeßlichen Überlieferung die Flagge streichen.

Als gemeinsames Heer mit den Landwehren von 12 Millionen Deutschen, 10 Millionen Magyaren, 8,4 Millionen Tschechen und Slowaken, 5 Millionen

Polen, nicht ganz 4 Millionen Ruthenen, 5,5 Millionen Serben und Kroaten, 1,3 Millionen Slowenen, 3,2 Millionen Rumänen und 0,8 Millionen Italienern und Ladinern hat diese Armee im Geschützdonner der ersten Schlachttage des Jahres 1914 ein Erbe in den Kampf getragen, das zerbrach, wo es Symbol einer für Habsburg zum Einsatz gebrachten Macht war, das aber nicht unterging, wo sein deutscher Kern wieder zu jenen Aufgaben zurückfand, die Prinz Eugen dem Heere der Ostmark gestellt hatte.

Vom Blutopfer der Deutschen Österreich-Ungarns im Weltkrieg

Die Darstellung des Ablaufes der Kämpfe vom Beginn der Feindseligkeiten an der serbischen Grenze bis zum letzten Schuß des Weltkrieges an der Südwestfront, mit der Schilderung der militärischen [272] Operationen, all der großen Vormärsche, Rückzüge, der Schlachten und Gefechte, hat ebenso, wie die Würdigung der Heerführer der österreichisch-ungarischen Armee durch die Werke Berufener, Eingang in die weitesten Kreise des deutschen Volkes gefunden. Stets wird jedoch der Versuch, die Größe des Blutopfers des deutschen Soldaten der Ostmark und des Sudetengaues während des Weltkrieges dem ganzen Volke ins Bewußtsein zu bringen, ein nachhaltigeres Bild bei dem einzelnen zurückzulassen, als dies Statistiken und Darstellungen des Verlaufes der Feldzugskämpfe vermögen. So mag auch im folgenden die Schilderung des Ausmaßes jenes Blutopfers der deutschstämmigen Krieger im Völkerheer der k. u. k. Monarchie an die Stelle einer chronologischen Aufzählung der kriegerischen Ereignisse vom Jahre 1914 - 1918 treten. Vor allem die Tragik, die den Einsatz nicht nur der deutschen Regimenter Österreich-Ungarns, sondern des einzelnen deutschsprachigen Soldaten inmitten tschechischer, polnischer, ruthenischer, rumänischer und serbischer Verbände umwebt, verdient immer von neuem des Hinweises, um Zeugnis von den Opfern, die oft genug "auf verlorenen Posten" vollbracht wurden, abzulegen. Bildeten die Deutschen trotz ihrer Minderzahl doch das Rückgrat der in den Juli- und Augusttagen 1914 ins Feld rückenden Armee. Diese Tatsache vermag dabei keineswegs die Leistungen und die Blutopfer der anderen Nationen herabzusetzen. Auch sie haben, soweit sie nicht dem Einfluß der politischen Strömungen in der Heimat, oder der Stimme des gleichen Blutes in den Reihen der Gegner erlagen, tapfer und opferwillig bis zum letzten Tag des Krieges gekämpft. Allein die Parole, die in den Augusttagen 1914 das Wort vom "Existenzkampf" des deutschen Volkes in die Reihen der Kämpfenden warf, erhob an sich schon die deutschen Soldaten zum moralischen Träger des Kampfes. Um ihre "Existenz" kämpften neben den Deutschen eigentlich nur noch die Magyaren. Daß neben diesen beiden Völkern noch in erster Linie die Kroaten, aber auch die Slowaken, Slowenen und zum großen Teil auch die Polen, ja selbst tschechische, rumänische, serbische und italienische Soldaten treu bei der Fahne aushielten, bewies mit jedem neuen Schlachttag wiederum die schon so oft gewürdigte Kampfkraft des aus der Tradition und Führung zur unerschütterlichen Einheit zusammengewachsenen Heeres. Behaftet mit allen Mängeln der Ausrüstung, ohne Bereitstellung des erforderlichen Ersatzes durch ausgebildete Reserven, mit dem Drucke der innerpolitischen

Spannungen belastet, trat dieses Heer, vom alten Opfergeist beseelt, den Weg zur letzten Bewährung, aber auch zum Untergang an. Anderthalb Millionen Soldaten stellte Österreich-Ungarn in den Mobilmachungstagen des Sommers 1914 ins Feld. Begeistert und umjubelt, nicht der unzureichenden [273] Stärke und Ausrüstung gedenkend, sondern nur von dem unbeugsamen Willen getragen, sich nach dem Vorbild der Väter zu schlagen, rückte Regiment um Regiment, Division um Division in den anbefohlenen Aufstellungsraum im Nordosten und Südosten.

[283] Österreichische Kavallerie beim Vormarsch
auf den grundlosen Wegen Serbiens 1914.
(Scherls Bilderdienst, Berlin)

Doch schon mit den ersten Schüssen begann der Soldat draußen mit blutiger Schrift die Ziffern seiner Abrechnung in das Schuldkonto der Verantwortlichen für die "Versäumnisse" einzutragen. Zählte doch das Feldheer, dank dieser "Versäumnisse", bei Kriegsbeginn nur 48 Infanterie- und 11

Kavalleriedivisionen. Allein die Russen stellten dieser Streitmacht in den Augusttagen 1914 bereits 80, dann 130 Divisionen gegenüber, die sie bis zum Herbst bereits auf 150 Divisionen erhöhten. Serbien warf den österreichisch-ungarischen Truppen 15 Infanteriedivisionen entgegen. Um den serbischen Gegner erfolgreich bekämpfen zu können, mußten daher erst 8, dann später aber sogar 11 Infanteriedivisionen an der Balkanfront bereitgestellt werden. So blieben für den Aufmarsch in Galizien schon zu

Beginn des Krieges nur mehr 37 Infanteriedivisionen übrig. Zwei Landsturmdivisionen, die sofort in die erste Linie vorgeführt wurden, mußten hier als erste den Ausfall an Reservedivisionen ersetzen. Trotz dieser Unterlegenheit warfen sich die Regimenter der Monarchie, unbeachtet ihrer nationalen Zusammensetzung, neben den vielfach ohne jedes Maschinengewehr, vor allem aber ohne entsprechende Artillerie angesetzten Landsturmformationen mit allbewährter Todesverachtung gegen den überlegenen Feind. Der wich anfänglich vor den vorstürmenden Armeegruppen Dankls und Auffenbergs eilig zurück und ließ sich auch durch Niederlagen, wie bei Krasnik, in der Durchführung seiner längst vorbereiteten Aufmarschpläne nicht stören. Erst als die russische Heeresleitung die Gewißheit erlangte, daß die deutschen Korps aus Schlesien, Pommern und Posen an die Westfront abgezogen wurden, drückte er nun Staffel um Staffel seiner heranrollenden Divisionsmassen gegen die Österreicher. Das Anwachsen des russischen Übergewichtes zwang nun die k. u. k. Heeresleitung zum Rücktransport eines Teiles der schon auf dem serbischen Kriegsschauplatz bereitgestellten Verbände. Dadurch wurde wiederum die Stärke der Front in Serbien erheblich geschwächt. Erst die geniale Vernichtung der Timokdivision durch die sudetendeutschen Regimenter des Generals Krauß vermochte hier nach einem kecken Vorstoß der Serben den Ausgleich der Kräfte auf dem Balkankriegsschauplatz, wenigstens zur Verteidigung österreichisch-ungarischen Gebietes, wiederherzustellen. Um so opfervoller gestaltete sich dafür die Abwehr der jetzt mit aller Macht vorgetragenen russischen Angriffe im Nordosten. Allen voran waren es die alpenländischen, deutschmährischen, sudetendeutschen und Wiener Regimenter, die sich [274] neben magyarischen Verbänden überall dort, wo sich der furchtbare Mangel an einsatzbereiten Reserven und eigener schwerer Artillerie fühlbar machte, durch heroischen Einsatz und Blutopfer den Ausfall wettzumachen versuchten. Die Schlachten im Raume von Lemberg und ihren niemals abbrechenden Gefechten gegen die mit immer neuen und frischen Truppen ins Gefecht tretenden Russen kostete, um einige der bekannten Beispiele zu nennen, dem 2. Regiment der Tiroler Kaiserjäger, dem Bozener Hausregiment, die Fahne, den Oberst und fast den gesamten Bestand. Das "Blutregiment", Kärntens Infanterieregiment Nr. 7, stemmte sich wie ein unbezwinglicher lebendiger Damm dem vierfach so starken Gegner bei Rawa-Ruska, Lemberg, Nowe Miasto Czyski, dann bei Przemysl und zuletzt am Duklapaß entgegen. Die Wiener "Hoch- und Deutschmeister" wurden bei Narol das Rückgrat der Armee, die Steirer vom Regiment "Belgierinfanterie" deckten bei Zloczow und Rawa-Ruska sechs Tage lang die Umgruppierung der Armee und das Regiment "Hesseninfanterie" aus Linz verblutete bei Oserdow und später in der wiederum siegreichen Schlacht bei Limanowa-Lapanow am Rande des Dorfes Grabina. Mit dem gleichen Opfermut kämpften die Tiroler Landesschützen an der Magierahöhe und in der Bukowina. Als sich dann nach monatelangen verlustreichen Rückzugs-

und Abwehrkämpfen der harte galizische Winter des Jahres 1914 über die Front niedersenkte und meterhoher Schnee die inzwischen zur Front erstarrte Karpatenwand deckte, bezeugten die furchtbaren Verlustziffern der deutschen Verbände den ersten großen Blutverlust des deutschen Volkstums der Ostmark. So war die dritte und spätere Edelweißdivision, in der Hauptsache aus Salzburgern und Truppen aus dem heutigen Gau Oberdonau bestehend, im August 1914 mit 14 000 Gewehren ins Feld gezogen, Mitte September, nach Abschluß der Einleitungsschlachten, zählte sie jedoch nur mehr 4000 Gewehre. Verstärkt durch herangeführte Marschbataillone, wurde sie Anfang Oktober wieder auf einen Stand von 13 000 Gewehren gebracht. Am 30. November bestand sie wiederum nur mehr aus 5000 Gewehren. Allein am 20. Dezember 1914 belief sich ihre Zahl endgültig auf 1500 Gewehre!

Aber nicht nur im Nordosten, wo die Kämpfe des Karpatenfeldzuges mit ununterbrochener Heftigkeit weitergingen und von deutschen wie von anders nationalen Soldaten Österreich-Ungarns neue und schwere Opfer forderten, standen die Deutschen der Armee im Mittelpunkt der Kämpfe. Auch an der Südfront in Serbien waren es wieder in erster Linie deutschstämmige Formationen, die den im Herbst 1914 erst glücklich begonnenen Vormarsch abbrechen und nun einen überstürzten Rückzug vor allem im Raume von Valjevo decken mußten. Das eine der beiden [275] Tiroler Landsturmregimenter, dessen Schwesterregiment im Frühjahr 1915 noch in der Festung Przemysl in Gefangenschaft geraten sollte, und sudetendeutsche Regimenter zeichneten sich bei diesen verlustreichen Kämpfen durch unerschütterliches Standhalten aus. Bald nach Ablauf der großen Osterschlacht in den Karpaten erfolgte jedoch die schwerste Erprobung für den Opfermut eines Teiles der deutschen und südslawischen Soldaten. Zur selben Zeit, in der mit den ersten Maitagen die

Durchbruchsschlachten in Galizien geschlagen wurden, an denen gerade die deutschen Truppen der versunkenen Habsburgermonarchie zusammen mit den Truppen der Armee Mackensen hervorragenden Anteil hatten, und in einem Zeitpunkt, in dem das Versagen mancher nordslawischer Truppenteile gerade den Einsatz der deutschen Soldaten erst recht als Blutkitt für den Zusammenhalt des so buntgemischten Völkerheeres forderte, erschien am Südsaum der deutschen Alpenkette und an den Grenzgebieten des Südslawentums ein neuer und doch so alter Feind des Habsburgerreiches: Italien!
Und nun erwies sich, wie nur selten in der Wehrgeschichte des deutschen Volkes, gerade das deutsche Volkstum des Südens und des am weitesten nach dem Westen vorgeschobenen Südostens in diesem Augenblick allergrößter Gefahr als unbeirrbarer Verteidiger des deutschen Lebensraumes. Man rief in Kärnten und vor allem im Heimatland der Schützen, in Tirol, das letzte Aufgebot, die Standschützen, auf.

Diese Standschützen waren eine eigenartige Truppe. Aus den Listen der Schießstände "gezogen", stellten sie tatsächlich das letzte Aufgebot an Wehrfähigen dar, die nicht bereits in den Marsch- und Landsturmformationen an die Fronten im Nordosten oder Südwesten gebracht worden waren. Nach uraltem Wehrrecht wählten die Kompanien ihre Offiziere aus den Reihen der angesehenen Männer eines Ortes. Kühnheit mit Erfahrung und der Bewährung als guter Schütze gepaart, waren die Anforderungen, die die Schützen an diese Führer stellten. Die Kompanien der einzelnen Ortschaften wurden in den Gerichtsbezirken zu Bataillonen vereinigt. Diese Bataillone waren allerdings vielfach nur zwei Kompanien stark. Auch die Kompanien schwankten in ihrer Stärke zwischen 40 und 200 Mann. Ausgerüstet mit deutschen Mausern, oft aber auch noch mit einschüssigen Werndlgewehren, traten diese Verbände nun zur Verteidigung ihrer Heimat an. 54 Standschützenbataillone neben anderen Freiwilligenformationen, "Jungschützen"bataillonen aus Oberdonau, steirischen Schützen, deutschen, südslawischen und ungarischen Landsturmeinheiten und Marschbataillonen, übernahmen in der Stärke von zusammen 122 Bataillonen die Ver- [276] teidigung der Front. Allein 35 Divisionen setzte der Gegner zu Beginn seines Kriegseintrittes gegen diese klägliche Streitmacht an. Von den Tiroler Bergen längs der Kärnter Grenze und am Isonzo bis zum Adriatischen Meer erstreckte sich die neue Front. Erst als die Truppen des deutschen Alpenkorps wenigstens einen Teil der Verteidigungslinien in Tirol übernahmen, erschien die Gefahr eines feindlichen Einbruches vorläufig abgewandt. Dennoch entspannen sich gerade nach dem Erscheinen der deutschen Truppen an verschiedenen Punkten der Hochgebirgsfront erbitterte Kämpfe. So war es an der Tiroler Front vor allem der Kampf um die Spitze des Col di Lana, der, erst noch von Standschützen und Soldaten des deutschen Alpenkorps gehalten, später dann, nach ihrer Rückkehr vom galizischen Kriegsschauplatz in die Heimat, von Kaiserjägern verteidigt, wegen der Einzigartigkeit des sich in über 2000 Meter Höhe abwickelnden Ringens in die Kriegsgeschichte eingegangen ist.

Während sich nun im Tiroler Hochgebirgskrieg und in den Kämpfen an der Kärntner Grenze nicht nur der Mensch im Feuer, sondern oft genug auch die Natur als Gegner des Menschen gegenüberstanden, tobten auf den Hochflächen und in den ausgedörrten Steindolinen des Karstes die Isonzoschlachten. Zum letzten Male seit ihrer ersten und eigentlichen Gründung in "Wallensteins Lager" trat die kaiserliche Armee mit ihren Landwehren, Honveds und Landsturmbataillonen als Spiegelbild der ganzen Buntheit ihres Völkergemisches an dieser Front an. Und hier wetteiferten alle Völker dieser Monarchie tatsächlich noch einmal in der Austragung eines Kampfes, der die Geschichte jenes Heeres nicht ehrenvoller abschließen konnte.

[284] Generalfeldmarschall von Hindenburg und sein Generalstabschef Ludendorff
im Hauptquartier der 2. Österreichischen Armee (Böhm-Ermolli).
(Mit Genehmigung d. Österr. Lichtbild- u. Filmdienst, Kriegsbildersammlung der Nationalbibliothek)

Anschaulich erzählt Otto Gallian, der bekannte deutsch-österreichische Militärschriftsteller, in seinem Büchlein Der österreichische Soldat im Weltkrieg - die Legende vom Bruder Schnürschuh von diesem letzten großen Waffengang dieses Heeres.

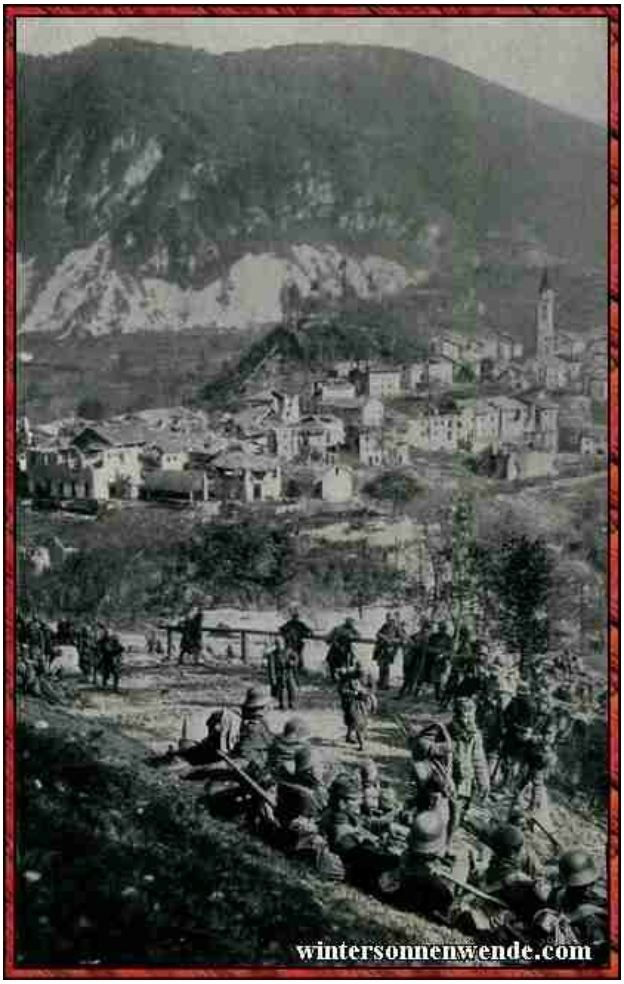
"Am Tage des Kriegsausbruches standen im Raume Karfreit - Triest 150 italienischen 29½ österreichisch-ungarische Bataillone gegenüber. Rücksichtslos mußte die Balkanfront von Truppen entblößt werden, die 5. Armee (XV. und XVI. Korps), später das VII. Korps aus Rußland wurden zur notdürftigen Deckung der Isonzolinie, die den Haupthafen der Monarchie, Triest, deckte, herangeführt. Drei Korps - das war aber auch alles, was aus den schwerringenden anderen Fronten ausgespart werden konnte.

Nichts kann besser die ungeheure Leistung, aber auch das Heldentum der österreichisch-ungarischen Isonzoarmeen sinnfälliger aufzeigen als die nackten Zahlen, aus denen sich das gegenseitige Kräfteverhältnis ergibt. [277] Im Herbst 1915 kämpften im Görzer Brückenkopf 86 italienische gegen 30 österreichisch-ungarische Bataillone. Vierzehnmal griffen die Italiener die Podgora, dreißigmal Oslavija, vierzehnmal den Monte Sabotino innerhalb 47 Tagen an - vergeblich!

In der 6. Isonzoschlacht standen am Monte Sabotino bei Görz 14

italienische Bataillone gegen 1 österreichisch-ungarisches Bataillon.

In der 10. Isonzoschlacht traten 30 italienische gegen 18 österreichisch-ungarische Divisionen an, das Kräfteverhältnis in der 11. Isonzoschlacht war zum Schluß 51 zu 20!"



[293] Deutsche und österreichische Truppen an der Isonzo-Front.
Rast vor dem gestürmten Santa Lucia.
(Scherls Bilderdienst, Berlin)

Deutsche Truppen der Monarchie waren es, die auch hier während aller Schlachten an den Ufern dieses blutgetränkten Flusses zusammen mit Ungarn und Südslawen die Hauptlast der Verteidigung bis zur Durchbruchs- und damit 12. Isonzooffensive trugen. Burgenländer vom 76. Regiment kämpften neben den Steirern der Regimenter 27 und 47. Dann zeichneten sich wiederum das Linzer Infanterieregiment 14, die Neunundvierziger aus St. Pölten, Deutschmeister und sudetendeutsche Regimenter neben Landwehr und Landsturmbataillonen aus. Auch Kaiserjäger und Kaiserschützen aus Tirol, Gebirgsschützen aus Kärnten, deutschböhmische Grenadiere vom Regiment 42 und niederösterreichische Vierundachtziger, die immer wieder

an den gefährdetsten Frontabschnitten eingesetzt wurden, gehörten zu den unerschüttertsten Verteidigern der Front. Und ebenso wie sie am Isonzo den Kern der Verteidigung bildeten, so stellten die deutsch-österreichischen Regimenter wieder bei Offensiven auf anderen Frontabschnitten die Spitze der Stoßtruppen.

Im Herbst 1915/16 standen in Serbien und Montenegro die Egerländer an der Spitze der zum Vormarsch antretenden verbündeten Heere und erstürmten das gewaltige Felsmassiv des Lovcen. Im Frühjahr 1916 wiederum waren es neuerdings sudetendeutsche und alpenländische Bataillone, die den Hauptstoß des Durchbruchs auf den Sieben Gemeinden an der italienischen Front führten. Die Kaiserjäger eroberten während jener Junioffensive allein 17 starke befestigte und zäh verteidigte Bergkuppen und brachten damit Felsmassive in ihre Gewalt, deren Höhen zwischen 1700 und 2300 Meter schwankten.

Die Namen Monte Cimone, Pasubio, Monte Meletta, Asiago und Asiero verkündeten stolz die Taten eines im Jahre 1916 noch immer ungebrochen erscheinenden Soldatentums. Aber nicht nur in der Abwehr und im Angriff, sondern auch in der schwersten Aufgabe für den Soldaten, der den Sinn seines Kampfes sonst nur in der Niederringung des Gegners sehen durfte, nämlich in der Sicherung eigener unzuverlässiger Truppenteile, hatte der deutsche Soldat Österreich-Ungarns eine schwere Pflicht zu erfüllen. Auch hier ist es wiederum Otto Gallian, [278] der in der Schilderung des Grabendienstes deutscher Wiener und südmährischer Soldaten aus der Zeit der unglücklichen Brussilow-Offensive im Sommer 1916 ein Bild von den Schwierigkeiten gibt.

Mit dem Verbluten der in den Sommer- und Herbstmonaten gegen Rußland ins Feld gerückten Verbände wuchs aus den Reihen des politischen Einflüssen in der Heimat versteckt und offen zugänglichen Ersatzes als gefährlicher Verbündeter des Gegners - der Verrat. An Stelle der in der Treue in einer Staatsidee in sich gefestigten Offizierkorps war vielfach ein Führertum, das sich aus dem Reserve- und Landsturmoffizierkorps ergänzte, getreten. Politisch verhetzte tschechische, polnische, ruthenische, slowenische und serbische Lehrer, sonstige Intellektuelle und politische Führer der Nationalitäten trugen jetzt die Offiziersterne. Hatte es da und dort, vor allem bei tschechischen und ruthenischen Ersatzformationen, bereits vereinzelte Fälle von Fahnenflucht und Versagen gegeben, so wuchs die Unzuverlässigkeit mancher Truppenteile gerade aus der politischen Haltung pflichtvergessener Führer jetzt zur offenen Gefahr. Schon waren ganze Regimenter, wie das Prager Hausregiment 28 und das Jungbunzlauer Infanterieregiment 36, zu den Russen übergelaufen. Nun versuchte man es mit der "Vermischung" bewährter Regimenter. Die Folge davon war, daß sich die zuverlässigen deutschen, ungarischen und kroatischen Regimenter

plötzlich in ihrer Einsatzgeschlossenheit bedroht sahen. Neben der Aufgabe, dem Gegner gegenüberzutreten, sahen jetzt die Soldaten dieser Regimenter plötzlich auch versteckte Feinde innerhalb der eigenen Verbände, die gerade durch das Versagen nichtdeutscher, meistens nordslawischer Truppenteile die Widerstandskraft auch zuverlässiger Truppenteile in Gefahr brachten.

"Unsere Sturmkompanie", so erzählt Otto Gallian, "wurde im Jahre 1916 zur Absperrung eines tschechischen Stellungsabschnittes eingesetzt. Ich hatte mit einem Sturmzug des niederösterreichischen Infanterieregiments 49 einen zwei Kilometer breiten Abschnitt von zwei Kompanien zu überwachen; befehlsgemäß waren alle Ausgänge zum Feind zu sperren, kein Mann, auch kein Offizier durfte ohne meine Erlaubnis und Begleitung eines meiner Leute die Stellung feindwärts zu den Horchposten und Feldwachen verlassen.

Mit welchen Gefühlen der erste Kompaniekommandant, ein junger deutscher Oberleutnant, mit dem ich dazu gut befreundet war, meine Eröffnung aufnahm, kann sich jeder Soldat leicht vorstellen. Er wurde blaß, bekam nahezu einen Tobsuchtsanfall, ging mich an, ob ich ihn denn auch für einen »Überläufer« halte. Die Maßnahme war ja nur zu seinem Schutz getroffen. Ausnahmen konnte ich auch keine machen, da sonst der zweite Kompaniekommandant, ein hochausgezeichneter tsche- [279] chischer Reserveoberleutnant, der den Befehl wohl blaß, aber gefaßt entgegennahm, berechtigterweise sich zurückgesetzt fühlen mußte. Schließlich - ich hatte Befehl und als Soldat den Befehl durchzuführen.

Zwölf Stunden dauerte dieser unerquickliche Dienst. Die Leute meines Sturmzuges hatten als Einzel- und Doppelposten die feindwärtigen Ausgänge besetzt, ich selbst patrouillierte mit einem Unteroffizier und den verbliebenen zwei Mann zwölf Stunden lang Stellung und Posten ab. Eine Ablösung war unmöglich. Im Graben die Tschechen, die offenen Haß zur Schau trugen, drüben - stellenweise kaum zehn Schritt von unseren Feldwachen - die Russen."

In diesem schlichten Bericht eines deutsch-österreichischen Offiziers spiegelt sich die ganze seelische Erschütterung wieder, die das Weltkriegskämpfen des deutschen Soldaten Österreich-Ungarns so oft beeinflussen mußte. Nichts zeigt deutlicher die ungeheure Einsamkeit dieses Kämpfers, der in solchen Stunden immer ausgeprägter die Erkenntnis in sich aufleben sah, daß er nicht als ein Soldat des Staates auf seinem schweren Posten stand, dessen Uniform er trug, sondern daß er nur mehr als deutscher Soldat für sein ganzes, großes Volk, nämlich das deutsche, ausharren mußte, das ja um nichts anderes als um seinen Lebensraum rang. Daß ihm diese Aufgabe von seiten schlecht unterrichteter und den "Kamerad Schnürschuh" nur nach dem Versagen nichtdeutscher Truppenteile des k. u. k. Heeres beurteilender reichsdeutscher Kameraden oft bitter schwergemacht wurde, hat seine Treue in dieser einmal erkannten Pflicht dennoch niemals erschüttert. Sagt doch Gallian in seinem weiteren Bericht über die Brussilow-

Offensive:

"Die dort eingesetzte, ohnehin wenig widerstandsfähige 2. Infanteriedivision (Jaroslau), aber auch das vielbewährte Szekler Infanterieregiment Nr. 82 ging in dem Chaos unter. Die einzige vorhandene Reserve, das brave Wiener Schützenregiment, warf sich den russischen Massen in geradezu heldenmütiger Weise entgegen, opferte sich buchstäblich bis zur Vernichtung auf - ohne das Schicksal wenden zu können."

Und nun schreibt Gallian noch weiter:

"Eine zweite (ruthenische) Landwehrdivision des Przemysler Korps hatte bei Kolki nach der durch den Durchbruch bei Luck erzwungenen Rücknahme der Front den Styrabschnitt zu decken. Ihr Kampfwert war ihrer nationalen Zusammensetzung entsprechend gering. Man konnte aber schließlich von den nur mit Widerwillen gegen ihre Stammesbrüder kämpfenden Ruthenen nicht viel erwarten.

Für uns brachte diese Nachbarschaft eine schwere Zeit. Immer wieder russische Einbrüche, die verlustreiche Gegenangriffe erforderten, in deren Verlauf das ganze Regiment verblutete. Als wir dann mit deutschen [280] Truppen zusammenkamen, waren wir die »Österreicher, die schlappgemacht hatten« und die »aus der Patsche gezogen werden mußten«. So wurde die Zusammenarbeit mit unseren eigenen deutschen Stammesbrüdern, die für uns ein Aufatmen bedeutete, zur Demütigung und zu der bittersten Erinnerung des Weltkrieges."

Der Aufbruch des deutschen Volkes hat auch diese Wunde, die in der Erinnerung der deutschen Frontsoldaten der Monarchie noch ab und zu einmal aufbrach, zu schließen vermocht. Heute weiß das deutsche Volk von jenem stillen Kämpfen und Sterben dieser deutschen Männer und weiß auch, wie sie nach den dunklen Tagen der Russenoffensive im Sommer 1916, dann in den Schlachten der Südfront in Rumänien und am Balkan die anderen Völker immer wieder zu Leistungen mitrissen, die in den Offensiven vom Isonzo bis zum Piave im Herbst 1917, in den Gebirgsschlachten der Angriffsarmee Conrad von Hötzendorfs in den Wintertagen von 1917 auf 1918 und dann noch im Sommer und Herbst 1918 am Piave und im Westen, im Abschnitt Verdun, ihr Soldatentum im hellsten Licht erstrahlen ließen. Immer unerbitterlicher forderten diese letzten entscheidenden Kämpfe das Blut dieser Deutschen. Aber weil man aus der Heimat auch das Letzte heranholte, was das Volkstum an Waffenfähigen hergeben konnte, reichte dieser Ersatz eines Tages dann nicht mehr aus, um nur mit Deutschen die Lücken der längst zu Landsturmregimentern gewordenen Feldregimenter auffüllen zu können. Die Folge war, daß die Truppen draußen an der Front mit nichtdeutschen Ersatzmannschaften immer stärker untermischt werden

mußten, was die noch in den Regimentern verbliebenen Deutschen selber vor neue, immer schwerer zu bemächtigende Aufgaben stellte. Allein die Namen Monte Santo, Monte San Gabriele, Krun, Doberdo und die Hermada und dann später der Montello, der Monte Pertica, Asolone, das Melettamassiv, der Col Rosso, der Monte Grappa und vor allem der "Kaiserjägerberg", der Monte Pasubio, auf dem die Tiroler die größte Minensprengung des Weltkrieges mit 51 000 Kilogramm Sprenggelatine durchführten, bedeuten unvergängliche Namen in der Geschichte des deutschen Soldatentums. Nicht nur wegen den mit ihnen verknüpften militärischen Leistungen, sondern weil sie ein geschichtliches Beispiel für die erzieherischen Fähigkeiten deutscher Soldaten geworden sind, die in diesen Kämpfen die vielfach überwiegenden nichtdeutschen Angehörigen ihrer Regimenter, die keine Magyaren oder Südslawen waren, zu einer Aufopferung mitrissen, die ihrer eigenen Leistung durchaus ebenbürtig war.

Im November 1918 waren die deutschen Truppenkörper der untergehenden k. u. k. Armee die letzten, die vielfach nur auf wiederholten [281] Befehl die Stellungen am Piave, zwischen der Brenta und Etsch und in den südwesttiroler Alpen räumten. Viereinhalb Jahre hatten die Völker Österreich-Ungarns, darunter am meisten die Deutschen, für den Erhalt des Habsburgerstaates geblutet. Durch den Verrat des letzten Habsburgers Karl, dessen "Friedensbereitschaft" auf Kosten des deutschen Kampfgefährten gleichzeitig auch ein Dolchstoß in den Rücken der eigenen Frontkämpfer war, brach eine Front, die die Armee noch immer, zwar längst schwer erschüttert, aber doch bis zum letzten einsatzbereit, gehalten hatte, im Chaos des niederbrechenden Habsburgerreiches zusammen. Mit 300 000 Feuergewehren hatte die letzte Armee Österreich-Ungarns gegen 700 000 Feuergewehre der Entente noch die Südwestfront im Sommer 1918 gehalten. Da enthob die Bildung der Nachfolgestaaten die im Felde stehenden Soldaten von ihrer Eidespflicht. Unaufhaltsam strömten jetzt Tschechen und Polen, Ruthenen, Slowaken, Slowenen, Serben, Kroaten, Rumänen und Magyaren von der Front weg in die Heimat. Nur die Deutschen vermochten die Härte des Schicksalsschlages noch nicht ganz zu erfassen. Ja, es gab Regimenter, so wie das schon erwähnte "Blutregiment" der Kärntner, die noch im Bekanntwerden des Waffenstillstandes zum Angriff antraten, nur um dem Gegner nicht die Ehre der Besitzergreifung einer wichtigen Stellung vor der Einstellung der Feindseligkeiten zu lassen. Als die aber zuletzt nun auch heimmarschierten und statt des erhofften größeren Vaterlandes ein zerstückeltes Heimatland und ein niedergebrochenes Reich fanden - da begann in ihnen auch schon das Bewußtsein Wurzel zu fassen, daß ihr Kampf nicht ausgekämpft und ihre Opfer um das Deutschtum in den vier Jahren des Weltkrieges noch lange nicht ausreichend gewesen waren. Ihre Totenlisten zeigten wohl furchtbare Ziffern. Von je tausend Seelen der Bevölkerung hatten gegenüber dem Gefallenendurchschnitt im Reiche 33 auf tausend in den deutschen Gebieten der Habsburgermonarchie verloren: Die

deutschen Mähren 33, die Kärtner 37, die Sudetendeutschen 34, die Tiroler, Salzburger, Steirer und Vorarlberger 34 bis 30 Männer. Und wenn man unter den 28 von tausend Seelen, die auf die Magyaren fielen, und auf die 23 der Rumänen noch die gefallenen Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben mit einbezieht und man weiß, daß sich die Verlustziffer der Deutschen in den Grenzgebieten bereits im Jahre 1917 auf 197 von tausend Einwohnern belief, so erkennt man, was die Deutschen des Südostraumes in diesem Weltkrieg geopfert haben.

Oftmals, als dann in den schweren Jahren der Nachkriegszeit unter den alten Frontsoldaten Österreich-Ungarns die Rede auf diese Opfer kam, lag diesen Gesprächen der bittere Gedanke zugrunde, daß alle diese [282] Opfer umsonst gewesen seien. Ein Blick auf die Landkarte der Nachfolgestaaten des versunkenen Habsburgerstaates, die Kunde von der Bedrückung des deutschen Volkstums in fast allen diesen Nutznießerstaaten des Zusammenbruchs von 1918 schien diese Erkenntnis zu bestärken. Da stand in München ein Mann auf, ein Mann, der selbst ein unbekannter Frontsoldat war, und der mit unerbitterlicher Folgerichtigkeit erst im Reiche Schlag um Schlag gegen diejenigen führte, die dem Weltkriegsopfer aller deutscher Frontsoldaten Sein und Inhalt genommen zu haben schienen. Bis er dann, nachdem er das Reich wieder groß und stark gemacht hatte, auch der Heimat dieser deutsch-österreichischen und sudetendeutschen Frontsoldaten wieder die Freiheit brachte und ihnen selbst damit auch wieder den Stolz und die Ehre um ihre Waffentaten zurückgab, die nicht nur sie während des Weltkrieges vollbracht hatten, sondern die gleichzeitig der Dank des deutschen Vaterlandes an alle großen Taten der Väter jenes herrlichen Heeres war, das im Zusammenbruch der Front von 1918, selbst unbesiegt, als ruhmreiches Vorbild für die Waffenträger des großdeutschen Heeres seinen ehrenvollen Untergang gefunden hat.

Ostmark und Sudetenland kehren heim

In den ersten Frühjahrstagen des Jahres 1920 rollten durch das enge Etsch- und Eisacktal lange Transportzüge nach Norden, gegen den Brenner. Sie brachten Tausende von ehemaligen österreichisch-ungarischen Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft in die Heimat zurück. Abgemagert und hohlwangig, die ausgemergelten Gestalten in längst zerlumpten, zerfransten und nur da und dort durch fremde Uniformstücke ersetzten Monturen, hockten sie in den Viehwagen und starrten mit müden, noch immer unsicheren Blicken in die Hochgebirgslandschaft hinaus, in der sie durch Jahre gekämpft hatten und in deren stillen Tälern und schweigenden Abgründen ebenfalls Tausende ihrer gefallenen Kameraden lagen. Tagelang, wochenlang schoben die mächtigen Hochgebirgslokomotiven die endlosen Wagenreihen pustend und stampfend die stetig starker ansteigende Bahnlinie hinauf. Sie führten Ruthenen und Polen, Slowaken und teilweise auch Magyaren in die Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie zurück. Dann rollten eines Tages auch Züge mit deutschen kriegsgefangenen Soldaten heran, Wiener und Steiermärker, Söhne der Donaugaue, Salzburger, Tiroler und Vorarlberger wurden von gutmütigen italienischen Begleitmannschaften bis [283-284=Fotos] [285] zur Grenze gebracht. Als letzte führten diese Transportzüge jedoch deutsche Soldaten aus den Sudetengauen und aus Mähren über die Brennerlinie herauf. Wie diese Züge aber an den wenigen Stationen der Tiroler Strecke haltmachten, ließ das Begleitkommando nicht wie bisher die Bevölkerung bei der Verteilung von Liebesgaben an die ehemaligen eigenen Soldaten gewähren. Scharfe Kommandos in einer den Ohren ehemaliger österreichisch-ungarischer Soldaten wohlbekannten Sprache ertönten. Eilig zogen Mannschaften in italienischen Uniformen, aber mit breitknochigen, unter die Alpinihüte wenig passenden Gesichtern einen Sperrkordon vor die Reihen der Waggons, und nun wehrten gefällte, mit aufgepflanzten Seitengewehren bewehrte Karabiner jeden Annäherungsversuch der Bevölkerung an die Kriegsgefangenen ab.

Diese Begleitkommandos, die die deutschen Soldaten aus dem Egerland, aus Komotau, von Reichenberg, aus den Tälern des Riesen- und Altvatergebirges, vom Böhmer Wald und den satten Ackerlandschaften Südmährens auf dem Heimtransport aus den Gefangenenlagern bewachten, waren - tschechische Legionäre. Deserteure führten die deutschen Weltkriegskämpfer des Böhmer Landes als "Kriegsgefangene" in die eigene Heimat zurück. Glich solches Geschehen nicht einem furchtbaren Faustschlag, der die Ehre jedes einzelnen dieser deutschen Soldaten auf das beleidigendste traf? Wohl niemals in der Geschichte haben Fahnenflüchtige die Männer, die ihrem Eid treu geblieben waren, als "sichtbares Zeichen" des von ihnen erfochtenen Sieges in ein Land heimgebracht, das den

Gefangenen dank des Verrates der Überläufer ein neues "Vaterland" werden sollte. Ein Vaterland, das die Heimkehrer als "Kriegsgefangene" aufnahm und von ihnen und ihren Söhnen schon vielleicht den gleichen Blutzoll verlangte, dem sich die Gründer des neuen Vaterlandes durch Fahnenflucht entzogen hatten! Allein dieser Hinweis auf das Schicksal aus dem Weltkrieg heimkehrender deutscher Soldaten des Sudetenlandes zeigt den moralischen Widersinn einer Staatsidee an, die sich Grundsätze eines Benesch und Masaryk zu eigen machte. So wie die Lüge überall bei der Gründung des "tschechoslowakischen" Staates Pate stand, so war es hier auch ein zu Ehren gebrachter Senat, der aufrechte Männer für die Treue zum Eide bestrafte. Daß diese Handlungsweise bei den Betroffenen aber nur den Haß des verletzten naturgegebenen Ehrgefühles auslösen mußte, war eine selbstverständliche Folge. Soldaten, die in den Reihen der Egerländer, Komotauer, Reichenberger, Troppauer und Znaimer Regimenter gefochten, die der Nation den größten Hundertsatz des geopferten Blutzolles dargebracht hatten, beantworteten den Schimpf, der ihnen durch die aus Überläufern zusammengesetzte erste Wehrmacht dieses Staates angetan [286] wurde, nur mit dem unerschütterlichen Willen eines Kampfes bis zur Vernichtung.

Aus dieser Grundhaltung heraus, die in dem tschechoslowakischen Staat nur eine Krönung des am geflossenen deutschen Blute vollbrachten Verrates sah, trugen die Heimkehrer des Krieges die Parole vom Selbstbestimmungsrecht ihres Volkstums in den Nationalitätenkampf des tschechoslowakischen Staates. Und so wie es stets, wenn Lüge und Wahrheit miteinander in Fehde geraten, es der Lüge anfänglich gelingt, die Wahrheit durch das Netz ihrer Fälschungen und Intrigen zu ersticken, so zog auch im Kampf des deutschen Volkes der Sudetenländer die Beneschlüge erst Masche um Masche ihres Truggewebes um die deutsche Wahrheit zusammen. Mit Blut und Gefängnisqualen, mit der furchtbaren Verpflichtung der Jugend, in der Uniform der "Kriegsgefangenenwächter" ihrer Väter zum Kampfe gegen die eigene Nation aufgerufen zu werden, mit Verboten, Enteignungen und Entrechtungen zeichneten die Netzmaschen der Lüge tiefe Striemen in den Körper des niedergeknebelten deutschen Volkes

In Kaaden und Sternberg, in Arnau und Eger, in Karlsbad und Aussig verbluteten im März 1919 die ersten Blutzeugen des Selbstbestimmungskampfes. Als dann das St. Germainer Diktat auch die letzte Hoffnung der Deutschen zerstörte, als die Freiheitskorpsverbände des deutschböhmischen Selbstschutzes als letzte Waffenträger einer herrlichen Überlieferung des jahrhundertelangen Einsatzes als deutsche Soldaten ihre Waffen verstecken und heimkehren mußten, breitete sich die Nacht eines düsteren Schicksals über das Deutschtum im Böhmer Land. Wieder zeichneten Blut, Entrechtung und Knechtschaft einer Minderheit den Weg, den die 3½ Millionen durch Jahre zu gehen hatten. Eingerollt lagen die alten

sturmzerfetzten Fahnen der Regimenter 1, 73, 92, 42, 88, Schützen 6 und der böhmischen Jägerbataillone und Reiterregimenter. Es war, als lauschten sie in ihren Verstecken einer Zeit entgegen, da ein Frontsoldat kommen würde, der sie wieder hervorholen, entrollen und das Vorbild derjenigen, denen sie durch Jahrhunderte vorausgeweht hatten, in der Weihe neuer, vom Blut der Bekenner Deutschlands Freiheit getränkter stolzer Standarten und Fahnen fortleben ließe. Nur wenn der Sturmwind eines neuen Aufbruches, der Jahr um Jahr stärker das Reich aufrüttelte, auch die Mauern dieser Verstecke erschütterte, war es, als zittere ein leises Rauschen in der verwitterten Seide dieser alten Feldzeichen. Mit brutaler Gewalt forderte indessen der Beneschstaat die Kraft deutscher Jugend zur Sicherung seiner willkürlichen Grenzen. Zur gleichen Stunde, da der Staat das deutsche Volkstum in ihrer Heimat zertrat, da er ihnen die Scholle [287] wegnahm, die ihre Ahnen gerodet, und die Väter und ihre Brüder von den Arbeitsplätzen wegtrieb, die dem Lande durch Jahrzehnte Reichtum und Wohlstand gebracht hatten, zwang er sie zum Waffendienst für die blauweißrote Fahne. Doch auch dieser Dienst blieb nur eine Pflichterfüllung gegenüber dem eigenen Volk. Die in die Kasernen gepferchte deutsche Jugend erfüllte ihn als das schwerste Los, das einen deutschen Mann treffen konnte, weil sie durch ihr schweigendes Ausharren den Boden der Heimat nicht fremdnationalen Eindringlingen preisgab. Sie diente und harrte. Im Herzen das Bild jenes Mannes, dessen Ruf im Altreich bereits Millionen folgten, das Horst-Wessel-Lied wie ein Gebet auf den Lippen, folgten sie fremden Kommandoworten, übten Gewehrgriffe, schossen und ritten und bereiteten sich dabei doch nur für den großen Fahnendienst vor, dem eines Tages auch das heiße Gelöbnis ihres Herzens gehören sollte. Als unbekannte Soldaten Adolf Hitlers traten sie dann nach dem Militärdienst in die Reihen der deutschen Front. Gehärtet im Ertragen eines verhaßten Dienstes, wurden sie jetzt zu leidenschaftlichen Bekennern einer Idee, die sie liebten. Schon brach das Siegeszeichen des Hakenkreuzes leuchtend durch das Dunkel der ihre Heimat verdüsternden Wolken. Noch durchbebte der Sturm aller gegen das Deutschtum entfesselten Gewalten jedes Haus, alle Dörfer, die Städte, Täler und Berge ihrer Heimat. Wieder floß Blut, bestes deutsches Bekennerblut rötete den Boden der deutschen Sudetengaue. Da dröhnte schon der Marschtritt zweier unter einer Führung, in einer Idee und von einem Willen getragenen Armeen heran. Das braune Heer Adolf Hitlers und seine feldgraue Wehrmacht brachen die Tore des Millionengefängnisses auf. Ein einziger Jubelschrei, der zugleich Kampfruf Hunderttausender deutscher Männer war, durchbrauste das Land. "Zu den Waffen, zu den Waffen!" befahl die Parole der Freiheit. Und nun entfalteten sich plötzlich wieder die stolzen alten Fahnen. Als Sinnbild besten deutschen Soldatentums folgten sie den leuchtenden Bannern nationalsozialistischen Bekennergeistes. Das Morgenrot brach an. Im Rollen der Salven sudetendeutscher Freiheitskämpfer brach die Herrschaft des Ungeistes zusammen. Das Sudetenland, der Böhmer Wald, Schlesien und Deutschmähren, sie alle wurden wieder frei. Das Blutopfer der

Jahrhunderte, der Kampf vieler Jahrzehnte, der Opfergang des Weltkrieges und des Volkstums und Freiheitskampf der dreieinhalb Millionen Deutscher des Sudetenlandes hatte in der Tat Adolf Hitlers vom 13. Oktober 1933 seinen Sinn und seine Erfüllung gefunden!

Und Österreich! -

In den gleichen Tagen, da jene Transporte sudetendeutscher "Kriegs- [288] gefangener" in die verratene Heimat rollten, brandete auch in der deutschen Ostmark der erste Freiheitskampf um die Erhaltung deutschen Volksbodens auf. Nur wenige deutsche Restregimenter der Front kehrten in den Spätherbsttagen des Jahres 1918 in die Heimat zurück. Durch unklare Befehle des sich auflösenden Armeeoberkommandos, die den Zeitpunkt des Waffenstillstandes vorverlegt hatten, gerieten Tausende deutscher Soldaten in die Gefangenschaft. So war es, ebenso wie im Altreich, nicht die Front, die das Schicksal des aus den Trümmern Österreich-Ungarns sich erhebenden Staates bestimmte. Niemals hat dieser Staat dem Willen der deutschen Frontsoldaten der Ostmark entsprochen. Denn was sie in den Jahren der schwersten Bewährung der Front, was sie in der Einsamkeit ihrer Dienstleistung in nichtdeutschen Verbänden ersehnten, das war Großdeutschland. Oft genug hatte gerade diese Sehnsucht aus ihren Gesprächen im Schützengraben geklungen. Darum hatte sie auch der Zusammenbruch Österreich-Ungarns niemals in dieser Hoffnung getroffen. Stand doch jenseits der Trümmer des alten Staatsgebildes, größer und für alle Deutschen als Heimat, das Reich. Um so härter traf sie darum jene von den Siegern diktierte Staatsgründung, die ihren neuerlichen Ausschluß aus dem großen Vaterland scheinbar besiegelte.

[294] Großdeutsche Anschlußkundgebung 1919.
(Sammlung Handke)

Weil sie es jedoch waren, die in den Tagen des Umsturzes noch als letzte die Ehre der alten Armee und damit das Schild des deutschen Soldatentums fleckenlos gewahrt hatten, wurde in jedem von ihnen der Wille, dieses Erbe eines Tages in die großdeutsche Heimat hinüberzuretten, höchstes Gesetz. Diesem Gesetz gehorchend, traten sie aus dem Rückmarsch von der Front den Marsch in den Freiheitskampf der Ostmark an. Unbekümmert um die innerpolitische Ausrichtung des neuen Staatsgebildes auch bei der Errichtung des neuen republikanischen Heeres abseits stehend, galt der Kampf der Frontkämpfer der alten Armee nur der Erhärtung des Volkstums in der eigenen Heimat. Sie waren es, die, während in Wien sogenannte Volkswehrbataillone hinter roten Fetzen auf dem Ring demonstrierten, in den Jahren 1919/1920 die Waffen neuerdings aufnahmen. Die Reste des Blutregimentes, Kärntner Gebirgsschützen, Jäger, steirische Infanteristen, Landstürmer, ehemalige Kavalleristen, Artilleristen, Marinesoldaten, Freiwillige und deutschbewußte Angehörige der Kärntner und Tiroler Volkswehr stemmten sich unerschütterlich den slowenischen Besetzungskontingenten in Kärnten und der südlichen Steiermark entgegen. So wie im Altreich die Freikorpskämpfer die Ehre des alten stolzen deutschen Heeres in die Bewegung Adolf Hitlers hinüberretteten, so bewahrten die Soldaten des Kärnter Freiheitskampfes die Überlieferung all der ruhmreichen Namen, die auch die Spiegel und Abzeichen ihrer [289] verwitterten Uniformen, Künder einer stolzen Vergangenheit waren. In den blutigen Gefechten bei Ferlach, Rosenbach, am Karawankentunnel, bei Radkersburg, Purkau, Halbenrain, dann im Aufbruch des allgemeinen Widerstandes, der das ganze Volk zu den Waffen rief, neuerdings bei Rosenbach, St. Jakob, Grafenburg, Bleiburg, Eisenkappel, Prävalie, Grafenstein und zuletzt bei Völkermarkt besiegelten diese Freiheitskämpfer die Rettung der Heimat als Bollwerk des deutschen Südostens. Zugleich wurde aber auch ihr Einsatz zum Vorbild aller späteren Abwehr- und Abstimmungskämpfe im gesamtdeutschen Grenzraum. Frontkämpfer waren es auch, die den Willen des deutschen Volkes zur Heimkehr ins Reich durch ihren Einsatz in der Durchführung der Volksabstimmungen in Tirol und Salzburg 1921 zum Ausdruck brachten. Aus ihren Reihen traten damals die Besten in die ersten braunen Kampfbataillone Adolf Hitlers ein. Gerade weil sie es waren, in denen der Geist der Front weiterlebte, übernahm die SA. der Ostmark die Überlieferungspflege der alten deutschösterreichischen Regimenter.

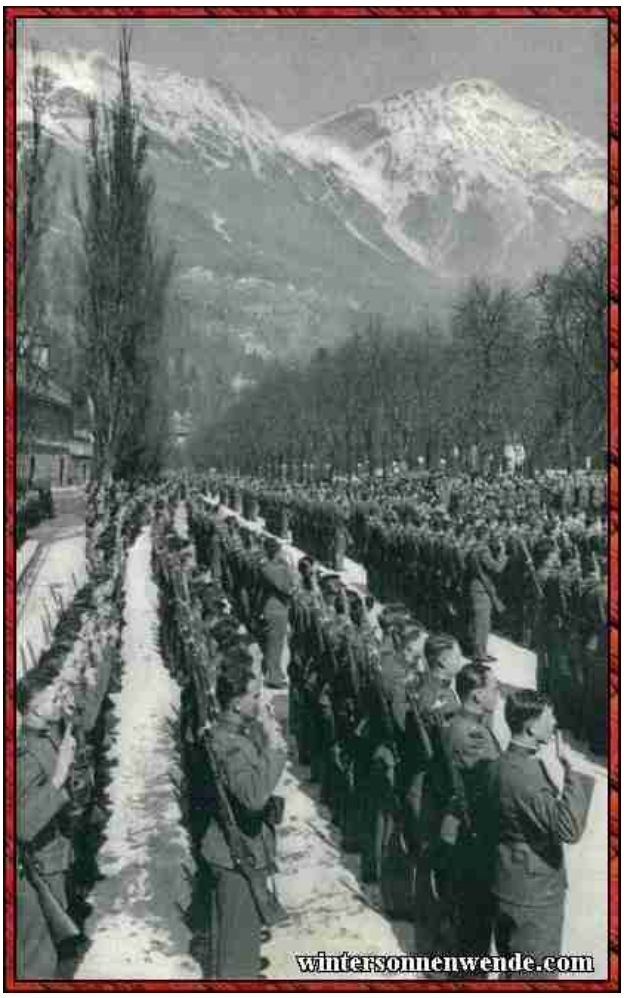
Das Heer, das sich damals aus der Volkswehr zum Bundesheer durchrang, fand noch lange nicht die innere Kraft, eine Überlieferungspflege zum Träger seiner inneren Haltung zu machen, die in der Wahrung des Großen der Soldatenvergangenheit Österreich-Ungarns gleichzeitig den besten Garanten für seine großdeutsche Aufgabe sah. Erst als mehr und mehr die Söhne der Frontkämpfer in das nach dem Muster der Reichswehr organisch aufgebaute kleine Bundesheer traten, schien der Geist der Truppe eine großdeutsche Ausrichtung anzubahnen. Der politische Kampf, vor allem der trübe Einfluß

zeitweise noch marxistischer, mit den Jahren aber anwachsend legitimistisch-katholischer Mächte entfremdete das Heer jetzt von neuem seiner Gesamtaufgabe. Mit dem "Ausbruch" der Ära Dollfuß-Schuschnigg klafften die Fronten dann klar auseinander. Erbitterung und tiefe Beschämung erfüllten jedoch jeden deutschen Soldaten, als 1933 die alten Uniformen des 1918 in Ehren untergegangenen Heeres von den Verfechtern des österreichischen Separatismus wieder hervorgeholt wurden, dieses Kleid der Frontkämpfer zum Symbol der Gegnerschaft eines legitimistisch-römischen österreichischen Staates gegen den deutschen Aufbruch des Nationalsozialismus zu erniedrigen. Hunderte der besten von deutschbewußten Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften wurden in den Jahren 1933 bis 1935 zum Austritt aus dem Heere unter Anprangerung ihrer großdeutschen Gesinnung gezwungen. Was blieb und dann später unter Anwendung einer parteipolitisch gehandhabten Wehrpflicht dem Heere wieder zugeführt wurde, war niemals das in der wehrhaften Jugend verkörperte Frontvermächtnis der Väter. In Reih und Glied mar- [290] schierten jetzt die alten und jungen Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung neben den ehemaligen Soldaten des Bundesheeres in den Standarten Adolf Hitlers. Soldaten waren es, die als Männer der SA. und SS. neben den Kameraden, die noch nicht im Heere gedient hatten, den blutigen Heldenkampf der Julitage des Jahres 1934 durchfochten. Soldaten standen als Märtyrer der Bewegung unter den 13 unvergeßlichen Blutzeugen des 30. Juli. Niemals wurde die herrliche Einheit des politischen und waffentragenden Soldatentums im Braunhemd sinnfälliger erhärtet als in der Gestalt jener Helden, die sich unter dem Galgengerüst eines verbrecherischen Systems für Adolf Hitler und Großdeutschland opferten. Und auch die Hunderte und Tausende, die in den Freiheitskämpfen der Sommertage von 1934 als Soldaten der großdeutschen Bewegung bluteten, trugen als nationalsozialistische Kämpfer das Vermächtnis ihrer Ahnen in eine großdeutsche Zukunft. Je mehr jetzt das Bundesheer zur politischen Wachtruppe des legitimistisch-klerikalen Separatismus wurde, verbreitete sich der soldatische Widerstandswille in der breiten Masse des Volkes. Jahre härtester Prüfung, in denen Kerker, Anhaltelager, erzwungene Flucht aus der Heimat die deutsche Bewährung all dieser hunderttausend Kämpfer und ihrer Familien erprobten, breiteten über das herrliche Land ein schier undurchdringliches Dunkel. Bis Adolf Hitler am 13. März 1938 seiner Heimat endlich die Freiheit brachte. In einem Jubelmarsch, wie ihn die deutsche Heeresgeschichte noch nie gekannt hatte, zogen die braunen und grauen Soldaten Großdeutschlands in die erlöste Ostmark. Sieben Monate früher, ehe sie auch dem Sudetenland die Freiheit brachten, rückten die Regimenter unter dem Hakenkreuzbanner auf dem Heldenplatz in Wien ein. Das Volk, das sie von der ehemaligen Grenze bis an die Zollschranken Ungarns und Südslawiens zwischen einem niemals abbrechenden Begeisterungsspalier hindurchziehen ließ, hatte während der entscheidenden Tage nach dem 9. März die Ketten zum Teil schon selbst abgestreift. Ein wehrhaftes Volk,

beinahe die gesamte Jugend der Ostmark grüßte die Befreier stolz im Schmucke der wiedererhaltenen Waffen. Auch das Bundesheer trat zur Ehrung des Führers und der Soldaten des Dritten Reiches an. Im Präsentiergriff, die Degen und die jetzt wieder hervorgeholten ehrwürdigen Fahnen gesenkt, grüßte das Heer die Hakenkreuzfahne.

[296] Die erste großdeutsche Parade:
Vorbeimarsch einer österreichischen Gebirgsjägerformation
vor dem Führer, 15. März 1938.
(Scherls Bilderdienst, Berlin)

Am 13. März 1938 wurde dieses Heer auf Adolf Hitler vereidigt. Monate harter Arbeit, die die alten Werte jenes deutschen Soldatentums der Ostmark wieder zur Geltung brachten, haben aus dem Bundesheere wieder einen stolzen Bestandteil der großdeutschen Wehrmacht geschaffen. Als die bevorstehende Befreiung des Sudetenlandes auch die Einsatzbereitschaft der Ostmark forderte, trat das Volk [291] dieser Ostmark zum erstenmal wieder kampfbereit unter die Fahnen eines noch niemals so unlösbar geeinten Deutschen Reiches.



[295] Truppen des ehemaligen österreichischen Bundesheeres werden in Innsbruck auf Adolf Hitler vereidigt.
(Presse-Illustration Hoffmann, Berlin)

In den Herbsttagen des Jahres 1938 aber, als die Einsatzbereitschaft der Nation ihre glänzendste Probe bestanden und die alten Frontkämpfer aus den Reihen der großdeutschen Wehrmacht wieder heimgekehrt waren, rief die Wehrmacht des Dritten Reiches zum erstenmal die Jugend der Ostmark zu den Waffen. Das, was die Ahnen ersehnt, worum sie und ihre Söhne gekämpft und wofür die Weltkriegskämpfer das Opfer ihres Ausharrens als deutsche Soldaten Österreich-Ungarns gebracht hatten, war in Erfüllung gegangen. Der tausendjährige Kampf, der Blutweg von Millionen hatte seinen Sinn erhalten. Angesichts der Standarten des Prinz-Eugen-Regiments Kuefstein, des Regiments Würzburg, der Deutschmeisterfahne von 1790 hoben Tausende junger deutscher Soldaten am Abend des 25. November 1938 auf dem Wiener Heldenplatz die Hand zum Eide auf das Hakenkreuzbanner Großdeutschlands. Stumm und in ihrer ehernen Schweigsamkeit noch eindringlicher mahnend blickten die Reiterstandbilder Prinz Eugens und Erzherzog Carls auf die angetretenen Bataillone, Batterien

und Schwadronen herab. Klar und nach Soldatenart knapp erinnerte der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe V, Generaloberst List, die jungen Soldaten der Ostmark an die geschichtliche Größe der Stunde. Es war, als traten Hunderttausende, das unübersehbare Heer der Gefallenen seit den Tagen, da vor Wien Kara Mustaphas Batterien gedonnert hatten, stumm neben den Erben ihrer Soldatenüberlieferung an und lauschten, wie jetzt die Worte des Generals der großdeutschen Wehrmacht über den Heldenplatz hallten:

"Kameraden! Machen Sie sich die Bedeutung dieser einmaligen geschichtlichen Handlung klar und nehmen Sie sie voll und ganz in Ihr Bewußtsein auf. Bedeutet sie doch die allen und für immer sichtbare Krönung des gewaltigen militärischen Um- und Aufbauwerkes in der Ostmark, wenn dieses Werk auch noch nicht ganz abgeschlossen ist.

Kameraden! Wir vollziehen diese Handlung auf altem historischem Boden, wir vollziehen sie im Beisein vieler Tausender lebender Zeugen, aller ihrer unmittelbaren Vorgesetzten, der Vertreter des Staates und der öffentlichen Körperschaften und vieler, vieler Tausender deutscher Männer und Frauen; wir vollziehen sie angesichts der Denkmäler dieses wundervollen Platzes, dieser stummen, aber nicht weniger mahnenden Zeugen. Stehen wir doch unmittelbar unter dem Denkmal des »edlen Ritters«, des Mannes, der schon vor zweihundert Jahren ein Großdeutschland schaffen wollte, der durch seine Heldentaten die Ostmark und damit Deutschland befreite und rettete vor der aus dem Osten drohenden [292] Gefahr. Von weiter rückwärts blickt Erzherzog Carl zu uns, der Mann, der in der Schlacht bei Aspern den ersten wirksamen Schwertstreich führte gegen den Bedrücker Europas.

Und dort auf der Seite des Platzes erhebt sich das Denkmal, das errichtet wurde zum Gedenken an das gemeinsame, erfolgreiche Ringen aller deutschen Stämme in der Völkerschlacht von Leipzig, dieses Heldenmal, das nunmehr geweiht ist den Hunderttausenden Gefallenen der Ostmark im großen Kriege.

Wir vollziehen unsere Handlung angesichts der vor uns stehenden ruhmbekränzten alten Feldzeichen der ehemaligen österreichischen Truppenteile, die in Hunderten von Schlachten die braven, tapferen Soldaten des alten österreichischen Heeres zum Kampf und Siege ehrten, angesichts dieser Feldzeichen, die in entscheidenden, geschichtlichen Epochen zugleich Banner der großdeutschen Sache waren. So sehen wir, um nur einige zu nennen, dort vor dem Denkmal des Prinzen Eugen die aus dem Jahre 1676 stammende Standarte des Regiments Würzburg, wir sehen hier die Standarte der Savoyer-Dragoner, die unter den Augen des Prinzen Eugen im Jahre 1717 die Savoyen-Dragoner bei Belgrad zum Siege führte, wir sehen zwischen diesen beiden ehrwürdigen Feldzeichen die aus dem Jahre 1740 stammende Fahne des Deutschmeisterregiments Nr. 4, dessen Tradition in dem neuen hiesigen Regiment Nr. 134 fortlebt, und unter den anderen

Fahnen und Standarten sind vier, die an dem Völkerringen bei Leipzig teilgenommen haben. Welch unvergängliches deutsches Heldentum spricht allein aus diesen wenigen Namen.

Kein anderes Land Großdeutschlands außer Preußen kann auf eine solche große, ruhmvolle, militärische Vergangenheit zurückblicken wie die Ostmark. Sie, die Jahrhunderte hindurch des Reiches Schild war gegen den Osten; und immer war die Wehr dieser Ostmark und vor allem ihre Führung deutsch; immer war der Kampf um und für den Bestand der Ostmark eine gesamtdeutsche Angelegenheit.

Truppen aller deutschen Gaue vereinigten sich in der Schlacht am Kahlenberg zur Verteidigung Wiens. Vor Gran und Ofen kämpfte der Brandenburger neben dem Schwaben und Hessen mit dem Österreicher.

So geht durch all die Jahrhunderte von dieser Heldenzeit Österreichs über die Befreiungskriege bis zum Weltkrieg eine wahrhaft stolze militärische Überlieferung. Sie fand ihren tragischen Höhepunkt in dem Schicksal des »Heeres ohne Vaterland« im November 1918, als die ostmärkischen Regimenter ihre Fahnen noch verteidigten, zu einer Zeit, als das Reich schon verraten und auseinandergebrochen war.

[293-296=Fotos] [297] Dieses Heldentum wird unvergessen bleiben in allen Gauen des Großdeutschen Reiches. Dieses Heldentum ist in der Ostmark auch in den trüben Jahren nach dem Weltkrieg allen Feinddiktaten zum Trotz lebendig geblieben. Der Geist deutschen Soldatentums in der Ostmark ist ungebrochen.

Ein Sohn der Ostmark, unser Führer, hat diesem Geist wieder wahren Inhalt und Zweck verliehen. Mit der Heimkehr der Ostmark ins Reich sind auch die ruhmvollen militärischen Überlieferungen der alten österreichischen Truppenteile in das gesamtdeutsche Soldatentum eingemündet. Der Ring ist geschlossen.

Und so haben Sie, meine Kameraden, dank der Tat des Führers das Glück, nicht nur Träger einer ruhmreichen, einzigartigen Tradition zu sein, sondern zugleich Repräsentanten eines neuen starken großdeutschen Heeres.

Diese zweifache Berufung verpflichtet, verpflichtet aufs höchste.

Mit dieser hohen heiligen Verpflichtung übernehmen Sie heute Ihre neuen Fahnen, diese Fahnen, die durch die Einheitlichkeit und Gleichheit ihrer äußeren Gestaltung die Einheit des Reiches, die Einheit Großdeutschlands versinnbildlichen, die Ausdruck sind eines freien, stolzen Volkes und seines stolzen starken Heeres, die Verkörperung sind ihres Truppenteiles.

Zugleich sind sie ebenso wie die alten ehrwürdigen, vor uns stehenden Feldzeichen Sinnbild aller soldatischen Tugenden:

bedingungslosen Gehorsams,
nie wankender Treue,
wahrer soldatischer Kameradschaft,
harter Zucht und

eiserner Pflichterfüllung.

Seien Sie sich, meine Kameraden, der darin liegenden heiligen Verpflichtungen bewußt. Halten Sie Ihre Fahne allzeit und in jeder Lage hoch und rein, folgen Sie ihr treu, wie tausende und aber tausende brave, tapfere, starke Söhne der Ostmark ihren Fahnen gefolgt sind. Dann wird das deutsche Heer unüberwindlich sein und damit der sicherste Schutz für unser geliebtes, großes, deutsches Vaterland!

Kameraden!

In dieser feierlichen, heiligen Stunde gedenken wir in tiefer Dankbarkeit des Mannes, der Großdeutschland und unser starkes Heer geschaffen, der uns diese Fahnen gegeben hat. Ihm sind wir in unerschütterlicher Treue auf immer verbunden!

Unser Führer und Oberster Befehlshaber Adolf Hitler, Sieg Heil!"

[298=leer] [299]

Literaturverzeichnis

Illustrierte Geschichte der K. u. K. Armee, Bd. II. Verlag Gilbert Anger, Wien.

Georg Nitsche: Österreichisches Soldatentum im Rahmen deutscher Geschichte. Verlag G. Freytag, A.-G., Berlin-Leipzig.

Oskar Teuber: Ehrentage Österreichs. Verlag L. W. Seidel, Wien.

Richard Suchenwirth: Das tausendjährige Österreich. Verlag Bruckmann, München.

Lorenz: Türkenjahr 1683. Verlag W. Draumüller, Wien-Leipzig.

Otto Gallian: Der österreichische Soldat im Weltkrieg. Leykam-Verlag, Graz.

Wilhelm Deutsch: "Der Weg zum Großdeutschen Reich." Ostmark-Schriften, Eugen Diederichs Verlag, Jena.

A. G. von Berneck: Die Welt in Waffen. Verlag Otto Spamer, Leipzig.

Alfons von Czibulka: Das Volksbuch vom Prinz Eugen. Verlag H. Hugendubel, München.

Carl von Bardolff: Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Friedrich II.: Geschichte meiner Zeit. Joh. Bapt. Wallishauser, Wien 1789.